


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens
MAX VOGEL


HANS R SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Billiges Haushalten.
Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes.
Von Bernhardine Schulze-Smidt.
298 Seiten. In Leinen gebunden 4 Mark.
(Aus der Sammlung „Die Bücher der Frau“. Band 4.)
Mit Wenigem gut haushalten ist eine Kunst, deren sich unsere Frauen stets gern befleißigen, die aber in der Gegenwart ihren ganz besonderen Wert erhält. Und da in solchen Dingen „grün allein des Lebens goldner Baum“ ist, ließen wir den Band von einer deutschen Frau bearbeiten, die wirklich von ihr selbst Erprobtes und Bewährtes aus dem Schatze reicher Erfahrung schöpfen und bieten kann. Das Buch ist für alle Stände geeignet, gleichviel ob die Haushaltungskasse reiche oder geringere Mittel aufweist.
Inhalt: I. Einrichten und Einteilen. Ein Zwiegespräch zur Einleitung. Gutes Haushalten, eine anziehende Kunst. Die Wohnung und wohlfeiles Wohnen. Krankheit und Gesundheit der Wohnung. II. Bewahren und Erhalten. Vom Aufbewahren und Ausbessern. Vom Instandhalten. Von der Hausversorgung. Vom Einkauf. III. Unsere Dienstboten. In zwei Briefen der alten Hausfrau an die junge. Erster Brief. Unsere Dienstboten, unsere Helfer. Zweiter Brief. Bessermachen kommt nie zu spät. IV. Sparen, spenden, schmücken. „Geben armet nicht.“ „Eure Lindigkeit ist bekränzet mit Rosen.“ „Herberget gerne.“ „Seltene Feste sind schönere Feste.“
Zu haben in allen Buchhandlungen.



Elektrischer Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt das medizinische **Warenhaus Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy. B. 1.** Lästige Haare **mit der Wurzel** kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. **Hierfür bürgt** die Firma und **verpflichtet** sich andernfalls **das Geld zurückzuzahlen.** (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist **Mk. 5.50 und Mk. 8.—** gebrauchsfertig (per Nachnahme). Einzige Methode, um Haare **für immer** zu beseitigen.



Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) **färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.**



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium **Berlin 75,** Koppenstr. 9.

2000 Witze

Nirgendwo in der ganzen **Welt** gibt's so viel zu lachen für so wenig Geld. Gegen 70 Pf. in Briefmarken (Nachn. 90 Pf.). Dazu 1 Spiel Boskos Zauberkarten, 1 Buch: Der Kartenkünstler u. hochint. Beilag. **gratis.**

Otto Helemann, Köln 348, Postf. 161.

Ueber 4000 Stück im Gebrauch.



Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Flechtenkranke

aller Art wenden sich schriftlich oder mündlich an mich. Erteile gern jedem Rat und Hilfe, um von dem schrecklichen Übel befreit zu werden. Habe selbst 10 lange Jahre an der Flechte gelitten.

Wilh. Kremer, Essen-Ruhr C. N. 116,
Rüttensch. Straße 201.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

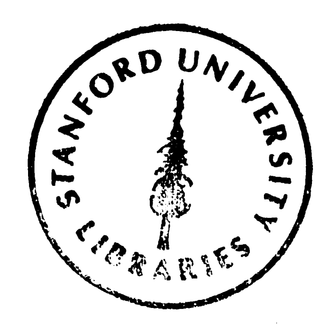
Enthält üb. 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen! **Preis M. 1.60.**
Zu haben in allen Buchhandlungen.

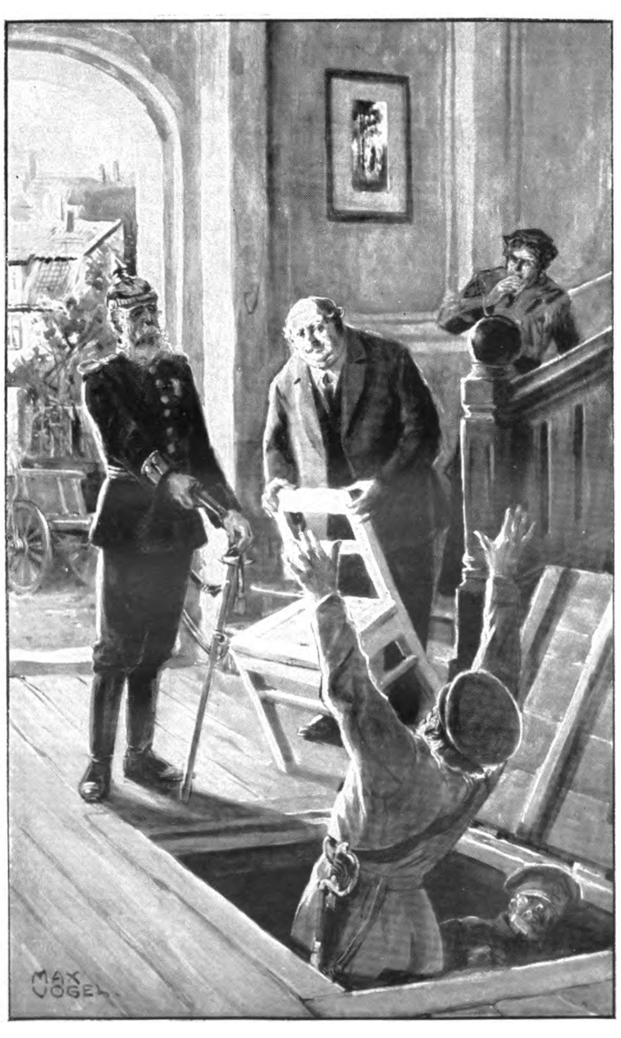
Magere Damen.

Teile gegen Rückporto diskret mit, wie ich durch ein ärztlich empfohlenes, nicht zu teures Mittel schöne volle Formen erhielt.

Frau **Inspektor Krien, Cöln 59,** Maibachstr. 8.

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Der alte Leutnant" von Peter Robinson.
(S. 24)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Siebenter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ∴ Berlin ∴ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite



Der alte Leutnant

Erzählung von Peter Robinson

Mit Bildern von Max Vogel (Nachdruck verboten)

Zwei Tage, nachdem Herr Conradi seinen einundsiebzigsten Geburtstag begangen hatte, war von dem kommenden großen Kriege das erste verlautet, was über unsichere, noch schwer zu deutende Anzeichen hinausging. Von diesem Zeitpunkt an änderte sich der alte Conradi ganz gewaltig. Er war die letzten Jahre schon recht stumpf gewesen, und man hatte wohl meinen können, daß die sanfte Gleichförmigkeit, mit der er durch seine stillen Tage dahinschlich, nun bald in die endgültige Ruhe übergehen würde, und daß sie ihn nächstens hinaustragen würden auf den birkenumsäumten Friedhof östlich vor der kleinen Stadt. Ein wenig hoch liegt der, so daß man von ihm die weite Ebene gut überschauen kann bis ganz in die Ferne, wo jenseits eines unbedeutenden Grabens, den Menschenhände als Zeichen eines wichtigen Abschnitts geschaffen haben, die Welt auf einmal eine ganz andere wird, und zwar eine bedeutend schlechtere, denn hier beginnt das Gebiet der russischen Knute.

Mit vielen anderen war auch der alte Conradi nach dieser Seite vor die kleine Stadt gewandert und hatte dort hinübergeschaut. Aber es war noch nichts zu sehen gewesen, noch ganz und gar nichts. Da waren sie alle wieder nach Hause gegangen, und die einen hatten gemeint, es wäre wohl wieder einmal blinder Lärm gewesen, und auch jetzt würde wieder nichts daraus werden, denn die Russen hätten ja genug zu tun im eigenen Lande. Die anderen aber hatten doch die Unruhe nicht loswerden und die Zeit kaum erwarten können, bis der Abendzug kam mit den Königsberger Zeitungen. Darin standen denn auch wirklich ernste

Dinge, und der alte Conradi schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie, die Kerle sollten nur kommen. Aber seine Stimme war doch schon ziemlich zitterig, und die Hand tat ihm nicht schlecht weh. Denn tüchtig auf den Tisch zu hauen, das war er eben doch nicht mehr recht gewöhnt.

Anno 70 freilich, ja, da war er noch ein anderer Kerl gewesen. Als Vizefeldwebel war er mit nach Frankreich hineingezogen, wo ihm am 17. September am Mont Mesly dreierlei beschert wurde: ein Schuß in die Hüfte, das Eiserne Kreuz und das Leutnantspatent. Natürlich hingen diese drei Dinge alle zusammen. Das Eiserne Kreuz blieb, wie es war, die Wunde heilte langsam und ließ ein etwas humpelndes Bein zurück, und aus dem Leutnant wurde ein Leutnant a. D. Sie gaben ihm eine Stelle als reitender Steueraufseher an der Kurischen Nehrung, denn reiten konnte er noch vortrefflich. Und später war er dann noch zweimal in bessere Stellungen gerückt, zuerst in der Memeler Gegend und später hier unten in Masuren, in dem kleinen Nest, wo er sich dann für sein Lebensende eingerichtet hatte. Dort war auch die Pensionierung über ihn gekommen. Ein wenig früh, schon vor dem sechzigsten Jahre, aber sie hatten wohl gedacht, daß er nicht mehr recht zu gebrauchen wäre, seit ihn das Unglück mit seinem Sohn getroffen hatte.

Erschossen war der worden, und der Vater selbst war es gewesen, der ihn da draußen an der Grenze hatte finden müssen. Ob die Kugel von einem Schmuggler oder von einem der Grenzkosaken, die ja manchmal so aus reinem Vergnügen über den Graben knallten, gekommen war, das ließ sich nicht feststellen. Conradi schwur darauf, es sei ein Kosak gewesen, und seitdem

hatte er nie nach Osten blicken können, ohne die Faust zusammenzukrampfen.

Die Schwiegertochter, die schon immer kränklich gewesen war, hatte den Tod ihres Mannes nicht lange überlebt, und dann waren Conradi und seine Frau Mathilde allein übrig geblieben mit ihrer Enkelin Marianne, die allmählich zu einer recht hübschen Margell heranwuchs. Freilich, der Großvater bekümmerte sich nicht viel um sie; das war nun einmal eine Sache, die vor allem die Frau anging. Er hielt sich überhaupt immer mehr und mehr allein, wenig gewillt, seine alte brave Mathilde an seinen inneren Angelegenheiten besonders teilnehmen zu lassen. Gleich nach seiner Pensionierung hatte er davon eine hübsche Probe gegeben. Eines Tages hatte Mathilde ihm seinen kleinen Koffer packen müssen; ein wenig verreisen wollte er einmal, so etwa bis nach Königsberg hinauf. Abgedampft war er, hatte nichts von sich hören lassen, und dann war auf einmal eine Karte gekommen — wirklich und wahrhaftig aus Paris. Der alte Conradi war ganz heimlich ein bißchen nach Paris gefahren.

Niemand hatte eine Ahnung gehabt, daß er sich das schon lange fest vorgenommen hatte. Gleich nach dem Gefecht am Mont Mesly hatte es ihn geschmerzt, daß er im Lazarett liegen mußte, während die anderen weiter nach Paris konnten. Gut, wenn er das Nest nicht als ein Eroberer hatte besuchen können, dann wollte er es sich wenigstens nachher einmal ansehen.

Conradi war aber mit seinem Ausflug gar nicht so recht zufrieden und kehrte zurück mit der in mancher Hinsicht vielleicht anfechtbaren, in anderer schließlich aber auch ganz gut begründbaren Meinung, daß ihm diese Reise hätte erspart werden können — ganz einfach dadurch, daß man damals den ganzen Krempel

an der Seine hätte zusammenschießen müssen. Im übrigen schwieg er so ziemlich über seine Reise.

Das aber nahmen ihm alle Bekannten in der kleinen Stadt übel. Wenn jemand aus dem hintersten Winkel Ostpreußens Paris besucht hat, da wollen doch die anderen Leute auch etwas davon haben. So kam man denn schließlich überein, die große Reise des Herrn Conradi sei so ziemlich das Albernste gewesen, was der alte Herr hätte anstellen können, und die Witze, die abends am Stammtisch darüber gemacht wurden, wogen schließlich mehr an prächtiger Unterhaltung, als wenn die ganze Gesellschaft selbst in Paris gewesen wäre. Am Sonnabend freilich, wenn der alte Herr seiner Gewohnheit nach auf drei Abendstunden und drei Gläser Grog das Lokal besuchte, ließ man die lauten Witze, und nur leise spöttelnde Andeutungen und überlegenes Lächeln wagten sich hervor. Aber davon merkte er nichts. Nie im Leben wäre er auf den Verdacht gekommen, daß jemand sich über ihn lustig machen könnte. Nicht, daß er sich für etwas so Besonderes gehalten hätte — nein, nur weil von je sein Fühlen und Handeln immer forsch aus dem Herzen gekommen war.

Irgend jemand hatte das Gerede aufgebracht, Herr Conradi hätte auch seine Uniform mit nach Paris genommen gehabt. Das war mit großem Vergnügen geglaubt worden. Ja, über Conradis alte Leutnantsuniform waren seit vielen Jahren schon manche Witze gemacht worden. Damals, nach dem Kriege, hatten sie ihm natürlich das Recht gegeben, daß er sich zu den besonderen Gelegenheiten, wo so etwas eben üblich ist, seine Uniform anziehen dürfte. Das hatte er selbstverständlich getan — vor allem zu Kaisers Geburtstag und zum Sedantage, den er als hohen Feiertag beging,

Ja, der Apotheker Loderholz hatte sogar das Gerede in die Welt gesetzt, man könnte an Herrn Conradis Äußerem sofort erkennen, wenn im Städtchen sich einmal ein Soldat auf Urlaub aufhalte. Dann zöge nämlich der alte Herr sofort seine Uniform an und humple so lange die Straßen auf und ab, bis der Urlauber ihm glücklich irgendwo begegnet wäre und ihn dann stramm hätte grüßen müssen.

Das stimmte wohl nicht so ganz. Richtig war wohl nur, daß der alte Leutnant, wenn es sich gerade so fügte, immerhin mit fröhlichem Behagen eine seinem Staatskleide dargebrachte Ehrenbezeigung entgegennahm. Nun, das war der Rock doch auch wert und auch das ehrliche Verdienst, das ihn einmal erworben. Daß mittlerweile die Zeiten sich etwas geändert hatten und eine ganze Menge Leute vorlaute Münder auftaten, um den Wert der bunten Röcke und den Nutzen der Leute, die darin steckten, zu bezweifeln — das wußte Leutnant Conradi nicht. Das hätte er auch gar nicht wissen wollen; solche Erkenntnis hätte ihn krank machen können.

* * *

Also Krieg! Wirklich Krieg! Fast wie ein Kommando klang es, scharf und schneidig, als Leutnant Conradi die Nachricht dem Nachbar Spirgatis zurief, der an diesem lauen Sommerabend vor seiner Haustür saß und, wenn man ihn danach gefragt hätte, wahrscheinlich gar nicht einmal hätte angeben können, woran er eigentlich gedacht hatte. Nun ja, es war ja auch ein so beschwerlicher Tag gewesen. Nicht, daß er noch etwas zu tun und zu schaffen gehabt hätte, der Herr Spirgatis. Bewahre — er war ja ein ganz ansehnlicher Rentner. Aber der Tag war so heiß gewesen, und Hitze

war ihm immer die schlimmste Beschwer, die ihm die Natur antun konnte. Denn Herr Spirgatis wog gut seine zweieinhalb Zentner, eher noch etwas mehr. Den Laden am Marktplatz, der fast die ganze Stadt mit Kolonialwaren und Delikatessen versorgte, führte jetzt sein einziger Sohn.

Aber einen kleinen Handel hatte er sich doch noch vorbehalten. Herr Spirgatis wußte nämlich den besten Rum und den herrlichsten Arrak der Welt aufzutreiben, und da diese beiden Stoffe zur Bereitung des ostpreußischen Nationalgetränkes, des im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, am Morgen, zu Mittag, zu Abend und in der Nacht gleich bekömmlichen Grogs, unentbehrlich sind, war er ob seiner Leistungen als ihr Importeur allgemein geschätzt. Sein hübsches kleines Lager von diesen durch menschliches Genie aus Zuckerrohr und Reis gewonnenen Produkten war so recht die Freude seines Alters.

Neben Herrn Spirgatis saß an jenem schönen Sommerabend seine Gattin, klein und schmächtig. Diese Verschiedenheit des Gewichts bedingte auch eine Verschiedenheit des Temperaments, und deshalb war es jetzt Frau Spirgatis, die bei der von Herrn Conradi so forsch herausgeschmetterten Nachricht jäh in die Höhe fuhr: „Ach Gottchen, Herr Leutnant, wie ist denn das bloß menschenmöglich! Das ist doch eine Gemeinheit von den Kerlen!"

„Eben darum! Gemeinheiten, Frau Spirgatis, sind das Menschenmöglichste, was es gibt," sagte Herr Conradi.

„Aber wir haben doch den Russen nie was getan."

„Leider nicht, hätten ihnen schon längst das Fell verhauen sollen."

Herr Spirgatis sagte gar nichts, denn auch geistig

mochte er sich nicht gar so schnell in Bewegung setzen. Er hob nur matt die dicke Hand und deutete nach dem Hausflur, bekümmert das Haupt schüttelnd.



Die kleine alte Frau verstand ihn. „Ach Gott, Mannchen, wenn die Kerle nun aber über den feinen Rum geraten!“

„Mögen sie ihn in Teufels Namen aussaufen, Frau

Spirgatis," sagte Herr Conradi grimmig. „Den Katzenjammer werden wir ihnen nachher schon besorgen."

Frau Spirgatis rang die Hände. „Ja, meinen Sie denn wirklich, Herr Leutnant, daß die Kerle uns ins Land kommen?"

Herr Conradi hieb mit der Faust durch die Luft. „Sollen sie nur, Frau Spirgatis, sollen sie nur!" Aber wohlmeinend setzte er dann hinzu: „Immerhin — Ihr Silberzeug und was Sie sonst gern behalten möchten, das verstecken Sie lieber doch auf ein paar Tage. Tun Sie's ins Badezimmer, Frau Spirgatis; da traut sich kein Kosak 'rein."

Jetzt endlich tat auch Herr Spirgatis den Mund auf. „So ein Kerl, der Zar!" sagte er. „So ein infames Schorfkrät!"

Daß der sonst so sanftmütige dicke Herr diese schöne ostpreußische Injurie wuterfüllt anwandte und den Beherrscher aller Reußen als Schorfkröte bezeichnete, zeigte, wie erschüttert er im Innern sein mußte, und welcher Umschwung seine friedfertige Seele ergriffen hatte.

Ach ja, es änderte sich in den folgenden Tagen gar manches. Dinge, die hoch im Ansehen gestanden hatten, galten nichts mehr, und andere, die manch einer mit spöttischer Miene betrachtet hatte, stiegen auf einmal ganz allgemein ungeheuer im Werte. Apotheker Loderholz grüßte den alten Leutnant Conradi jetzt mit nie erlebter Freundlichkeit und einem Respekt, dessen Aufrichtigkeit gar nicht zu bezweifeln war. Er mochte wohl das sichere Gefühl haben, daß des sonst so belächelten alten Leutnants junge Kameraden jetzt sehr gut zu gebrauchen wären. Übrigens hatte er den Nutzen des Militärs auch in einer anderen und zwar der ihm wohl wesentlichsten Hinsicht bereits empfunden, da er sofort den größten Teil seines Lagers an Verbandstoffen gegen

sehr anständige Bezahlung in der benachbarten Garnisonstadt abgeliefert hatte.

Dorthin fuhr auch sofort Leutnant Conradi. In seiner Uniform natürlich. Also, da wäre er zur Stelle!

Aber man hatte, wenn auch natürlich mit aller Liebenswürdigkeit, den alten Herrn wieder nach Hause geschickt.

Eigentlich etwas verdrossen kam er in seine kleine Stadt zurück. Da herrschten Aufregung, Sorgen, Klagen und Stöhnen. Der Bürgermeister, den er auf der Straße traf, fiel ihm beinahe flehend um den Hals. „Mein lieber Herr Leutnant, tun Sie mir um Gottes willen den Gefallen und ziehen Sie Ihre Uniform aus! Jeden Augenblick können die Russen hier sein. Wenn die eine Uniform sehen, fangen sie natürlich an zu schießen. Wir müssen doch zunächst einmal alles ruhig über uns ergehen lassen, bis unsere Truppen heran sind.“

Und als Herr Conradi in sein Haus trat, da liefen Frau Mathilde und die Marianne darin aus einem Zimmer ins andere und griffen hier etwas heraus und dort, versteckten dieses in allerlei Winkel, und jenes packten sie in Koffer und Körbe, um es sicher mitzunehmen.

„Ja, Herrschaften, seid ihr denn ganz und gar verrückt? Ausreißen wollt ihr?“ schrie der Alte.

Da hatte Frau Mathilde ihn heimlich beiseite genommen. Es wäre ja nicht um ihretwillen, daß sie fort wollte. Sie wäre ja eine alte Frau. Nach ihr würde wohl kein Kosak schauen. Aber die Marianne! Solch hübsches Margellchen — wenn der etwas geschähe, da könnte man doch nie wieder seines Lebens froh werden.

„Unsinn!“ hatte Herr Conradi gebrummt; aber so ganz innerlich gab er es sich beinahe zu, daß Frau Mathilde doch ein klein wenig recht hätte. Er schlief schlecht, und als am nächsten Morgen allerlei Gerüchte ins Haus getragen wurden von unheimlichen Dingen,

die irgendwo in der Nachbarschaft von den Russen schon angestellt worden sein sollten, und als Frau Mathilde immer häufiger über die Augen fuhr, und als er selbst sich die Marianne so recht angesehen und ihr die runden Backen gestreichelt hatte, da sagte der alte Conradi schließlich doch: „Also gut — macht, daß ihr fortkommt zu deiner Schwester nach Danzig! Hier hast du Geld."

Ach, du mein lieber Gott — nun hatte der alte Mann es sich gar in den eigensinnigen Kopf gesetzt, ganz allein zu Hause zu bleiben. Nein, das gab es selbstverständlich nicht. Mit mußte er — er zu allererst. Daß er hier nachher womöglich in der Wut die Hand gegen so einen Russen aufhob! Und wenn sie dann wiederkämen, würde er nicht mehr da sein, und sie könnten sich die Augen ausweinen. Nein, er käme mit oder sie blieben alle zusammen hier.

„Weiberwirtschaft, blödsinnige!" brummte der alte Conradi und humpelte in die Stadt, um einmal zu sehen, was eigentlich die anderen Leute machten. Ja, da taten gar viele, was Frau Mathilde Conradi so sehr geraten hatte. Die Frau Bürgermeisterin mit ihren vier Töchtern war schon lange fort; Apotheker Loderholz hatte bereits seinem Provisor die Apotheke übergeben und ihm auch einiges, aber nicht sehr viel Wechselgeld gelassen, und wer es sonst noch irgend möglich machen konnte und nicht allzuviel im Stich zu lassen hatte, der war eben auch schon auf dem Sprunge.

Gut also! Conradi kam zurück. „Macht schnell — wir wollen fort! Hast doch recht, Alte, die Marianne darf nicht hier bleiben."

Es war auch wirklich die höchste Zeit gewesen. Auf dem Bahnhof hieß es, das würde vorläufig der letzte Zug sein, der abginge. Welch Glück, daß man noch diese letzte Beförderungsmöglichkeit erwischt hatte!

Aber wenn er nur endlich abginge, der Zug! Herrschaften, dauerte das lange! Leutnant Conradi sah alle Augenblicke von seinem Eckplatz aus dem Fenster.

„Gleich, Herr Leutnant,“ sagte der Stationsvorstand, „dauert gar nicht mehr lange.“ Und schließlich hob er auch wirklich die Hand, den Zug abfahren zu lassen.

„Halt — warten Sie mal!“ schrie da Herr Conradi. Und fix, wie man es den alten Knochen gar nicht mehr zugetraut hätte, kletterte er wieder aus dem Wagen heraus. „Bleibt nur hübsch da!“ sagte er zu den beiden Frauensleuten, „ich such' mir bloß 'nen anderen Platz, will rauchen.“ Dann humpelte er den Zug ein Stückchen entlang, stieg in ein anderes Abteil, und nun gab der Stationsvorstand das Signal, und der Zug fuhr ab.

Aber siehe da: als er aus dem Bahnhof hinaus war, da stand auf der anderen Seite des Gleises ganz seelenruhig, als müßte es so sein, der alte Conradi. Er war ganz einfach nur durch ein Abteil hindurchspaziert. So, jetzt konnten seine Weibsleute nach Danzig fahren. Hatten die sich wahrhaftig eingebildet, er würde sich mitschleppen lassen wie ein kleines Kind! Zum Kuckuck, wenn einer an Ort und Stelle zu bleiben hatte, dann war er es doch, der Leutnant Conradi!

* * *

Er pfiff vergnügt vor sich hin, als er sich an diesem Tage zum Mittagessen niedersetzte. Wahrhaftig, das war doch wieder einmal ein Leben! Einen gehörigen Brocken Schwarzbrot und ein paar derbe Scheiben Räucherspeck hatte er sich hergenommen und dazu eine Kanne Kaffee aufgebrüht. Gewiß, seine Alte kochte vortrefflich, aber so gut wie heute hatte es ihm lange nicht geschmeckt. So recht feldmäßig war das. Dann hatte er sich seine Pfeife angesteckt, eine halbe Stunde

blaue Wölkchen vor sich hingeblasen, und als schließlich das bekannte gurgelnde Geräusch auf dem Grunde des Pfeifenkopfs anhob, da fielen ihm sacht die Augen zu, und das Schnargeln der letzten Pfeifenzüge wurde abgelöst durch Herrn Conradis solides, äußerst rhythmisches Schnarchen.

Die letzte Nacht hatte er wenig Ruhe gehabt, deshalb dehnte sich dieses Schläfchen im Lehnstuhl etwas länger aus als gewöhnlich. Und er hatte einen wunderschönen Traum: deutsche Kavallerie ritt schneidig durch die Stadt, die schwarzen Danziger Husaren, nach Osten hinaus, den Moskowitern entgegen. Wie lustig klapperten die Hufe der Gäule auf dem holperigen Straßenpflaster! Und was für forsche Kerle saßen auf diesen Prachtgäulen! Nachbar Spirgatis lehnte im Fenster — er füllte es ganz und gar aus — und sah sich mit Behagen den Zug an. Ja, der alte Junge freute sich; jetzt war er sicher, daß ihm die Russen nicht über seinen guten Rum kommen würden. Bautz! Da krachte etwas. Einem der Husaren war der Karabiner losgegangen. Na, mein Bursche, du kannst dir gratulieren, daß wir Krieg haben — im Frieden wärst du dafür drei Tage ins Loch geschmissen worden, alter Sohn. — —

Herr Conradi rappelte sich auf in seinem Stuhl. Donnerwetter — hatte er den Schuß geträumt? Oder war es reine Wirklichkeit gewesen? Aber da trappelte es ja noch auf der Straße. Er stürzte ans Fenster. Herrgott noch mal — da verschwanden sie ja eben nach dem Marktplatz zu: Kosaken, wirklich und wahrhaftig Kosaken. Hatte sie der Teufel also doch ins Land gebracht!

Der alte Leutnant nahm Hut und Stock. Oho, den Kerlen wollte er doch gleich einmal nachgehen.

Auf der Straße wurde er von Frau Spirgatis an-

gerufen. Die stand in ihrem Garten vor dem Hause und sammelte Scherben auf und jammerte über die schöne silberblanke Glaskugel, die da auf einer Stange als prächtige Zier gestanden hatte und von den Kosaken zerschossen worden war.

Aber Herr Conradi fand den Verlust nicht gar so schlimm. „Seien Sie froh, Frau Spirgatis, daß Sie selber nichts abbekommen haben. Wo steckt denn Ihr Mann?“

„Hinten im Hof, Herr Leutnant. Er füttert noch gerade die Pferde. Wir haben doch das Fuhrwerk da von unserem Sohn. Wir wollten ja heute noch fort zu meinem Bruder nach Laukitten, mal sehen, was die da machen.“

Leutnant Conradi schüttelte bedenklich den Kopf. „Das lassen Sie lieber bleiben. Auf der Landstraße wird sich's heute nicht so angenehm fahren. Na, ich red' noch mit Ihrem Mann, will mir bloß das Gesindel ein bißchen ansehen.“

Herr Conradi machte, daß er nach dem Marktplatz kam. Da waren die Kerle abgesessen. Eine Sotnie Kosaken war's — na, es würden ja wohl noch mehr nachkommen. Bäckermeister Romeicke hatten sie den ganzen Laden ausgeräumt, und im „König von Preußen“ ließen sie sich einschenken, was die Gläser nur fassen konnten. Aber das Lokal hieß gar nicht mehr zum „König von Preußen“; das schöne Schild mit den Goldbuchstaben war vorsichtshalber schon gestern abgenommen worden, damit nur ja, wenn die unerwünschten Gäste wirklich kämen, sie nicht beleidigt würden. Conradi ärgerte sich. Blödsinn war das. Noch schöner, Angst zu haben vor dem Gesindel. Dann erst waren sie ja zu fürchten; wenn man aber aufrecht blieb und ihnen fest in die Halunkengesichter schaute, dann blieben sie sicher ganz manierlich. Das heißt, so manierlich eben

Kerle sein können, die von Natur gar keine Manieren haben.

Gerade kam einer aus dem Rathaus heraus. Aha, das war der Räuberhauptmann. Der hatte da wohl schnell sein Schweinchen schlachten, die Stadtkasse anzapfen und, was herauskam, in seinen Beutel leiten wollen. Herr Conradi mußte doch zusehen, was es da gegeben hatte. Er ging in das Amtszimmer des Bürgermeisters. Der saß mit rotem Kopf da, aber anscheinend doch ganz glücklich.

„Ich hatt's mir schlimmer vorgestellt, Herr Leutnant. Aber ich glaube, sie lassen uns ungeschoren. Nur zahlen sollen wir, zahlen — zwanzigtausend Mark. Dann geschieht der Stadt nichts, wenn sich die Einwohnerschaft ruhig verhält."

„Das nennen Sie ungeschoren lassen!" sagte Herr Conradi wütend. Und dann wurde er grob. „Der Kerl hätte an mich geraten sollen."

„Da ist es nur gut, Herr Leutnant, daß Sie vorhin nicht dabei waren. Aber sagen Sie selbst: was sollen wir denn anderes tun? Mir ist doch das Leben eines einzigen Einwohners hier mehr wert als alles Geld. Wir können doch dem Himmel danken, wenn uns die Kerle nicht in unsere Häuser einfallen, nicht alles kurz und klein schlagen und die ganze Geschichte nachher anstecken."

„Die Bande muß ja doch bald wieder 'raus."

„Eben darum, Herr Leutnant! Aber Bargeld ist keines mehr da — ich habe die leere Kasse gezeigt. Nun soll ich Pfandbriefe hergeben."

„Pfandbriefe — na also!" Herr Conradi war zufrieden. „Da ist die Geschichte ja sehr einfach. Sie schreiben sich eben die Nummern auf, und nachher werden die Dinger außer Kurs gesetzt — als gestohlen, als bei einem Einbruchsdiebstahl gestohlen, Herr Bürgermeister."

Diese Aussicht freute Herrn Conradi so, daß er ingrimmig zufrieden wieder von dannen ging. Mitten durch die Kerle marschierte er, die vor dem Rathause lungerten. Dabei warf er ihnen einen so forschen Blick



zu, daß sie dem aufrechten alten Herrn auf dem besetzten Bürgersteig sogar willfährig Platz machten.

Draußen, in seiner einsamen Straße, fand Herr Conradi wieder völlige Stille. Es schien also vorläufig nichts Übles mehr nachzukommen. Aber siehe da: an

Nachbar Spirgatis' Hause sah ja ein Pferdeschwanz hervor, da war ja ein Gaul angebunden. Nein, zwei sogar. Hallo — und da kam ja auch die Frau Nachbarin ihm entgegengestürzt.

Ganz weiß war die magere kleine Frau Spirgatis im Gesicht. Und kaum reden konnte sie zuerst; nur ruckweise kamen ihr die Worte über die zitternden Lippen. „Mein Gott doch, Herr Leutnant, überall hab' ich Sie gesucht. Totschlagen werden sie uns, die ganze Stadt werden sie abbrennen. Wenn mein Mann doch bloß —"

Leutnant Conradi unterbrach die alte Dame. „Also was gibt's denn, Frau Spirgatis? Aber erst beruhigen Sie sich — totgeschlagen und abgebrannt wird hier noch nicht, da sind wir doch auch noch da. Was machen denn die Kerle bei Ihnen im Hause? Zwei Stück müssen's sein, ich sehe da ja die Gäule."

Frau Spirgatis nahm sich ein wenig zusammen und erzählte, während sie den alten Herrn mit sich zog: „Ich hab' keine Ahnung, wann sie gekommen sein mögen. Wir waren beide auf dem Hof, mein Mann und ich. Auf einmal bellt unser Spitz, und dann heult er auf und ist still — einen Fußtritt ins Rückgrat hat er bekommen. Ach Gott, das arme Hundchen! Ich nun 'rein ins Haus. Da sind die beiden Kerle im Wohnzimmer. Der eine steckt gerade meine Uhr ein, die auf dem Tisch gelegen hat. Bitt' ich Sie, Herr Leutnant, was soll so ein Kerl mit einer Damenuhr? Na, ich sag' lieber nichts. Der andere schreit mich an, will irgendwas wissen. Ich schüttle den Kopf, ich verstehe doch nichts. Die Kerle lachen mich aus und spazieren ganz gemütlich weiter im Hause — ich immer nach, aber nicht ganz dichte dran. In die Speisekammer sehn sie 'rein. Der eine steckt seine Finger — denken Sie bloß, Herr

Leutnant, seine dreckigen Finger in meine Marmelade. Jetzt kann ich den ganzen Topf wegschmeißen. Aber sie scheint ihm nicht geschmeckt zu haben. Die Kerle wollten ganz was anderes. Und richtig: sie kommen in den Hausflur und heben auch gleich die Kellertür auf. Als wenn sie den Rum da unten gerochen hätten. Und da, stellen Sie sich das Unglück vor, Herr Leutnant, da muß gerade mein Mann dazukommen. Ich denke, der Schlag rührt ihn vor Wut, wie er sieht, daß die zwei über seinen Rum gehen wollen. Der eine ist schon unten und rumort bei den Fässern herum; der andere klettert gerade die Treppe hinunter. Und was tut da mein Mann? Schlägt er doch einfach die Kellertür zu, daß ich meine, sie muß dem Russen den Schädel eingeschlagen haben, zieht sich den Schemel, der an der Wand stand, heran und setzt sich mitten auf die Lukentür. Und nun sitzen die Kerle da im dunklen Keller, Herr Leutnant. Wenn der eine nicht überhaupt schon tot ist von dem Schlag mit der Falltür."

Der alte Conradi lachte vor sich hin. „Na, so schlimm wird's nicht sein. So ein Russenschädel hält was aus. Sehen wir uns mal die Geschichte an."

Sie waren an dem Hause angelangt. Wahrhaftig, da oben im Hausflur saß der Herr Nachbar schwer und wuchtig über der Kellerluke und blies die an und für sich schon sehr rundlichen Backen noch mehr auf, als wollte er sich noch schwerer machen. Aber sonst war er ganz ruhig, fast gemütlich; die Attacke auf seinen Rum schien ihm nie geahnte Seelenkräfte verliehen zu haben.

„Kommen Sie her, Herr Leutnant," sagte er, „stellen Sie sich auch noch auf die Luke 'rauf. Ein paarmal haben die Kerle schon dagegen geschlagen. Jetzt sind

sie ruhig — werden wohl das Fäßchen gefunden haben, wo der Hahn drin steckt."

Herr Conradi mußte jetzt laut lachen. „Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Herr Spirgatis? Wahrhaftig wie der Zar; der drückt auch auf seine Russen."

„Ja, und wenn sie können, schlagen sie ihn tot. — Soll ich aber nun in alle Ewigkeit hier sitzen bleiben?"

Frau Spirgatis rang die Hände. „Mannchen, was hast du bloß angerichtet! Sowie sie 'rauskommen — na, die stecken ja die ganze Stadt an. Ein Glück nur, daß sie ihre Karabiner bei den Gäulen gelassen haben."

„Ja, wenn sie durch die Tür schießen würden," sagte Herr Conradi nachdenklich, „dann möchte Ihnen wohl das Sitzen für einige Zeit vergehen, Herr Spirgatis."

„Ach Gott, wie Sie noch Witze machen können, Herr Leutnant," klagte Frau Spirgatis.

„Das tun Soldaten immer, wenn es Ernst wird, Frau Nachbarin."

Es polterte an die Tür, sie hob sich ein wenig, fiel aber gleich wieder zurück. Herr Spirgatis war eben doch zu schwer. Er schnaufte, als hätte er sich eben gewaltig anstrengen müssen.

Herr Conradi überlegte. Die Geschichte sah ja ganz spaßig aus, war aber doch verteufelt ernst. Wenn die Bande, die sich jetzt da in der Stadt amüsierte, erfuhr, was hier geschehen war — na, da würden nicht nur Herr und Frau Spirgatis an die Mauer gestellt werden, nein, die ganze Stadt würde büßen müssen. Alles zusammenhauen würden die Banditen. Die beiden Räuber saßen zwar für den Augenblick im Keller fest, aber schließlich würden sie doch wohl einen gehörigen Lärm anheben. Jeden Augenblick konnten außerdem die beiden Gäule bemerkt werden — Herrgott ja, daran hatte er noch gar nicht gedacht.

„Frau Spirgatis — schnell: bringen Sie die beiden Kosakenpferde auf den Hof! Ist Ihr Fuhrwerk fertig?“

„Aber gewiß doch, Herr Leutnant. Wir wollten doch schon längst fort damit.“

„Also schön. Binden Sie die beiden Gäule hinten an den Wagen, und dann besorgen Sie einen recht schön großen Leinwandplan. — Und Sie, Herr Spirgatis, bleiben Sie sitzen! Sitzen Sie fester auf Ihrem Schemel als der Zar auf seinem Thron. Ich bin gleich wieder da.“

Herr Conradi lief, lief, so schnell er nur konnte, in sein Haus, riß den Kleiderschrank auf, machte, daß er in seine Uniform hineinkam, und lud seinen alten Armeerevolver. Dann tat er aber doch noch schnell einen Blick in den Spiegel. Na, er sah ja wahrhaftig noch ganz forsch aus — die Kerle würden schon Respekt kriegen.

Auf der Straße war nichts Verdächtiges zu sehen. Auch Herr Spirgatis saß noch fest und sicher da, aber seine Gattin hatte sich noch dazugestellt, denn jetzt polterte es unaufhörlich gegen die Lukentür.

Frau Spirgatis hob die Hände. „Mein Gott, der Herr Leutnant in Uniform! Ja, was wollen Sie denn nun machen?“

Herr Conradi machte seinen Revolver schußbereit. „Was ich machen will? Gefangen nehmen will ich die Kerle. 'raus müssen sie doch, und zu den Kameraden dürfen sie auch nicht zurück. Nun wollen wir doch mal sehen, was meine alte Uniform noch fertig bringt. Gehen Sie weg, Frau Nachbarin! Stehen Sie auf, Herr Spirgatis! — Achtung!“

Die Tür flog auf. Der struppige Kopf eines jungen Kosaken tauchte in der Luke auf; er zeigte alle Zähne. Aber dann — ja, da sah er die Uniform, und mit einem Ruck flogen seine Hände in die Höhe.

Herr Conradi hielt ihm den Revolver entgegen und raffte seine russischen Brocken zusammen. „'raus da, Kerl — gefangen! Marsch!"*)

Mechanisch kam der Kosak herauf, ganz demütig stellte er sich an die Wand, die Augen ängstlich auf den Leutnant gerichtet. Er schien es gar nicht gewahr zu werden, daß er doch nur einen schwachen alten Mann vor sich hatte.

„Na, wird's bald?" schrie Herr Conradi in den Keller hinein.

Da kam auch der andere herauf, noch demütiger womöglich, denn er schien etwas schwächlich geworden zu sein von den angezapften Vorräten des Kellers.

Conradi deutete den Hausflur entlang, nach dem Hof hinaus. „Marsch!"

Draußen stand das Fuhrwerk bereit. „'rauf!" kommandierte der alte Leutnant, auf den Wagen zeigend, und die Gefangenen kletterten hinauf. „Hinlegen!" Er hielt ihnen den Revolver vor die Nasen. „Nicht rühren, Kerls — sonst kaput! — So, Frau Spirgatis, nun decken Sie mal den Leinwandplan recht schön über die beiden und binden Sie die Strippe feste herum. Und Sie, Herr Spirgatis, setzen sich zu mir auf den Wagen. Oder nein, bleiben Sie lieber zu Hause! — Kommen Sie mit, Frau Nachbarin; Ihr Mann ist zu schwer, da könnten die Gäule nicht ordentlich ausgreifen."

Ganz sacht lenkte Herr Conradi vom Hof auf die Straße. Die beiden Kosakengäule trotteten, an den Wagen gebunden, folgsam nach. Wenn sie jetzt einem russischen Posten begegneten, konnten sie ihr letztes Vaterunser sprechen, das war für Frau Spirgatis und

*) Siehe das Titelbild.

Herrn Conradi ganz sicher. Aber Gott sei Dank, es zeigte sich nichts. Ein Glück nur, daß es schon dunkel geworden war.

Nach fünf Minuten bog Herr Conradi von der Landstraße ab. So, jetzt mußte er den Feldweg nehmen, der hier abzweigte, und dann, die Stadt zur Seite liegen lassend, nach Westen durchzukommen suchen. Wenn er dann dort wieder auf die Fahrstraße kam, dann freilich



galt es, die Zähne zusammenzubeißen, denn dort mußte wohl ein aus der Stadt vorgeschobener Posten stehen.

Sacht schlich der Wagen durch den Sand. „Passen Sie nur auf die Kerle auf, Frau Spirgatis!" mahnte der Leutnant. „Nehmen Sie meinen Revolver."

Und Frau Spirgatis nahm das Schießzeug, drehte sich rückwärts und achtete, daß sich unter dem Plan nichts bewegte.

Aber die beiden schliefen wahrscheinlich schon. Nun freilich, nach einem tüchtigen Grog, besonders ohne Wasser, ist gut schlafen.

So, da war die Fahrstraße wieder. Hart rollten jetzt die Räder auf dem glatten Wege. Herr Conradi hieb auf die Pferde ein, denn jetzt mußte es wie der Teufel gehen.

Da, zum Donnerwetter, wer schrie ihm da etwas zu, dort rechts von der Seite? Herrgott noch mal, da knallte es auch schon. Aber wenigstens liefen die Gäule, was die Lungen halten wollten. Nur noch zehn Minuten mußten sie so rennen, dann war man im nächsten Dorf, und dort waren sicher die deutschen Vorposten.

Frau Spirgatis saß, immer noch nach rückwärts gedreht, sehr unsicher, denn sie mußte sich mit der Hand an dem schmalen Sitzbrett festhalten. Da aber war auf einmal etwas Klebriges zu spüren.

„Herrgott, was ist denn mit Ihnen, Herr Leutnant — Sie bluten ja!“ schrie sie auf.

Aber Herr Conradi gab keine Antwort, und die kleine Frau Spirgatis konnte ihn gerade noch festpacken, daß er nicht vom Wagen stürzte. Die Pferde liefen allein weiter, die kannten den Weg. Und da — da waren ja auch schon Häuser, und mitten auf der Straße standen ein paar dunkle Gestalten, und dazwischen blitzte etwas — Gewehrläufe.

„Gut freund!“ schrie die kleine alte Frau Spirgatis, so laut sie es nur herausbringen konnte.

Die Pferde standen. „Donner noch mal, da sind ja ein paar Kosakengäule hinter dem Wagen!“ rief eine derbe Stimme, und eine Laterne wurde hochgehoben.

Frau Spirgatis riß den Leinwandplan herunter. „Und da sind noch zwei Gefangene.“

Gefangene Russen! Und wer hatte die festgenommen? Der alte Herr da in der gar nicht feldmäßigen

Uniform, der doch mindestens seine Siebzig auf dem Buckel haben mußte?

„Aber nun schnell, Leute, den Herrn Leutnant vom Wagen heruntergeholt! Das wäre ja ein Jammer, wenn ihm etwas Ernstliches geschehen wäre!“

Nun, es war nicht so schlimm. Die Kugel war nur durch das Fleisch des Oberarms gegangen; aber wenn man so alt ist, darf man dabei auch schon die Augen ein bißchen zumachen, ohne sich nachher schämen zu müssen.

Herr Conradi schlug sie auch bald wieder auf, als ihm ein junger Leutnant mit dem mitgeführten Verbandstreifen das Blut gestillt hatte.

„Sind die beiden Kosaken noch da?“ war seine erste Frage.

„Fest und sicher. Alle Achtung, was Sie da fertig gebracht haben. Ein famoser Anfang ist das. Wenn die alten Herren noch so ins Zeug gehen, was müssen wir Jungen da erst machen!“

Herr Conradi nahm das zur Stärkung dargebotene Glas Wein. „Ihr werdet's schon machen — darauf trinke ich eins. Da bin ich ganz sicher: ihr werdet's schon machen!“

Und damit hatte der alte Leutnant Conradi recht, wirklich und wahrhaftig recht.



Unter den Schleiern der Zeit

Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Vierzehntes Kapitel.

Die Krankheit des Fürsten kam sehr zur Unzeit. Im Anfang glaubte man, daß es sich um eine vorübergehende Folge der Unmäßigkeit handle, wie das bei den vornehmen Leuten damaliger Zeit häufig vorkam. Aber die Zeit verging, ohne daß Antigonos wieder hergestellt wurde. Eine Lebensmüdigkeit, ein Versagen der Kräfte und des Willens, eine Niedergeschlagenheit und Übersättigung am Leben lag wie ein Schatten über ihm. Was nützte nun der Prunk seiner Fürstenherrlichkeit, sein Machtbewußtsein, sein Reichtum? Er hatte das Leben satt, war überdrüssig der ganzen Welt und lag die größte Zeit seiner Tage in einem künstlich verdunkelten Zimmer, allein, dumpf vor sich hinbrütend.

Vorbei — vorbei! klang ihm stets das Wort Aina Sahels in seiner ganzen Härte und Unwiderruflichkeit in den Ohren. Selbstvorwürfe, wie er sie sich jetzt häufig machen mußte, Reue sind eine bittere Medizin, und er kostete sie jetzt in einem hohen Maße. Es war, als ob sein Lebensfaden abgerissen sei und er nur noch lebe, um aus Gewohnheit, nicht aus innerer Triebkraft seine Tage zu verbringen.

Man meldete ihm mancherlei — Unruhen auf den Landgütern, Empörungen der Sklaven, sogar von fremden Sendboten war die Rede gewesen, die unter den Sklaven Gold verteilt und Zusammenrottungen veranlaßt hatten. In der alten, längst verlassenen Wasserleitung hatte man Waffen gefunden, unter denen lange Messer sich befanden mit gespaltener Klinge, wie man sie in Karthago fertigte. Das war

gewiß ein höchst bedrohlicher Gruß, denn er erinnerte an die barbarische Kriegführung der afrikanischen Völker, denen es nicht genügte, den Feind kampfunfähig zu machen und zu töten, sondern die ihre Messerklingen spalteten, damit sie recht gräßliche Wunden und somit große Schmerzen bei ihren Opfern hervorbringen sollten.

Stand man wieder vor einem karthagischen Kriege?

Manchmal staunte Antigonos über sich selbst. Wie kam es, fragte er sich, daß alle diese bedrohlichen Anzeichen, die ihn in früherer Zeit zu fieberhafter Tätigkeit und Anspannung aller seiner Kräfte angespornt hatten, jetzt wie wesenlose Schatten an ihm vorüberglitten? Die ihn gar nicht berührten, ihn aus seiner traumhaften Versunkenheit, aus seinem Brüten über das eine, was jetzt seine Seele erfüllte, nicht herausschrecken konnten, nicht abzulenken vermochten von den Wahnvorstellungen, die sein ganzes Sein jetzt beherrschten? Seit er gesehen hatte, wie Aina Sahel auf dem Holzstoß stand, fragte er sich immer: Wozu denn noch leben? Wozu gab es noch Karthago oder Akragas?

Als eine unangenehme Störung erschien es ihm, als sich eines Tages der alte Tellias in höchster Eile bei ihm anmelden ließ.

„Soll ich ihn hier herauf bringen?“ fragte der Türsteher.

„Nein,“ antwortete Antigonos. „Führe ihn ins Atrium. Ich komme sofort.“

Als er die Treppe hinabging, begegnete ihm im ersten Stock die alte Djedaida. Sie schien erschrocken, als sie ihn sah.

„Hast du besorgt, was ich dir befohlen?“ fragte er.

„Ja, Herr,“ antwortete sie.

„Wo ist die Urne?"

„Sie steht drüben in ihrem Gemach, wie du befohlen, Herr."

„Zeige sie mir!" befahl er.

Djedaida führte ihn den Gang entlang und die Treppen hinab, bis nach dem Sklavenhause, wo sich das Gemach, das Aina Sahel früher bewohnt, befand. Hier trat sie mit ihm ein.

In dem Gemach lag und stand noch alles so, wie es früher gewesen, als noch Aina Sahel es bewohnt. Das Lager, wo sie geruht, und wo er sie das letztemal beobachtet, die Stühle, ihr Handspiegel, einige Kleidungsstücke, Gürtel, Sandalen, die sie getragen, auf dem Sims Trinkgefäße, kleine Büchschen und Töpfchen und — — die Flöte. Antigonos hatte verboten, etwas zu entfernen oder zu verändern. Wenn Aina Sahel heute zurückgekommen wäre, sie hätte nichts verändert gefunden. Nur eine Nische war gegenüber der Tür in die Mauer gehauen worden, in der jetzt auf einem zierlichen Postament eine tönerne Aschenurne stand. Darunter war mit griechischen Buchstaben der Name „Aina Sahel" in den Stein eingegraben.

„Das ist also die Asche Aina Sahels?" fragte Antigonos aufgeregt und rasch näher tretend.

Djedaida hustete plötzlich. Es dauerte eine Weile, bis sie antworten konnte, und auch dann kam die kurze Bestätigung recht unsicher und undeutlich heraus.

„Es kann ja sein," fuhr sie dann vorsichtig fort, „und es ist sogar wahrscheinlich, daß auch andere Aschenteile mit in die Urne gelangt sind, denn in der Nähe des Pfahles waren auch Reste von Holz, Stricken, Nägel, es waren aber auch — ein Wunder der Götter — noch einige Haare meiner Herrin vorhanden, die der Wind oder irgend ein Zufall vor der Vernichtung

durch die Flammen gerettet. Ich habe sie oben auf in die Urne gelegt, Herr. Du kannst sie sehen, wenn du sie öffnest.“

Rasch schlug Antigonos den Deckel der Urne, der nur leicht mit Wachs verschlossen war, zurück und sah hinein — staubige Asche füllte die Urne bis etwa zur Hälfte. Obenauf lagen einige schwarze, gelockte Haare, die der Fürst in großer Aufregung sorgfältig sammelte, herausnahm und an die Lippen drückte.

„Du bist sicher, daß das Haare deiner Herrin sind?“ fragte er wieder.

„So sicher wie meines Lebens,“ erwiderte Djedaida.

„Es ist gut,“ fuhr er fort, indem er die Urne sorgfältig wieder schloß. „Ich nehme sie an mich, und du gehst sofort zu dem Goldschmied Hipperides und bringst ihn hierher. Er soll für die Haare ein Gehäuse machen, wie es kostbarer in Akragas keines gibt. Sage ihm das und bringe ihn augenblicklich zu mir.“

„Ja, Herr,“ erwiderte Djedaida demütig und küßte die Tunika des Fürsten.

Dieser wandte sich zum Gehen, blieb aber am Türvorhang noch einmal stehen und sagte im strengen Ton: „Hier kommen zwei Mann Wache her mit dem Befehl, niemand in das Gemach zu lassen. Keiner hat Zutritt, wer er auch sei. Auch du nicht. Hörst du? Der Ort ist mir heilig.“

„Wie du befiehlst, Herr,“ sagte Djedaida und neigte sich bis zur Erde.

Antigonos ging, und auch Djedaida verließ das Gemach. Einige Schritte lief sie noch hinter ihrem Gebieter und Besitzer her, als dieser sich aber im Vestibulum rechts wandte, um in das Haus einzutreten, blieb sie zurück und setzte sich auf den Sockel einer

Bildsäule der Athene, der aus dem Haupte des Zeus geborenen Göttin der Weisheit.

Da sie keine Griechin war, konnte sie ja über die Göttin der Weisheit und ihre hohe Geburt denken, wie sie wollte, und tat das auch. Besonders dachte sie darüber nach, was alles den Menschen heilig erschien, und was wirklich heilig war. Das war durchaus nicht immer dasselbe, und doch fand sie es klug und weise, den Menschen nicht zu widersprechen, wenn sie etwas heilig fanden. Ein Krug mit Holzasche war für Djedaida kein besonderes Heiligtum, aber wenn ihn Antigonos und andere dafür ansahen, so mochten sie es immerhin tun. Das war ihr gutes Recht.

Als sie kurze Zeit darauf sah, wie eine Anzahl Soldaten mit Brustharnisch und Beinschienen, den langen Spieß in den Händen und den Helm auf dem Kopfe, vor dem Zimmer mit dem Aschenkrug sich aufstellten, war sie völlig davon überzeugt, daß auch diese an das neue Heiligtum glaubten, und noch viele andere daran glauben würden, wenn sie davon Kenntnis erhielten.

Während die alte Frau in dieser Weise auf dem Sockel der Bildsäule der Göttin der Weisheit darüber nachdachte, was weise sei und was nicht, trat Fürst Antigonos in sein Atrium ein, um den Oberpriester Tellias zu begrüßen. Sie nahmen auf den Polstern Platz, die neben dem Impluvium lagen.

„Du wolltest mit mir sprechen, verehrungswürdiger Tellias,“ begann Antigonos das Gespräch.

„Ich kam, um dir zu sagen, daß in Akragas sehr ernste und bedrohliche Nachrichten eingetroffen sind, wohledler Fürst,“ erwiderte Tellias. „Du hast ohne Zweifel schon selbst davon gehört und deine Gegenmaßregeln getroffen.“

„Was meinst du?“

„Himilko rüstet.“

„So will er also vermutlich Krieg führen?“

„Selbstverständlich. Ich glaube nicht, daß es in ganz Karthago einen Menschen gibt, der dumm genug wäre, zu glauben, daß man zum Kriege rüstet, um Frieden zu halten.“

„Und gegen wen, glaubst du, rüstet Himilko?“

„Das fragst du noch?“ erwiderte Tellias, etwas erstaunt über die Ruhe und Gelassenheit, mit der der Fürst seine Mitteilung aufnahm. „Wenn Himilko zum Krieg rüstet, so gilt das unstreitig uns, das heißt Akragas, oder vielleicht richtiger gesagt — dir, wohledler Antigonos.“

Das klang etwas scharf, aber der Fürst blieb noch immer ruhig und verbindlich, legte sich auf seinem Polster etwas bequemer zurecht, aber doch so, daß er jetzt Tellias gerade ins Gesicht sah, und fragte: „Und weshalb glaubst du, verehrungswürdiger Tellias, daß es richtiger gesagt sei, der Krieg gelte meiner Person?“

„Du bist sein alter Feind, wohledler Antigonos,“ fuhr Tellias mit einer gesprächigen Weitläufigkeit fort, als käme es ihm besonders darauf an, das klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen. „Du bist sein Gegner von Eregas, und der neue Krieg ist wohl nur die Antwort auf seine Niederlage von damals. Dann aber kommt noch eines und wohl das Wichtigste hinzu: Du hast die Abmachungen von Eregas nicht gehalten. Du hast seine Tochter Aina Sahel als Sklavin behandelt, hast sie verbrannt, man sagt sogar —“

„Ich habe Aina Sahel verbrannt?“

„Es geschah unter deiner Verantwortung. Du hast den Areopag berufen, sein Urteil vollstreckt, hast alles —“

„Verzeih, verehrungswürdiger Tellias, daß ich dich unterbreche. Wer war es denn, der zuerst und zumeist geschrieen hat: ‚Verbrennt sie, die Hexe von Karthago‘? Wer war es, der mir seine geheimen Späher in mein Haus gesandt hat, um zu verhindern, daß Aina Sahel auf die Seite gebracht werden konnte, wer war es —“

„Ich nicht. Ich weiß nichts von geheimen Spähern, habe keine gesandt.“

„Die Leute sind hier in meinem Hause als dir gehörig erkannt worden. Das genügt. Und wer war es denn, der mir den Senat, das ganze Volk auf den Hals gehetzt hat, so daß es Selbstmord von mir gewesen wäre, wenn ich mich dem Urteil widersetzt hätte?“

„Sie war die Mörderin meines Kindes!“

„Nun wohl. Es gefällt mir aber nicht, daß du mir jetzt allein die Verantwortung für ihren Tod zuschiebst. Du warst stets der geheime Leiter des Staates. Du hast mich zum Fürsten wählen lassen, damit du selbst regieren konntest. Du hast meine Maßregeln und Absichten verhindert, wenn sie dir nicht paßten, und hast lediglich an dein Interesse gedacht, wenn von Neuerungen die Rede war.“

„Das sind deine Ansichten, wohledler Antigonos. Tatsache dagegen ist, daß du der Fürst bist. Mit Akragas wird Himilko gern Frieden schließen. Es liegt ihm viel an unserer mächtigen Freundschaft. Mit dir aber will er Krieg führen!“

Antigonos schwieg, sah aber sein Gegenüber scharf und prüfend an, als ob er seine Gedanken erforschen wollte. Er verstand recht gut, was Tellias meinte. Man wollte ihn opfern, um mit Himilko zum Frieden zu kommen. Daß die Karthager Krieg gegen ihn planten, wußte er schon seit mehreren Tagen und traf seine Maßregeln, daß aber Zwiespalt und Zwist

ihm in Akragas selbst drohten, erfuhr er erst jetzt durch Tellias. Wenn wirklich die Pläne des letzteren dahin gingen, den Streit zwischen Karthago und Akragas zu einem Streit zwischen Himilko und Antigonos zuzuspitzen, so war es die höchste Zeit, dagegen einzuschreiten. Es lag dem Fürsten in seiner jetzigen Verfassung nicht mehr viel an seiner ganzen Fürstenherrlichkeit, aber wenn er zugrunde gehen sollte, so wollte er nicht als Opferlamm für die Sünden anderer fallen. Auch fürchtete er einen Krieg nicht. Er wußte sich und Akragas stark genug, nur mußte Akragas auch wirklich hinter ihm stehen.

„Du bist nicht genau unterrichtet in dieser Hinsicht, verehrungswürdiger Tellias," erwiderte er nach einer Pause ruhig. „Ich kenne Himilko und weiß, daß es ihm vor allem um die Herrschaft des Meeres zu tun ist. Ich kann sie ihm nicht nehmen und nicht geben, aber Akragas kann das. Für ihn handelt es sich also nicht um meinen Untergang, sondern um die Zerstörung von Akragas als Hindernis seiner Seemacht. Persönlicher Rücksichten halber führt Himilko keinen Krieg."

„Diesmal doch!" warf Tellias mit einer gewissen Bestimmtheit ein.

„Wieso willst du das wissen?"

Tellias antwortete zunächst nicht, sondern sah überlegend vor sich hin, als ob er nicht klar sei, wie er die Verhandlung fortsetzen solle. Dann aber sagte er rasch und entschlossen, als ob er die Sache kurz und bündig erledigen wolle: „Also rund herausgesagt: Himilko hat uns Anträge gemacht, und ich bin hier, um zu erfahren, wer von euch beiden uns größere Vorteile, bessere Garantieen bietet — du oder er."

Das war mehr, als Antigonos erwartet hatte.

„Du magst nun selbst urteilen, wohledler Antigonos,“ fuhr Tellias nach einer unmerklichen Pause fort, „ob ich in dieser Sache genau unterrichtet bin oder nicht. Ich kann dir nur so viel sagen, daß wir es in der Hand haben, mit Himilko Frieden zu schließen, wenn es uns nicht vorteilhaft erscheint, deine Angelegenheit mit den Angelegenheiten des Staates zu verknüpfen. Wir haben ganz freie Hand.“

„Wer ist das, wenn du sagst: wir?“ fragte Antigonos ruhig, indem er den Blick gesenkt hielt.

„Das laß nur einstweilen auf sich beruhen,“ erwiderte Tellias ausweichend, „es wird sich zur Zeit schon zeigen.“

Nun erhob sich Antigonos von seinem Lager und sagte höflich, ja fast bescheiden: „Du entschuldigst mich wohl einen kurzen Augenblick, verehrungswürdiger Tellias. Ich bin sofort wieder zurück.“

Damit verließ er das Atrium und verschwand hinter dem Vorhang.

Tellias blieb auf seinem Platz liegen und schaute in das Wasser, das sich im Impluvium befand, und aus dem große weiße Doldenblumen hervorwucherten. Er fühlte sich als Herr der Situation. Wenn ihm der Krieg gegen Himilko unter der Führung des Antigonos nicht sicher, nicht aussichtsreich erschien, so war er durchaus nicht geneigt, ihn zu führen oder bis zum Ende zu bringen. Wenn Antigonos siegte, so konnte er natürlich größere Vorteile bieten als Himilko, und da das doch immerhin ein möglicher, sogar wahrscheinlicher Fall war, so durfte er es mit Antigonos noch nicht verderben. Wenn aber dieser unterlag, so wollte Tellias jedenfalls freie Hand behalten, das heißt, er wollte Antigonos seinem Feind ausliefern, um für sich und die Stadt zu einem billigen Frieden zu kommen.

Diese Sachlage zu klären und sich über die verschiedenen Möglichkeiten zu unterrichten, das war der Zweck seines Besuches.

Antigonos trat nach kurzer Abwesenheit wieder in das Atrium ein. Ihm folgten etwa ein Dutzend schwerbewaffnete Soldaten von der Hauswache.

„Verhaftet diesen Mann da wegen Hochverrat und führt ihn in das Staatsgefängnis,“ sagte er zu dem Anführer der Soldaten. „Du haftest mir mit deinem Kopf für den seinen.“

Mit einer bei dem alten Mann überraschenden Schnelligkeit war Tellias auf den Beinen. Seine Hände ballten sich, seine Augen traten aus den Höhlen. „Antigonos,“ rief er, „das wirst du nicht wagen! Wer ist der Tollkühne, der Hand an den Oberpriester des allmächtigen Zeus zu legen wagt?“

Die Soldaten stutzten und sahen unentschlossen auf den Fürsten.

„Tut, was ich euch befehle,“ wiederholte dieser fest und bestimmt. „Die Verantwortung trage ich.“

Nun näherten sich die Soldaten dem Oberpriester, der einen tätlichen Widerstand natürlich nicht leisten konnte. Aber sein Ansehen suchte er noch bis zur letzten und äußersten Möglichkeit auszunützen, und während ihm die Leute schon die Hände auf dem Rücken zusammenbanden, rief er drohend: „Antigonos, das — das ist dein Untergang!“

„Der deine!“ sagte dieser kurz.

„Du — du weißt nicht, was du tust!“ fuhr Tellias fort. „Du wirst eine Revolution hervorrufen, wirst den Staat und die Stadt an den Rand des Verderbens bringen, du —“

„Das laß nur meine Sorge sein, vieledler Tellias. Du hast vergessen, daß ich der Fürst von Akragas bin.

Ich sorge für die Sicherheit des Staates, und niemand außer mir darf mit den Feinden des Staates unterhandeln. — Führt ihn ab!“

„Der Fluch der Götter möge dich verderben und dein Schicksal zu dem elendesten machen!“ schrie Tellias, noch während er abgeführt wurde. „Hilflos und machtlos werden sie dich in die Hände deiner Feinde geben, ein Sklavenkittel soll deine Glieder bedecken, und dein Tod wird eine Marter sein für deinen Körper und für deine Seele!“

Dann schleppten sie ihn fort — eine gestürzte Größe.

Wenige Minuten später lag Antigonos wieder oben auf seiner Terrasse im Schatten der riesigen Fächerpalme und schaute nachdenklich über die Stadt, die sich in weiter Ausdehnung vor ihm ausbreitete bis hinab zum Meer, zum Hafen, wo gerade heute seine Schiffe wie eine schwimmende Stadt in großer Anzahl lagen. Das Meer funkelte und leuchtete in der untergehenden Sonne bis in ungemessene Fernen hinaus. Dort lag Karthago.

Die letzten Worte des Tellias klangen ihm noch in den Ohren. In der Tat — seit Aina Sahels Verurteilung lag seine Zukunft schwarz wie die Nacht vor ihm, und häufig hatte er das sonderbare Gefühl, als ob er nicht seinem Tod entgegenginge wie alle Menschen, sondern daß der Tod auf ihn zueile. Er dachte an einen gewaltsamen Tod als sein Ende, und wenn er so ruhend und nachdenkend von seiner Terrasse herab über die ausgedehnte Stadt und das stets wechselnde Meer hinwegsah, wenn er daran dachte, daß das Schicksal so vieler Hunderttausende in seine Hand gelegt war, wenn die hochfliegenden, menschenbeglückenden Pläne seiner Jugend wieder durch seine Seele zogen, dann — dann traten die Tränen in seine Augen.

Ja, er hatte Gutes und Großes gewollt und erträumt. Damals, als er als Sieger von Eregas wieder in die Stadt eingezogen war, hatte er ein goldenes Zeitalter für Akragas heraufdämmern sehen in seiner Seele, schaffensfreudig, edel, vertrauend auf die Götter und die Menschen hatte er sich der Heimat, der Welt hingegeben. Und was hatte er erreicht?

Es wankte alles. Nicht nur er war verbittert und lebensmüde, sondern auch der Staat stand einem mächtigen Feind uneinig, innerlich zerrissen gegenüber, die Bürger verweichlicht und verwöhnt, weit eher geneigt zu handeln, zu feilschen und zu betrügen als zu kämpfen. War das schon das Ende?

Der Tod kam auf ihn zu. Er fühlte es. Es fragte sich nur noch, wo und wie er ihn packte. Und die Stadt? Wenn Himilko den Krieg gegen Akragas beschloß, so war das ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Entweder Karthago oder Akragas mußte zugrunde gehen. Wen von beiden hatte der Wille der Götter dem Untergang geweiht? Was wurde aus all den Hunderttausenden, die dort unten ahnungslos wie die Ameisen in ihrem Bau durch die Straßen wimmelten? War ihnen die Frucht noch sicher, die eben auf dem Felde reifte?

Antigonos verhehlte sich keinen Augenblick, daß die Verhandlungen, die Himilko mit Tellias angeknüpft hatte, nur dazu dienen sollten, Zwist in Akragas zu erzeugen, den Gegner zu schwächen, um ihn um so leichter zu besiegen. Das war ganz die karthagische Art, der alle Mittel recht waren, um zum Siege zu gelangen. Jetzt handelte es sich nur darum, zu wissen, wie weit Himilko seine List bereits geglückt war.

Als die Sonne untergegangen und die Stadt

kühler geworden war, begab sich der Fürst mit großem militärischen Gefolge in den Senat. Er ritt, den purpurverbrämten Mantel über den goldblitzenden Harnisch geworfen, auf seinem Elefanten, der unnahbar, ein mächtiger Koloß, mit kostbaren Decken und goldenem Gehänge verziert durch die Menge schritt. Vorsichtig machte diese Platz und schrie, wie bei allen solchen feierlichen Aufzügen, drängte sich aus allen Gassen und Gäßchen herzu, und immer stärker und brausender klangen um ihn herum das Beifallsgeschrei und Händeklatschen. Mehrere hundert Unterbefehlshaber und Soldaten umgaben ihn, alle in vollem Waffenschmuck, stolz und kriegerisch dreinschauend, als ob Akragas die Herrin der Welt sei, kein Feind ihre Mauern bedrohe und drohend an die Tore klopfe.

Antigonos saß auf seinem Tier und grüßte die Menge mit großer Geste und majestätischer Herablassung, aber er täuschte sich bei dem rauschenden Empfang nicht. Das galt nicht ihm, sondern seinem Elefanten, seinem Purpurmantel, seinem goldenen Harnisch, seiner Macht- und Glanzentfaltung, den Äußerlichkeiten — und wenn morgen ein anderer in seinem Harnisch und auf seinem Elefanten erschien, würde die Menge wieder schreien, und wenn er selbst morgen im Sklavenkittel durch die Gassen floh, würde sich keine Hand für ihn erheben.

In Wirklichkeit war die Stadt sehr aufgeregt und das Geschrei der Menge nur der äußere Ausdruck innerer Angst und Unsicherheit. Die tollsten Gerüchte schwirrten durch die Stadt. In Utah, einer von Akragas abhängigen Stadt an der Ostküste der Insel, sollte ein Sklavenaufstand ausgebrochen sein, die Karthager mit hunderttausend Kriegern im Anzug, ja sogar schon

in Herakleion gelandet sein und brennend und sengend und raubend das Land verwüsten. Die Reichen zitterten für ihren Reichtum, die Armen für ihr Leben. Da tat denn ein solch glänzender Aufzug wohl und setzte den ins Ungeheuerliche gehenden Gerüchten einen Damm.

Im Senat war der Empfang des Fürsten nicht minder laut und lärmend. Die Verhaftung des Oberpriesters Tellias wegen Hochverrats war schon bekannt geworden. Der alte Senisiades war bei der Nachricht in Ohnmacht gefallen und lag nun im Fieber darnieder. Seine Frau sandte eine Botschaft an den Fürsten in den Senat und versicherte ihm ihre Treue und Ergebenheit. Alle, alle versicherten ihm ihre Treue und Ergebenheit und waren empört über den Verrat des Tellias.

Wer waren nun diejenigen, die Tellias als „wir" bezeichnet hatte? Antigonos konnte je nach seinen Vermutungen den oder jenen beschuldigen, aber nicht mehr, als jeder ableugnen würde.

Dieselbe Unsicherheit traf er bei den Beratungen über die Abwehr des karthagischen Angriffs. Antigonos vertraute auf seine Schiffe und wollte Himilko auf dem Meere schlagen, besonders auch weil er in das Landheer der vielen Sklaven wegen kein großes Vertrauen setzte. Auf den Schiffen konnte niemand davonlaufen, und jeder hing mit seinem Leben an dem Schiff, auf dem er war. Aber der Landkrieg bot mehr Gelegenheit zu Zwischenverhandlungen und Sonderabmachungen.

So gingen die Beratungen nicht recht vorwärts, und als man am Morgen wieder auseinanderging, lag alles noch so wie am Abend vorher.

Fünfzehntes Kapitel.

Tag für Tag kamen Hiobsposten. Es war, als wenn das ganze Staatsgefüge von Akragas sich auflöse, als wenn jeder nur an sich selbst, aber nicht an die Rettung des Ganzen dächte. Ungehorsam, Verrat, falsche Beschuldigungen, um sich eines persönlichen Feindes zu entledigen, offener Widerstand waren an der Tagesordnung. Von einer Kampfesfreude, von einer Begeisterung für die Heimat war bei der verweichlichten Bevölkerung keine Rede. So tapfer und großsprecherisch man war, solange man armseligen, unbewaffneten Sklavenscharen gegenüberstand, so feige, so zum Verhandeln und Feilschen geneigt war man dem wohlbewaffneten Feind gegenüber.

Wenn es in der Stadt selbst auch noch verhältnismäßig ruhig blieb, so kamen doch fast täglich aus dem Staatsgebiet von Akragas Nachrichten über Sklavenzusammenrottungen, über Aufstände und blutige Zusammenstöße, denn immer klarer und offener stellte es sich heraus, daß die Sklaven jetzt bewaffnet waren. Niemand wußte, woher sie die Waffen hatten. Viele Landgüter in der Umgebung der Stadt standen verlassen. Die Arbeiter waren davongelaufen und sammelten sich wie auf einen geheimen Befehl am Kap Melita, im Südosten von Akragas. Wer hatte die Bewegung angestiftet? Und wozu?

Antigonos sandte nach allen Richtungen des Meeres Kundschafterschiffe aus, um von dem Herannahen der karthagischen Flotte so schnell wie möglich unterrichtet zu sein und seine Vorkehrungen treffen zu können. Aber bisher waren ihm von daher noch keine sicheren Nachrichten zugegangen.

Er wartete mit Ungeduld darauf, und während er

eines Morgens aufgeregt in seinem Atrium auf und ab ging, trat sein Türhüter ein und meldete ihm, daß Nenia, die reiche Gattin des Senators Senisiades, ihn in einer dringenden Angelegenheit sprechen wolle.

Was konnte die Frau jetzt von ihm wollen? Er war nicht in der Stimmung, auf das verliebte Girren einer bedenklich abgelebten Schönheit zu hören, und wollte eben den Besuch abweisen, als er auch schon unter dem Vorhang des Atriums erschien, als ob das so sein müßte. Er sah auf den ersten Blick, daß sich Nenia in einer hochgradigen Aufregung befand, die sie aber doch nicht verhindert hatte, sehr sorgfältig und raffiniert Toilette zu machen. Sie hatte sich etwas schmachtend gefärbt und die Augen dunkel untermalt. Ihre schwarzseidene Tunika fiel über den schwanenweißen Hals und die runden Schultern herab, nachlässig, wie unabsichtlich, als ob sie in ihrem Unglück auf solche Nebensächlichkeiten nicht achtgegeben habe — was gerade dieser Frau niemand glaubte. Sie markierte die tragische Maske, aber sie markierte sie schlecht.

„Welche Überraschung, liebwerte Nenia!" begrüßte sie Antigonos höflich. „Was führt dich zu mir?"

„Das Unglück, hoher Fürst!" jammerte Nenia laut, indem sie sich vor Antigonos auf die Knie warf. „Niemals ward eine Frau so von Verrat, vom allerschändlichsten Verbrechen umgarnt wie ich!"

Natürlich rechnete Nenia darauf, daß Antigonos sie nicht auf den Knien würde liegen lassen. Er würde sie aufheben, anfassen und umfassen, was denn Antigonos auch tat, da er nicht gut anders konnte. „Steh auf, holde Frau," sagte er dabei und führte sie nach einem Liegepolster. „Warum knieen? Nimm Platz. Was ich für dich tun kann, geschieht — das weißt du wohl."

Sehr matt, sehr hilflos, sehr unglücklich stützte sich Nenia auf den Arm des Fürsten, hing einen Augenblick an seiner Schulter und sah ihn mit ihren brennenden, so wirksam untermalten Augen zärtlich an, seufzte tief und ließ sich endlich auf dem Polster nieder. Das sah sehr hübsch aus und würde auf dem Theater unbedingt großen Beifall gefunden haben. Aber im Atrium des Fürsten Antigonos sah es etwas übertrieben aus.

„Ich weiß es, Antigonos," seufzte sie matt und schwach, „du wirst eine unglückliche Frau, die in die Arme eines Scheusals gefallen ist, nicht verlassen. Du bist meine einzige Rettung! — Ah, welch ein Ereignis, welch ein Ereignis!"

Antigonos hörte aufmerksam zu. Was sann diese Frau? fragte er sich, was hatte sie vor? Was war geschehen? War ihr Mann tot und steuerte sie nun, entschlossen wie sie war, auf ihr letztes Ziel, Fürstin zu werden, los?

„Fasse dich, holde Nenia," redete er ihr zu, „erzähle, was sich so Bitteres für dich ereignet hat, und sei meines Mitgefühls sicher."

„Die Männer!" jammerte Nenia wieder. „Oh, diese Männer! Was für ein Unterschied ist doch zwischen Mann und Mann! Du und Senisiades! Der Abgrund der Unterwelt und die Höhe des Himmels füllen diesen Unterschied nicht aus — oh, ich arme, unglückliche Frau!"

„Erzähle, was geschehen ist! Was ist's mit Senisiades?"

„Ein Verräter ist er, so gräßlich und schwarz, wie die Unterwelt keinen Verdammten hat, ein —"

„Wen hat er verraten?"

„Wen? Mich, dich, die ganze Stadt, die ganze Welt!"

„Womit? Erzähle ruhig und gefaßt, Nenia, damit ich ein klares Bild der Vorgänge habe.“

Nenia schob ihre Tunika, die sich in der Aufregung etwas über das Zulässige hinaus gelöst hatte, zurecht, schöpfte tief Atem, was auch sehr hübsch aussah, und fuhr nach einer kleinen beredten Pause fort: „Nun gut, du sollst alles wissen, du mußt alles wissen, denn du bist unser Fürst, unser Herr, unser Retter. Schon seit einiger Zeit bemerkte ich, daß Senisiades einen absonderlichen Umgang pflegte. In unserem Hause erschien meist abends oder auch in der Nacht, wenn alles in Finsternis lag, ein schwarzbrauner Bursche, geheimnisvoll, verstohlen, vorsichtig, wie einer, der nichts Gutes im Schilde führt. Ich legte mich auf die Lauer. — Antigonos, ich bin eine Frau, die auf Ehre hält, die ihr Vaterland liebt und eher stirbt, als mit Verrätern etwas gemein haben —“

„Ich weiß, ich weiß. Und dieser Mann? Dieser schwarzbraune Bursche?“

„War ein Abgesandter Himilkos, Fürst, so wahr ich eine ehrliche Frau bin, und Senisiades verhandelte mit ihm wegen Übergabe der Stadt und Auslieferung deiner Person, Fürst, wegen Auslieferung des Fürsten Antigonos an die Karthager.“

„Du hast das gehört?“

„In meinem Hause, in dem Hause meiner Eltern und Ahnen, denen die Götter gnädig sein mögen wie mir, wenn mein Stündlein einst gekommen sein wird. In dem Hause, in das ich Senisiades eingeführt habe voll Vertrauen, voll Unschuld und Liebe, und das er nun entweiht hat durch den schwärzesten, schändlichsten Verrat. Wen soll ich um Hilfe gegen solchen Frevel anrufen, wenn nicht dich? Wo gibt es Hilfe gegen den undankbaren verräterischen Feind des Vaterlandes,

wenn nicht bei dir? Er ist mein Gatte! Gut! Aber hundert Gatten würde ich dem Henker überliefern, wenn sie in dieser Weise das Vaterland und seinen Fürsten in Gefahr bringen würden. Ich kann nicht anders, mein Herz gehört — — nun ja, es gehört dir und dem Vaterland. Ich kann nicht mit Verrätern Gemeinschaft haben. Ich kann nicht. Mit einem solchen Mann noch länger unter einem Dache? Nicht um eine Welt!"

Antigonos überlegte, was die Frau wohl bewog, so zu sprechen, und ob auch wahr sei, was sie sagte. Der alte Senisiades, der kaum noch über das Zimmer gehen konnte, wenn er nüchtern war, der sollte sich in so gefährliche, hochverräterische Verhandlungen eingelassen haben? fragte sich Antigonos zweifelnd. Eine Frau, die in patriotischer Empörung über eine solche Tat sich an ihn um Hilfe wandte, schminkt sich diese wohl erst eine tragische Maske an und kokettiert in einer Weise, die so bedenklich über das Zulässige hinausgeht? Lag nicht vielmehr die Annahme näher, daß sich Nenia, die lebenslustige, üppige Nenia, nach berühmten Mustern ihres alten, allerdings für eine Frau recht widerwärtigen Gemahls entledigen wollte, um — nun, um Fürstin zu werden?

In welchen Sumpf steuerte Antigonos hinein! Er, der so lange und so innig davon geträumt, den Himmel auf Erden zu schaffen! Von Aina Sahel zu Nenia! Welcher Unterschied zwischen Frau und Frau! So konnte auch er mit einer leichten Änderung ausrufen. Wenn doch Aina Sahel noch lebte! Wie oft und wie schmerzlich hatte er in letzter Zeit diese Worte wiederholt. Wäre es wohl zum Kriege mit Himilko gekommen, wenn er ehrlich an Aina Sahel gehandelt, wenn sie seine Frau geworden wäre? Was wäre er für ein

Mann geworden, wenn Aina Sahel seine Frau gewesen wäre! Hatte die Erde Raum für solches Glück, für solche Größe?

Wie eine Mühle klapperte Nenia weiter, sprach von allem Möglichen und Unmöglichen, was Antigonos in seinem Nachsinnen kaum alles hörte oder verstand.

„Er ist auch schuld," hörte er Nenia endlich wieder sagen, „daß die Karthagerin entwischt ist."

Dem Fürsten stockte plötzlich der Atem. Hastig sprang er von seinem Lager auf und starrte Nenia einen Augenblick lang sprachlos an.

„Wer ist entwischt?" fragte er. Er glaubte, nicht recht gehört oder verstanden zu haben.

„Die Karthagerin," wiederholte Nenia, „die Flötenspielerin. Weißt du nicht mehr? Die verbrannt werden sollte. Wer kann die verwünschten Barbarennamen alle behalten?"

„Aina Sahel!" stieß Antigonos heftig hervor.

„Ja. So war wohl ihr Name."

„Und die soll entwischt sein?"

„Natürlich ist sie entwischt."

„Aber ich habe doch gesehen, du, wir alle haben es gesehen, wie sie auf dem Platze vor der Basilika verbrannt worden ist!"

„Jawohl," erwiderte Nenia spöttisch, „das hat man dem Volke vorgemacht, und uns auch. Große Kinder, die wir alle sind, den schamlosen Betrug nicht zu merken! Eine Puppe hat man verbrannt, während sich die sogenannte Prinzessin im Dunkel der Nacht auf und davon gemacht hat."

Antigonos starrte die schöne Nenia an, als ob sie noch tausendmal schöner gewesen wäre. Er begriff offenbar den Vorgang noch nicht. Was schwatzte diese Frau? Hatte er nicht die Aschenurne der verbrannten

Aina Sahel in seinem Hause, in seinem neuen Heiligtum, unter starker Bewachung seiner Leute? Und hier sprach man davon, daß sich Aina Sahel im Dunkel der Nacht auf und davon gemacht habe, daß an ihrer Statt eine Puppe verbrannt worden wäre! War er betrogen? Niemals in dieser Welt hat wohl ein Betrug so frohe Hoffnungen erweckt, so befreiend und erlösend gewirkt wie dieser.

Aber noch wagte er nicht zu glauben.

„Wer sagt denn das?" fragte er gespannt

„Das sagt der fremde Schuft, den ich in Verhandlungen mit Senisiades überraschte. Er hätte wohl noch mehr ausgeplaudert, wenn nicht —"

„Sofort soll er hierhergebracht werden. Ich will selbst von ihm hören, was er von der Sache weiß."

Fürst Antigonos sprang auf, fand aber in der Hast den Schläger zur Lärmglocke nicht.

Jetzt erhob sich auch Nenia, nicht wenig überrascht von der Aufregung, in die ihre Mitteilung den Fürsten versetzt. „Das ist unnütz, Fürst," sagte sie.

„Was ist unnütz?"

„Daß der Mann hierhergebracht wird."

„Weshalb?"

„Weil er tot ist. Ich habe ihn natürlich, um von ihm herauszupressen, was ich wissen wollte, auf die Folter legen lassen, und da mag man ihn wohl etwas zu lang gestreckt haben. Kurz, der Schuft starb, ehe er alles sagen konnte, was er wußte. Aber so viel ist sicher: die Karthagerin ist entwischt."

„Das weißt du bestimmt?"

„Sie lebt so sicher wie ich und du."

Antigonos hob die Arme gen Himmel. Vielleicht wollte er die Götter anrufen, die er über sich vermutete, oder es war auch nur eine unwillkürliche Be-

wegung, durch die er die Befreiung seiner Seele von einem ungeheuren Druck dartun wollte. Wenn Aina Sahel noch lebte, so dachte er, so mußte sie noch in der Stadt sein, er mußte sie suchen, sie finden, sie sehen, sprechen. Er würde sich vor ihr auf die Knie werfen, weinen, schluchzen, mit ihrem Vater verhandeln, den Krieg vermeiden — kurz, er sah einen Weg vor sich, den er gehen konnte, der nicht in einen Sumpf führte.

Dann hatte er doch endlich den Schläger zur Lärmglocke in der Hand.

Die Wache kam hereingestürzt.

„Djedaida soll sofort vor mir erscheinen,“ befahl er, „auch Bursas, der Aufseher der Pferdeställe. Sucht sie! Wo immer sie sich befinden und was sie tun mögen, ich will sie sofort hier sehen!“

Die alte Djedaida, dachte Antigonos wohl, mußte von der Sache mehr wissen, als sie verraten hatte. Den Aschenkrug wollte er ihr gern verzeihen, aber die Wahrheit wollte er wissen, die volle, ganze Wahrheit und insbesondere, was aus Aina Sahel geworden und wo sie war.

Aber die alte Djedaida, die sonst immer so beflissen in seinem Dienst gewesen, so demütig und unterwürfig und bescheiden — Djedaida kam nicht. Auch Bursas kam nicht. Man fand sie nicht, weder im Haus noch sonstwo. Antigonos konnte noch so stürmisch verlangen, sie vor ihn zu bringen — sie waren nicht da.

Die schöne Nenia war von der Wirkung ihrer Mitteilungen, die sie sich ganz anders vorgestellt hatte, sehr überrascht. Was Antigonos eigentlich vorhatte, wußte sie ja noch nicht, aber so viel merkte sie doch, daß er ganz andere Dinge im Kopfe trug, als den Verrat des Senisiades, auf den es ihr besonders ankam.

„Und Senisiades?“ flötete sie sanft, indem sie sich mit beiden Händen an seine Schulter hängte und sich an ihn anschmiegte. „Du mußt ihn sofort verhaften lassen!“

„Wie?“ fragte der Fürst zerstreut. „Was sagst du?“

„Soll ich mit einem Verräter unter einem Dache weilen?“ fuhr sie zärtlich fort. „Soll ich mit einem Manne leben, der gegen sein eigenes Vaterland und gegen seinen Fürsten Verrat sinnt? Das kann ich nicht. Lieber bleibe ich hier und sehe mein Haus nie mehr.“

Dabei schmachtete sie ihn mit den runden schwarzen Augen so liebevoll und traurig an, daß Antigonos ernstlich besorgt wurde, wie er sie wohl wieder loswerden könne. Sollte er wirklich den alten Senisiades, der keine drei Tage ohne sein erhebliches Quantum Rotwein leben konnte, verhaften lassen, damit Nenia wieder in ihr „entweihtes“ Haus zurückkehren konnte? Er hielt das Vorgehen Nenias gegen ihren Gatten für eine gewissenlose Intrige mit einem nur zu erkennbaren Ziel. Sie wollte ihn los sein, um Fürstin zu werden. Wenn nun Antigonos nicht wenigstens scheinbar darauf einging, so waren die Folgen ganz unberechenbar. Eine abgewiesene Frau ist eine Furie, und Nenias Stellung und Einfluß waren zu groß, als daß sich Antigonos eine solche hätte aufladen können. Wenn er aber jetzt Senisiades vor den Richter stellte, so war er vorläufig gedeckt. Fand dann das Gericht nichts Strafbares an Senisiades, so mochte sich dieser mit seiner Frau auseinandersetzen, wie es ihn gut dünkte.

„Schönste Nenia,“ sagte er nach einer kleinen Pause zu der zärtlichen Frau, „ich bin dir deiner Mitteilungen halber sehr verbunden und werde alles tun, was die Sachlage erfordert.“

„Alles?“

„Zweifle nicht. Kehre also vorläufig ruhig in dein Haus zurück — des Ansehens halber — ich werde dafür sorgen, daß Senisiades noch heute dort abgeholt und zur Verfügung des Gerichts gestellt wird.“

„Laß ihn doch lieber gleich —“

„Verlaß dich ganz auf mich.“

„Was soll ich sonst tun, ich arme, schwache Frau? Ich kann nur danken, Antigonos, und das will ich, so gut ich kann.“

Nun mußte er sie doch noch küssen. Es ging nicht anders. Er küßte sie sogar zweimal, um sie rascher loszuwerden.

Sowie er allein war, erfüllte ihn neue Tatkraft, neues Leben; er wußte ja nun, daß Aina Sahel noch lebe, und so abenteuerlich ihm auch die Vorgänge erschienen, die zu ihrer Rettung führten, so glaubte er doch daran, weil er wünschte, daß es so sei.

Die Hafenwache und sämtliche Torwachen erhielten die bestimmtesten Anweisungen, jeden Vorfall zu melden, der mit einer Flucht Aina Sahels oder Djedaidas zusammenhängen könne. Eine fieberhafte Tätigkeit bemächtigte sich des Fürsten. Hunderte und Tausende wurden aufgeboten, die Vermißten aufzustöbern, große Preise dem versprochen, der sie zur Stelle schaffte.

Aber alles war vergebens. Aina Sahel wie Djedaida und Bursas waren und blieben verschwunden, als ob die Erde sie verschluckt hätte.

Antigonos war außer sich und verfiel in eine Art stiller Raserei. Der ganze Tag verging, ohne daß auch nur eine Spur der Vermißten entdeckt wurde. Erst spät abends kam ein Soldat, um eine Wahrnehmung zu melden, die möglicherweise im Zusammenhang mit den Flüchtlingen stehen konnte.

„Wie heißt du?“ fragte er den Mann, der in der gewöhnlichen Kleidung der Soldaten, im Lederkoller, Helm und kurzem, an einer Kette über der Schulter hängenden Schwert, vor ihm stand.

„Elessis, Herr.“

„Wie lange im Dienst?“

„Seit dreizehn Jahren.“

„Wie alt?“

„Zweiunddreißig Jahre.“

„Sage, was du zu melden hast.“

„Ich hatte gestern abend die letzte Tagwache am Syrakusaner Tor. Es war im Dunkelwerden, als eine Sänfte das Tor passierte, in der zwei Frauen lagen. Soviel ich sehen konnte, eine junge und eine alte.“

„Wie sahen sie aus? Wie waren sie gekleidet? Wer war bei ihnen?“

„Herr — es war schon im Dunkelwerden. Eine große Anzahl bewaffneter Sklaven begleitete die Sänfte, und einer derselben, ein starker, großer Mann mit gekräuselten, schwarzen Haaren, etwa fünfunddreißig Jahre alt —“

„Bursas?“

„Er nannte seinen Namen nicht, aber er schien von einer Krankheit oder von einer Verwundung noch sehr geschwächt zu sein.“

„Du kennst doch meinen Aufseher der Pferdeställe, den Bursas? Ein hoher, kräftiger Mann mit brauner Haut, ein Karthager!“

„Nein, Herr, ich kenne ihn nicht.“

„Weiter. Was war mit dem Mann?“

„Er trat auf mich zu und sagte im reinsten Griechisch, auf die Sänfte deutend: ‚Es ist die Frau des Senators Hollokrastes, der vor vier Tagen gestorben ist. Sie begibt sich an das Grab ihres Mannes und kehrt sofort

zurück. Sie ist in Trauer und will nicht belästigt sein.' Dabei gab mir der Mann zwei Goldstücke. Hier sind sie, Herr."

„Weiter — weiter! Ist das Grab des Senators Hollokrastes vor dem Syrakusaner Tor?"

„Ja, Herr."

„Gut. Was geschah nun? Du ließest sie durch das Tor hinaus auf die Gräberstraße?"

„Ja, Herr."

„Wann kamen sie zurück?"

„Sie kamen überhaupt nicht zurück, Herr. Das ist es ja, was mich stutzig machte und auf die Idee brachte, der Vorgang könne mit den gesuchten Flüchtlingen in Verbindung sein."

„Du sahst die Frau des Hollokrastes?"

„Flüchtig, Herr. Sie schien sehr müde oder vielleicht gar krank zu sein. Die alte Frau, die mit ihr war, war offenbar sehr besorgt um sie. Sie weinte."

„Wie sah die Frau des Hollokrastes aus? Braun, schwarze Haare, große dunkle Augen?"

„Nein, Herr, sie war von weißer Hautfarbe wie eine Griechin. Schwarze Haare hatte sie, die Augen sah ich nicht."

„War sie vielleicht nur weiß geschminkt?"

„Herr, es war im Dunkelwerden. Das konnte ich nicht sehen."

„Ihre Kleidung?"

„Weiß, Herr. Weiße Tunika, weiße Diplois, weiße Sandalen."

Antigonos sann einen Augenblick nach. Gegen das Verhalten der Wache war bei dem Vorgang nichts einzuwenden. Es kam häufig vor, daß sich die vornehmen Damen in der Abendkühle vor den Toren spazieren tragen ließen. Daß die Wachen jede einzelne

Frau persönlich kannten oder kontrollierten, war nicht anzunehmen bei einer Stadt, die vielleicht eine halbe Million Einwohner oder mehr hatte. Nun wohnte aber der Senator Hollokrastes, der allerdings vor einigen Tagen gestorben und vor dem Syrakusaner Tor begraben worden war, ganz in der Nähe. Der Fürst sandte also sofort einen Boten ab, um Erkundigungen über den Vorgang einzuziehen, und dabei stellte es sich heraus, daß die Gattin des Hollokrastes an jenem Abend das Haus überhaupt nicht verlassen hatte.

Jetzt war Antigonos überzeugt, daß er vor einer neuen List der in dieser Hinsicht unerschöpflichen Djedaida stand. Ihr war es wohl zuzutrauen, daß sie ihre Herrin als Gattin des Hollokrastes geschminkt und hergerichtet hatte.

„Elessis," begann er ernst und gewichtig, „du stehst vor deinem Glück! Ich mache dich zum Hundertführer und gebe dir tausend Goldstücke, wenn du mir die Frau, die du als Gattin des Hollokrastes durch das Syrakusaner Tor passieren ließest, wieder hierherbringst. Wähle dir aus meiner Leibwache hundert Mann aus und gehe unverzüglich ans Werk."

„Herr," antwortete Elessis eifrig, „was ein Soldat leisten kann, das wird geschehen."

Damit stürzte er davon.

Sechzehntes Kapitel.

Es war die Zeit der Tagundnachtgleiche, die Zeit der Stürme auf dem Mittelländischen Meer. Dicke, schwärzliche Wolkenmassen, niedrig über dem Meer hängend, wälzten sich vom Süden her wie kämpfende Giganten heran, türmten die Wasser zu hohen Bergen

auf und warfen sie im wütenden Ungestüm auf die Uferfelsen, daß die Brandung zum Himmel zischte und mit ihrem Donner die Uferbewohner erschreckte. Die Gefahren der Schiffahrt, die ja damals noch ausschließlich auf der Kraft des Menschenarmes beruhte, wuchsen ins Abenteuerliche und ließen es verstehen, daß sich die Seefahrer durch Bildnisse am Bug der Schiffe, die die verschiedensten Gottheiten darstellten, den Göttern empfahlen. Gegen dieses Wüten der Elemente zeigte sich eben die Menschenkraft noch hilflos und verzagt.

Etwa eine kleine Tagereise in südöstlicher Richtung von Akragas entfernt, sprang das hohe, felsige Kap Melita weit ins Meer hinein und bildete an seiner südöstlichen, also den Blicken von Akragas entzogenen Küste zwei geschützte Buchten, die sich auch bei schlechtem und stürmischem Wetter als Landungsplatz eigneten und von den Karthagern dazu ausersehen waren.

Hier sammelten sich auch die unter dem griechischen Joch seufzenden Sklaven und Unterdrückten, die von den geheimen Sendboten der Karthager mit Waffen versehen worden waren. Es mochten in den wenigen Tagen doch an zwanzigtausend Personen, unter denen mehr als zehntausend kampffähige Männer, zusammengekommen sein, die nun hier in einer unwirtlichen Gegend im größten Mangel, den Stürmen und Regengüssen preisgegeben, sehnsüchtig der Ankunft ihrer Retter und Erlöser entgegensahen. Das Feldgeschrei und Erkennungszeichen war der Ruf: Himilko. —

Es war eine wilde, stürmische Nacht, als Aina Sahel mit ihren Getreuen hier ankam. Von den Karthagern und ihren Schiffen war noch nichts zu sehen. Eine drückende, beängstigende Ungewißheit lag auf allen. Wenn der Sturm die Flotte vernichtet

oder verschlagen hatte, wenn die Verfolger aus Akragas die Flüchtlinge erreichten, ehe sie Hilfe aus dem alten Vaterlande erhielten — wer würde all die Tausende, die da in den Uferfelsen, notdürftig vor den Unbilden des Wetters geschützt, herumlagen, retten? Wie viele tausend Augen richteten sich hilfesuchend auf das dunkle Meer, das in wilder Aufregung und donnernder Brandung das Kap umtoste! Dunkle Wolkenmassen zogen über ihren Köpfen hin, hüllten die Gipfel der Berge in graue Schleier und bedeckten die weite, wilde Wasserwüste vor ihnen mit undurchdringlicher Finsternis. Nur wenn der Mond auf kurze Augenblicke einmal das Gewölk zerriß, wurde der Blick über das Meer etwas freier und weiter, aber so weit er auch schweifte, kein Schiff war zu sehen, kein Ruf zu hören.

Aina Sahel lag schwer atmend in ihrer Sänfte. Sie schien an Körper und Geist gebrochen, die Qualen und Ängste der letzten Zeit waren offenbar über ihre Kräfte gegangen und hatten das holdselige, liebliche Geschöpf an den Rand des Verderbens gebracht. Selbst Djedaida wußte keinen Rat mehr. Sie konnte sich den Zustand, die verzweifelte Niedergeschlagenheit, die krankhafte Schwäche ihrer Herrin nicht erklären, wußte kein Mittel dagegen. Seit der schrecklichen Nacht, als man sie mit unsäglichen Mühen und Gefahren dem Scheiterhaufen entzogen und in der Spelunke des Orestes am niederen Hafen verborgen, war Aina Sahel wie vernichtet, wie zusammengebrochen. Sie sprach nichts, sie aß nichts, nahm an nichts Anteil, hatte kein Interesse mehr an der Welt, keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr — ein halber Tod oder ein Scheinleben.

„Wenn du stirbst, mein Herz," jammerte Djedaida, „was soll aus uns allen werden? Haben wir deshalb

all die Jahre her dem Tod täglich ins Auge geschaut, deshalb in Ängsten und Gefahren geschwebt, deshalb uns gemüht und gesorgt, damit wir nun, dicht am Ziele unserer Prüfung, deinem Vater eine Leiche in die Arme legen?“

Aina Sahel sah sie mitleidig an. „Ich will's versuchen, Djedaida,“ sagte sie mit einem müden Lächeln auf den Lippen, „dir zuliebe will ich versuchen, zu leben. Ob ich kann? Das wissen allein die Götter. — Hörst du nichts? Was soll dies Brausen und Donnern?“

„Es ist der Sturm, der um unser Zelt wütet, und die Brandung, die sich an den Felsen bricht. Willst du nicht einen Schluck Milch trinken, mein Herz? Tu es mir zuliebe, wenn nicht aus eigenem Antrieb. Nur einen Schluck. Du hast den ganzen Tag noch nichts genossen.“

„So gib her! Ich will trinken — dir zuliebe.“

Sie trank ein wenig Ziegenmilch, die Djedaida selbst von zwei Ziegen gemolken. Sie führte sie seit der Erkrankung ihrer Herrin stets mit sich.

„Wo ist Bursas?“ fragte Aina Sahel dann.

Bursas war in die Felsen geklettert, um zu sehen, ob noch nichts von der karthagischen Flotte wahrzunehmen sei. Er wurde sofort geholt.

„Bursas,“ sagte Aina Sahel schwach, „tritt näher. Ich habe dir etwas zu sagen.“

Bursas trat an das Lager seiner Herrin heran, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und küßte ihr Kleid. „Was befiehlst du, Herrin?“

„Bursas, zu etwas dient die Not des Lebens doch,“ fuhr Aina Sahel leise fort, „sie zeigt uns, wie die Menschen in Wirklichkeit sind. Zeige mir deine Wunde, die Syrtin dir schlug, als er mich töten wollte.“

„Herrin, und wenn ich hundert Leben hätte, ich

gäbe sie alle hin für deines," sagte Bursas mit Tränen im Auge.

„Ich weiß es, Bursas," erwiderte Aina Sahel und legte die schmale, abgemagerte Kinderhand auf die große rote Narbe, die Bursas auf der Brust trug. „Glaube mir, nichts tut mir so wohl bis zu meiner letzten Stunde als deine Treue. Wenn ich sterbe —"

„Herrin, sprich davon nicht!"

„Sei ruhig, Bursas. Der Mensch lebt, um zu sterben. Wenn ich sterbe, so zeige meinem Vater deine Brust und sage ihm: ‚Diese Wunde war das Leben deiner Tochter.' Er wird es dir lohnen, wenn ich selbst es nicht mehr kann. Nichts lohnt sich so schön im Leben als die Treue. Gib mir deine Hand, Bursas!"

Er reichte ihr die Hand, die sie fest und herzlich drückte, und Bursas sah ihr in die Augen. Ihm wollte es scheinen, als ob in diesem Augenblick eine große Veränderung mit Aina Sahel vor sich ging. Die kleine Öllampe, die zu Häupten des Lagers stand, warf einen schwachen, gelblichen Schein auf das abgemagerte Leidensangesicht — Bursas begann zu zittern. War das der Tod? Ihre Augen leuchteten in einem seherischen Glanz auf, wie weltentrückt, wie auf ferne Himmelstöne lauschend lag sie da.

„Hörst du nichts?" lispelte sie leise.

„Nichts, Herrin, als das Brausen des Sturmes und das Tosen der Brandung," erwiderte Bursas, sie gespannt beobachtend.

Er wollte sie offenbar damit beruhigen. Am Abend vorher waren alle um Aina Sahel herum sehr erschrocken, weil Kampfgetöse bis in ihr Zelt gedrungen war, das sie sehr aufgeregt hatte. Es handelte sich um ein Treffen zwischen der Abteilung Thalils und einer Reiterschar, die von Akragas aus zur Verfolgung

Aina Sahels ausgesandt worden war. Thalil hatte sie bis auf den letzten Mann niedergemacht. Nun glaubte Bursas, die Furcht Aina Sahels vor dem Kampfgetöse könne sich wiederholen.

Aber sie richtete sich plötzlich halb auf, ihre Augen leuchteten, ihr Atem ging hastiger, erregter, alle ihre Sinne schienen sich im Ohr zu vereinigen, als ob sie auf etwas lausche, was weit — weit her zu ihr dringe, wie aus ferner Welt oder vom Himmel.

„Hörst du es nicht, Bursas?“ fragte sie noch einmal.

„Herrin,“ erwiderte Bursas, der seine Bewegung nicht mehr unterdrücken konnte, „was soll ich hören?“

„Auf dem Meer.“

„Auf dem Meer? Bei den Göttern, ich höre nichts — als das Brausen der Wogen.“

„Ich aber höre meinen Vater Himilko rufen,“ jubelte Aina Sahel plötzlich laut auf und sprang von ihrem Lager auf.

Djedaida kam ängstlich herzu. „Bei den ewigen Göttern, Herrin, du wirst dir Schaden tun,“ warnte sie.

„Und ihr hört es wirklich nicht,“ fuhr Aina Sahel begeistert fort, „wie es vom Meere her durch Sturm und Brandung hallt: Himilko — Himilko!“

Bursas dachte, daß wohl ein Phantasiegebilde, die heftige Sehnsucht, die Erwartung, ihren Vater zu sehen, Aina Sahel täusche, ging aber doch hinaus, um zu sehen, was sich etwa ereigne. Er trat vor das Zelt und stieg einen Felsen hinauf, um sich umzusehen.

Es war vielleicht um die dritte Morgenstunde, die Finsternis einer trüben Sturmnacht lag noch auf Meer und Land, nur hoch oben auf dem Kap wurde ein großes Feuer unterhalten, das den Schiffern als Ziel dienen sollte, wenn sie sich der Küste näherten. Im Lager war alles ruhig. Die Leute hatten sich zum

großen Teil in den Felsen verkrochen, um sich, so gut es ging, vor Sturm und Nässe zu schützen, und lagen da unter freiem Himmel mit Weib und Kind, schlafend oder wachend, harrend und lauschend — aber niemand hörte etwas außer dem Toben des Sturmes. Nur Aina Sahel hörte „Himilko, Himilko!“ rufen. Bursas stieg noch höher hinauf, wo die Wachen um das Leuchtfeuer herumlagen.

„Habt ihr nichts gehört, Leute?“ fragte er auch dort.

„Nichts, Herr. Aber wir sind verloren, wenn unsere Retter nicht erscheinen, bevor es tagt,“ wurde ihm geantwortet.

Er redete den Leuten zu, so gut er konnte, und hielt aufs neue Umschau auf dem Meer. Aber so sehr er auch seine Augen anstrengte — er sah nichts als die aufzischende Brandung.

Ein bleicher Dämmerschein begann sich im Osten zu erheben, und Bursas wollte eben gedrückt und hoffnungslos in das Zelt Aina Sahels zurückgehen, um ihr zu sagen, daß nichts zu hören und zu sehen war, als er eine gewaltige, hallende Stimme vom Meere her rufen hörte: „Himilko — Himilko!“

Das war keine Täuschung, konnte keine sein. Der Ruf war von wunderbarer Wucht, wie das Rollen des Donners, aber er war klar und deutlich. Auch wurde es im Lager sofort lebendig. Hier und da leuchteten Feuer auf, liefen Gestalten hin und her, wurden Rufe laut, und da gerade jetzt der Mond die Wolken zerriß und sein funkelndes Licht weit hinaus über das Meer streute, so sah Bursas zuerst ein großes starkes Schiff, auf dessen Bug ein Mann stand, der in der ungewissen Beleuchtung wie ein Hüne von übernatürlicher Größe erschien, und je weiter das Licht des Mondes die Finsternis auf den Wassern ent-

schleierte, bemerkte Bursas noch andere Schiffe, die sich mit starken Ruderschlägen der Küste rasch näherten. Hier und da tauchten sie wie Zauberbilder aus der Nacht hervor — zwei, vier, zehn, ein Dutzend, dann Hunderte! Das ganze Meer schien bedeckt mit Kriegsfahrzeugen, und aus allen Richtungen der Windrose her ertönte es laut und vernehmlich: „Himilko — Himilko!"

Da rang sich auch aus der Brust des Bursas wie erlöst, jubelnd und befreit von jahrelanger Knechtschaft und Qual der laute Ruf los: „Himilko — Himilko!"

In hastigem Lauf stürzte er nach dem Zelt Aina Sahels zurück. Er fand sie zu seinem Erstaunen hoch aufgerichtet mitten im Zelte stehend, nur leicht auf Djedaida gestützt, die großen schönen Augen wie neubelebt in die Ferne gerichtet, wie auf der Suche nach einem neuen Leben.

„Die karthagische Flotte läuft soeben in die Bucht von Melita ein, Herrin," stieß Bursas atemlos vor Freude heraus. „Dein Vater Himilko ist da!"

Bewegt reichte sie ihm feierlich die Hand und sagte: „Ich wußte es, Bursas, schon seit einer Stunde wußte ich es. — Jetzt aber laßt uns hinausgehen. Dieses Zelt ist zu klein, um einen Himilko zu empfangen; für ein Wiedersehen, das so viel Not und Kummer endet, ist nur der freie Himmel groß genug. Kommt!"

Draußen hatte sich in kurzer Zeit die Szene vollständig geändert. Lautes Rufen und Schreien hallte durch die Luft, fremde Laute, Kommandostimmen, wildes Elefantengebrüll, Pferdegetrappel über Laufbretter, jauchzendes Freudengeschrei, Aneinanderschlagen von Waffen und Schildern — so trat das karthagische Heer in Sizilien auf.

Auf einem in das Meer vorspringenden Felsen, von der Brandung umtost, stand ein Mann, ein Hüne von Gestalt und Aussehen, barhäuptig, die langen, schwarzen Haare zurückgestrichen und weit über die Schultern herabhängend, den ebenfalls schwarzen Bart in langen Zöpfen zusammengeflochten auf der Brust, die der goldglitzernde Schuppenpanzer umschloß. Das Gesicht kupferbraun, Runzel an Runzel, die großen, blitzenden Augen von buschigen Brauen überschattet, trotzig und kühn in die Welt schauend, als ob sie ihm nicht groß genug wäre, die mächtigen Arme bis zum Oberarm bloß, wie überbeschäftigt, in der Hand das Schwert, fest und entschlossen — das war Himilko, der Weltfahrer und Länderentdecker, der Feldherr des mächtigen Karthago.

Stürmisch, von unaufhaltsamer Sehnsucht getrieben eilte Aina Sahel herbei, kaum konnten ihr Bursas, Djedaida und ihr übriges Gefolge nachkommen.

„Laßt mich, Bursas, Alhedrin — laß mich, Djedaida," rief sie erregt. „Dort — dort steht mein Vater!" Atemlos lief sie auf den gewaltigen Mann zu. „Vater!" jauchzte sie. „Lieber Vater —"

Aber die Anstrengung, die Erregung des Wiedersehens, die Freude war zu groß für sie. Kurz bevor sie ihren Vater erreichte, blieb sie plötzlich stehen und preßte die Hand aufs Herz.

Mit wenigen Schritten war Himilko an ihrer Seite und fing die Sinkende mit seinen starken Armen auf.

Lange und tiefernst schaute ihr Himilko in die leidendurchfurchten Züge, schweigend strich er ihr mit der Hand zärtlich über Stirn und Augen.

„Das ist mein Kind nicht," sagte er endlich und schaute sich im Kreise um.

Djedaida schluchzte laut auf. „Herr —"

„Ich weiß,“ unterbrach er sie und legte Aina Sahel in ihre Arme. „Nicht dir sage ich das. Damals — nach Eregas — übergab ich dem Fürsten Antigonos ein blühendes, frisches Leben, rein und schuldlos, eine Knospe, die der Entfaltung harrt, ein Geschenk des Himmels, und er sagte zu mir: ‚Sie ist mein Gast!‘“

Unter den Umstehenden entstand eine eigentümliche Bewegung. Geballte Fäuste erhoben sich, Verwünschungen drängten sich auf die Lippen.

„Warum ich es tat, wißt ihr,“ fuhr Himilko fort. „Es galt, mein Volk zu retten. Jetzt aber frage ich: Übt man so Gastfreundschaft in Akragas?“

„Verräter!“ klang es durch die Reihen. „Mörder! Nieder mit Akragas! Tod den Griechen! Heil Himilko! Heil Karthago!“

Himilko schwang die bloße Klinge hoch über seinem Haupt, drohend gegen Akragas. „Wehe dir, du verräterische, mörderische Stadt, die du das Heiligste der Menschen in den Staub ziehst, die Kinder mordest. Kein Stein in dir soll auf dem anderen bleiben, und deine Spur soll vertilgt werden aus der Welt wie der Hauch des Windes. Feuer und Schwert sollen deine Stätte verwüsten, und was das Schwert übrig läßt, sollen Fieber und Elend fressen. Das Meer soll dein Blut trinken, bis es sich rot färbt wie am Untergang der Sonne.“

Immer mehr sammelten sich um die Gruppe, wilde wunderlich bekleidete und bewaffnete Gestalten, mit Pfeil und Bogen, Schwertern, Spießen, Schilden aus Ochsenhaut oder Kupfer ausgerüstet, die langen Haare auf dem Hinterkopf zusammengebunden, die Gesichter hell oder dunkelbraun, schwarz, wie von der Sonne ausgedörrt, mit dicken, wulstigen Lippen, weißen Zähnen und blutdürstigen Augen, Hyänen der

Kultur, deren einziger Glaube die rohe Kraft ist, ausgespieen aus den Feuerländern des inneren Afrika. Wehe dir, Akragas, du schönste Stadt der Sterblichen, wehe den Bürgern, die nicht gewußt haben, ihre Kultur gegen den Barbarismus zu schützen, die in ihrem Reichtum erstickt, in ihrem Wohlleben verfault sind!

„Und dir, Fürst Antigonos,“ fuhr Himilko mit seiner dröhnenden Stimme fort, „dir wäre besser, du wärest nie geboren, als daß die Götter dich in meine Hand geben. Die Welt soll zittern bis in die fernsten Enden, wenn sie von deinem Schicksal hört, und sie mag Himilko von Karthago immerhin den grausamsten, aber auch den gerechtesten Rächer seiner Ehre nennen. Ein Beispiel will ich geben, das alle Verräter erschrecken, alle Mörder mit Furcht und Grausen erfüllen soll, das —“

Ein Seufzen, dann ein lauter Schrei klang zu ihm. Er brach mitten in seinen Verwünschungen ab und sah, daß sein Kind wie leblos in den Armen Djedaidas lag, die Augen wie vor Schreck halb geschlossen, so daß die Lider nur das Weiße sehen ließen.

„Was ist ihr?“ fragte Himilko besorgt und trat rasch auf Aina Sahel zu.

Um ihn herum lärmte und tobte die wilde Kriegerschar, die Abenteurersucht, Raub und Mord über das weite Meer herübergelockt, und die gar nicht rasch genug an ihr Opfer herankommen konnte.

„Du darfst nicht so von Antigonos reden, wenn sie es hört, Herr,“ flüsterte Djedaida.

„Weshalb nicht? Er ist mein Feind und der Feind meines Volkes,“ entgegnete Himilko erstaunt.

„Aber nicht ihrer,“ erwiderte Djedaida leise, ohne ihn anzusehen und nur mit Aina Sahel beschäftigt. „Laßt uns ins Zelt gehen.“

„Nicht ihr Feind? Er, der sie töten wollte, sie erniedrigt hat zu Sklavendiensten, zum Verräter an ihr geworden ist — nicht ihr Feind?"

„Still, still, Herr! Du erschreckst sie. Sie — sie liebt ihn!"

Ganz leise raunte Djedaida diese Worte dem gewaltigen Manne zu.

Aber er verstand sie sofort. Den Kopf etwas zur Seite senkend, die Augen noch immer besorgt und bekümmert auf sein Kind richtend, folgte er den Frauen ins Zelt. Was ging dem wilden Herrscher der wildesten Völker der damaligen Welt durch den Sinn?

Im Zelt setzte er sich an das Lager seines Kindes und lauschte auf dessen schwache Atemzüge. Wenn sich von draußen nur der geringste Lärm hören ließ, runzelte er die Stirn, und seine Wachen stürzten davon, um Ruhe zu schaffen.

So saß er stundenlang. Die Sonne war schon aufgegangen, die Landung der Truppen und des Heergerätes vollzog sich, die Küste bevölkerte sich bis weit in das Land hinein, dessen Einwohner entsetzt flohen. Himilko rührte sich nicht und wurde nicht müde, den so lange Jahre entbehrten Anblick seines Kindes zu genießen. Er studierte seine Züge, und unter den herben Linien, die Not und Angst in das zarte Gesicht gegraben, erschienen ihm wieder, wie vom Zauber der Erinnerung gebannt, die Kinderzüge seiner Tochter.

„Du mußt ihr die Flöte wieder schaffen, Herr," lispelte Djedaida ihm ins Ohr.

„Die Flöte?" fragte er verständnislos.

„Ja. Wenn sie wieder die Flöte spielt, wird sie auch wieder gesund. Ihr Gemüt ist krank, und das ist kein Wunder nach so viel Leid und Schmerzen. Ihr Herz ist tief verwundet."

„Sie liebt ihn?" murmelte er. „Sagtest du nicht so?"

„Ja."

„Wie ist das nur möglich nach dem, was geschehen ist?" fragte er kopfschüttelnd.

„Herr, die Liebe hat nichts mit den irdischen Dingen zu tun. Sie ist göttlich."

„Göttlich?"

„Ja. Ich weiß es wohl, die Menschen verstehen das nicht. Wollen es nicht verstehen — und das ist ihr Schaden. Ich verstehe es auch nicht, du auch nicht, Herr. Wir sind zu alt, zu weit im Irdischen versunken und vergraben. Das verstehen nur junge Menschen, deren Blick noch nicht von der Welt geblendet ist. Diese aber lieben dann die Götter, und sie sind glücklich."

„Aina Sahel soll glücklich sein, Djedaida. Ich will es."

„Ich auch, Herr, aber —"

„Und was ich will, geschieht! Sie wird also glücklich sein. Sie wird wieder in ihrem Palast auf der Byrsa wohnen, wird Hunderte von Dienerinnen haben, die Reichtümer einer Welt lege ich ihr zu Füßen, und das Volk soll ihr göttliche Ehren erweisen. Ihr Kleid soll strahlen von Gold und Edelsteinen wie die aufgehende Sonne, und wenn sich jemand erkühnt, sie nur von der Seite anzusehen, so will ich ihm den Kopf abschlagen und ihr vor die Füße legen. Das will ich — ich, Himilko von Karthago."

„Und wenn du ihr nicht die Liebe gibst, so wird sie sterben, Himilko."

„Was heißt das, Djedaida?"

„Du darfst Antigonos nicht töten, wenn sie es nicht selbst befiehlt."

„Antigonos ist der Feind Karthagos. Er muß

sterben. Niemand kann ihn retten. Ich habe es geschworen beim heiligen Baal-Moloch, daß er ihm geopfert wird, wenn er in meine Gewalt kommt. So will ich es, und so geschieht es!“

„Der Streich, der Antigonos trifft, tötet dein Kind.“

„Im Gegenteil. Die Rache an ihm für all das, was er ihr zugefügt, wird ihr wohl tun.“

„Frage sie selbst.“

„Das will ich tun.“

Die Sonne stieg höher und höher und beleuchtete ein Schauspiel, wie es die Weltgeschichte mit grausamer Ironie immer und immer wieder schuf.

Die griechische Kultur, die die Welt heute noch bestaunt, an deren auf uns gekommenen Trümmern sich die freien Geister noch immer erheben, sich sonnen wie an der Sonne der Menschheit, sie verfiel überall und zu allen Zeiten dem raubgierigen Gesindel barbarischer Völker, in Akragas wie in Syrakus und Athen, wie überall. Glücklich soll niemand sein! Das ist der alte Fluch, den die neidischen Heidengötter auf die junge Menschheit geschleudert haben, der das Glück des Lebens zum ewigen Traume macht.

Siebzehntes Kapitel.

In Akragas wurde noch immer beraten, als dort schon die ersten Flüchtlinge eintrafen, die vor den wilden Rotten Himilkos in den für sicher gehaltenen Mauern Schutz suchten. Im Senat wurden glänzende Reden gehalten, denn die Griechen waren immer glänzende Redner. Mit aller Kunst der Beredsamkeit setzte man sich gegenseitig auseinander, welche herrliche, segenspendende Kraft des Menschentums im Frieden läge, wie schön es sei, ihn zu erhalten, und die Leute,

die noch immer hofften, durch Verhandlungen und heimlichen Verrat Vorteile von Himilko zu erlangen, waren sehr erbaut von dem hinreißenden, geistreichen Schwung dieser Reden, und die Redner selbst legten sich nach solchen Heldentaten auf ihre Polster, ließen sich feiern und loben, aßen und tranken nach Herzenslust, erfreuten sich die schönen kühlen Nächte lang an den zierlichen Tänzen ihrer Sklavinnen und schliefen am Tage so ruhig, als ob der Feind noch jenseits des Meeres stünde.

Aber die Flüchtlinge, die in der Stadt eintrafen, ausgeplündert, hilflos und hungrig, wurden immer zahlreicher, ihre Schilderungen von den Grausamkeiten, von der Wildheit der braunen Barbaren immer erschreckender, ihre Nähe immer bedrohlicher. Die Bürger und kleinen Leute der Stadt, die Handwerker, die Schiffer und Fischer, deren Gewerbe stockte, die Hafenarbeiter, die Kaufleute, deren Geschäfte durch die glänzendsten Reden der Senatoren nicht gefördert wurden, begannen klarer zu sehen und die Sachlage zu erfassen. Die Stadt war ringsum von der Außenwelt abgeschlossen, noch ehe man sich im Senat bewußt geworden war, daß man sich gegen den gemeinsamen Feind seiner Haut wehren müsse. Große Haufen durchzogen lärmend und drohend, da und dort auch zerstörend und raubend die Stadt, Bluttaten geschahen in großer Zahl, und es schien, als ob nicht der Feind, sondern die eigenen Bürger den Untergang der Stadt herbeiführen würden.

Fürst Antigonos, der zwei kostbare Tage auf die Zurückkunft oder doch auf Nachricht von Elessis gewartet hatte, zog endlich sein Heer im Osten der Stadt, der zunächst bedroht schien, zusammen. Das geschah mit großem Lärm und viel Geschrei, und wenn man damit

hätte den Feind vernichten können, wäre es sicher geschehen. Die Elefanten, auf die man in Akragas sehr große Hoffnungen setzte, weil sie die Schlacht von Eregas entschieden hatten, sollten nun wieder die Schlachtreihen der Feinde zerstampfen und in Unordnung bringen. Sie wurden prächtig geschmückt und gut mit Bogenschützen bewehrt in das Vordertreffen gebracht, die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk im Zentrum geordnet — alles wie damals, als Antigonos den Sieg über Himilko erfocht. Vielleicht dachte er, was damals gut war, müsse es auch heute sein, nur waren seine Reihen diesmal weniger fest gefügt, und wo die Lücken gar zu offensichtlich klafften, mit bewaffneten Sklaven ausgefüllt, gegen die Antigonos ein tiefes Mißtrauen hegte. Er fürchtete nicht mit Unrecht, daß die alten Sünden, die man an diesen geknechteten und entrechteten Menschenmassen begangen, sich jetzt rächen könnten. Was hatte ein Sklave für Grund, sich für die „schönste Stadt der Sterblichen“ totschlagen zu lassen, wo sich ihre eigenen Bürger zu Tausenden feige drückten? Antigonos hatte kaum vierzigtausend Soldaten aus Akragas und seinen abhängigen Städten, die doch gewiß mehr als eine Million Einwohner zählten, zusammengebracht. Der Rest seines Heeres waren Sklaven.

Dagegen hatte Himilko vom ersten Tage seiner Landung an aus der ganzen Insel vielen Zuzug. Die Kriege der damaligen Zeit waren Raubzüge, und wenn es sich auch zwischen Akragas und Karthago in letzter Linie um die Beherrschung des Mittelmeeres handelte, so war der Krieg, der diesem Ziel diente, doch ein nackter, bloßer Raubzug. Das reiche Akragas mit seinen herrlichen Tempeln, seinen goldenen Götterbildern, seinen reichen Schätzen aller Art, seinen un-

ermeßlichen Kostbarkeiten, die es in langen Jahrhunderten aus aller Welt an sich gezogen, und mit denen sich die Stadt und ihre Bürger schmückten, reizte das Raubgesindel ihrer ganzen Nachbarschaft. Die reichste Stadt der Welt, die Akragas wohl damals war, hatte, wie die Zustände einmal waren, auch die meisten Feinde, ebenso wie der hungrigste Soldat in jener Zeit der beste war.

In kluger Ausnützung dieser Umstände lag der Vorteil Himilkos, der vielleicht bei seiner Landung nicht stärker war als Antigonos, dessen Heer aber mit jedem Tage wuchs, den er den allzuschlauen Senatoren von Akragas durch vorgespiegelte Unterhandlungen abgewann.

So kam es endlich zur Schlacht, und Antigonos wurde in der entscheidendsten Weise geschlagen. Was er immer schon befürchtet, geschah. Die in seinem Heer eingereihten Sklaven verließen scharenweise ihre Reihen und flohen oder gingen zum Feinde über, seine Elefanten wurden durch das fürchterliche Ungestüm der wilden Angreifer erschreckt, ihre Führer verloren die Gewalt über die Tiere, die nun in der eigenen Schlachtordnung Tod und Verwirrung anrichteten.

Das Unglück war grauenhaft, das Elend unübersehbar. Da die Schlacht ganz in der Nähe der Stadt geschlagen wurde, so war an eine Verteidigung der Mauern gar nicht zu denken. Mit den geschlagenen und fliehenden Trümmern des Heeres drangen auch die verfolgenden Sieger in die Stadt ein. Das Morden der Schlacht pflanzte sich ohne Unterbrechung in die Stadt fort, und die bemitleidenswerten Opfer jener Tage zählten nach Tausenden und aber Tausenden. Wie viele, die an Flucht dachten, wurden mit ihren Habseligkeiten unterwegs eingeholt und niedergemacht, wie

viele in ihren Häusern und Schlupfwinkeln von den plündernden Räubern aufgestöbert und beim geringsten Widerstand erbarmungslos getötet, wie viele erlagen der blinden Wut, dem entmenschten Rassenhaß der Eroberer, diesem fürchterlichsten Fluch der Völker!

Die Drohung Himilkos erfüllte sich in einem Umfang voller Entsetzen. Das Blut, das warme Menschenblut, floß, soweit es nicht der Boden trank, die Gassen hinunter bis zum Hafen und in das Meer, das sich rot färbte.

Und die Nächte, die diesen Tagen der Rache und des Zorns folgten, brachten keine Ruhe, sondern nur noch gräßlicher leuchteten die Feuersbrünste über die Szenen des Todes und des Untergangs. Bei dem Flackern der zum Himmel schlagenden Flammen wirkten die Greuel nur gespenstischer und grauenvoller. Niemand steuerte der Barbarei, niemand wehrte der grenzenlosen Schlächterei, niemand schützte Leben und Eigentum der Überwundenen — die Stadt war dem Untergang geweiht.

Alles, was den Eroberern wertvoll erschien, wurde auf die Schiffe gebracht und fortgeführt. Viele Hunderte von Schiffen wurden gefüllt und fuhren ab, kehrten zurück, um neue Ladung zu holen. Nichts sollte zurückbleiben an der verfluchten Stätte als die Trümmer der gestürzten Tempel und Häuser und die Fieberdünste, die allmählich aus dem blutgedüngten Boden und aus den Tausenden unbegrabener Leichen emporstiegen, ein Feld der Vernichtung, ein Feld des Zorns, eine Wüstenei, die wegen der ausströmenden Miasmen gemieden würde von Mensch und Tier auf Jahrhunderte. Kostbare Marmorarbeiten, Bildsäulen der Götter und Heroen, Erzeugnisse des künstlerischen Griechentums, die kein Volk, keine Zeit wieder erreicht, ganze Schiffs-

ladungen von Gold- und Silbergeschmeide, Möbel, Bilder, Vorräte aller Art, der berühmte „Thron von Akragas“, kunstvolle Gewebe — alles wanderte in die bauchigen Schiffe, um nach Karthago übergeführt zu werden. Gefesselte Menschenscharen wurden wie Viehherden fortgetrieben, um an die Ruderbänke gefesselt zu werden. Wer gestern noch ein reicher Mann war, in dessen Dienst sich ganze Sklavenherden abmühten, war heute selbst Sklave, verkauft an den Meistbietenden wie ein Arbeitstier, ein Pferd oder Ochse.

Nur wenige Wochen währte es, und Akragas, die „schönste Stadt der Sterblichen“, der Ruhm griechischen Geistes und griechischer Kunst, der Stolz der Jahrhunderte, war nur noch ein Traum der Weltgeschichte, ein rauchender Trümmerhaufen, dem nur noch die Aasgeier zu nahen wagten.

* * *

Es war eine ruhige Nacht. Die Stürme hatten ausgetobt, und der Mond stand voll und glänzend am wolkenlosen Himmel, streute sein weißes, träumerisches Licht über die Stätte, wo Akragas gestanden hatte, über den Hafen und das weite Meer, auf dem noch zahlreiche Schiffe, mit Sklaven und Waren vollgepackt, zur Abfahrt nach Karthago bereitstanden. Siegesgesänge, rohes Geschrei, endlos ausgedehnt, in langgezogenen Tönen über das Meer verhallend, klangen über die Wasser, sehnsüchtige, schwermütige Blicke der Gefangenen, der bisherigen Herren von Akragas, die an den Ruderbänken festgeschnallt ihren sauren Dienst beginnen sollten, ruhten noch einmal auf der Stätte ihres früheren Glanzes, träumten vom Wechsel der Menschenschicksale und sahen mit Zittern und Zagen ihrer Zukunft entgegen. Sklave sein ist gewiß ein

hartes Schicksal, aber Sklave werden, nachdem man über Tausende geboten, das ist furchtbar und unerträglich!

So mochte auch Antigonos denken, der, ebenso wie seine übrigen Leidensgefährten, die den Untergang von Akragas überlebten, mit einem Riemen um den Leib an der Ruderbank festgeschnallt war und nun des Kommandos harrte, auf das hin er seine Tätigkeit beginnen mußte, wenn er der Peitsche des Aufsehers entgehen wollte. Drei Schritte vor ihm saß Tellias und neben ihm, auf derselben Ruderbank, der alte Senisiades.

Dieser war entschieden am meisten zu bedauern. Er hatte seit zwölf Tagen keinen Tropfen Wein mehr gesehen. Die schöne Nenia war gleichfalls mit auf die Schiffe gebracht worden. Einer seiner früheren Köche hatte ihm mitgeteilt, daß sie als Sklavin der alten Djedaida geschenkt worden sei, diese habe aber das Geschenk nicht annehmen wollen, und so war es noch ungewiß, was aus Nenia geworden sei. Es war ihm auch ganz gleichgültig. Er hatte selbst zuviel auszustehen, als daß er sich um andere hätte kümmern können. Der Arme war in den wenigen Tagen fast um die Hälfte seines Gewichtes leichter geworden, sein Gesicht hatte eine grünlichgraue Farbe, seine Augen waren eingefallen. Als er am Abend vorher seinen Nebenmann, den früheren Oberpriester, gebeten hatte, ihm seinen eingeschlafenen Arm, den er nicht bewegen konnte, emporzuheben, hatte er von Thalil, der als Aufseher auf dem Schiffe tätig war, fürchterliche Prügel bekommen. Seitdem wußte er, daß es den Sklaven verboten war, auf den Ruderbänken miteinander zu sprechen.

Er erfuhr auf diese Weise noch mancherlei und wurde sehr gelehrig.

Noch schlimmer ging es einem seiner Nachbarn, einem gewissen Ellides, der früher in Akragas Unternehmer von Zirkusspielen und als solcher auch der Besitzer Thalils gewesen war. Ellides konnte den Göttern auf seinen Knieen danken, daß Thalil nur noch einen Arm hatte, denn hätte er noch zwei gehabt, so hätte er seinen früheren Besitzer unfehlbar totgeschlagen. Überhaupt entwickelte Thalil als Aufseher der Ruderbänke auf dem Schiffe Himilkos ein sehr gutes Personengedächtnis. Er vergaß keinen seiner früheren Peiniger.

Antigonos saß auf seiner Bank und schaute trübe auf das weiße Geflimmer des Mondes auf dem Wasser, auf die Trümmer von Akragas, um die blaue Dünste zogen, auf die Stelle, wo früher sein Haus gestanden. Seine Gärten, seine Terrassen — alles war der wütenden Feuersbrunst zum Opfer gefallen, seine Sklaven und Diener, seine Leibwache, seine Elefanten und Pferde nach allen Richtungen auseinandergesprengt, er selbst, verwundet, krank, in einem schmutzigen Kittel auf die Ruderbank geschnallt — Thalil mit der stets geschwungenen Peitsche im Rücken. War das möglich? War das sein Ende?

Er war fest entschlossen gewesen, in der Schlacht seinen Tod zu suchen, aber eine Schulterwunde, die ihn jetzt noch sehr schmerzte, streckte ihn ohnmächtig auf dem Schlachtfelde nieder. So war er Gefangener geworden.

Freilich — zum Sterben hätte er immer noch Gelegenheit gehabt und hatte sie auch jetzt noch. Aber er — hoffte noch.

Vor der Schlacht hatte er erfahren, daß Aina Sahel glücklich zu ihrem Vater entkommen war, daß Elessis aber mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen sei.

Seitdem war es ihm mit dem Sterben nicht mehr Ernst. Er wußte sogar, daß er sich jetzt mit Aina Sahel und mit Himilko auf demselben Schiff befand, er freilich als Sklave auf der Ruderbank und sie oben als Herrin auf dem Verdeck, inmitten all ihrer Macht und ihres Glanzes. Konnte nicht ein Ereignis eintreten, das sie noch einmal vor seine Augen brachte, er noch einmal ihre süße Stimme hörte? Weiter ging seine Hoffnung nicht. Dann wollte er gern sterben. Noch etwas regte sich auf dem Grunde seiner Seele, das ihn noch an das Leben kettete — der große Traum kommenden Glücks, der alle Menschen, alle Zeiten bewegt und beherrscht.

Als sich kaum der erste hellere Schein des neuen Tages im Osten erhob, wurde das Zeichen zur Abfahrt der Flotte gegeben. Die Karthager begrüßten es mit lautem Jubel. Ihnen winkte die Heimat, der Triumphzug, die Frucht des Sieges. Anders bei den Sklavenmassen, die aus Akragas fortgeführt wurden. Ihnen winkte nichts und drohte alles. Noch einmal warfen sie die Blicke nach den Gestaden, die ihre Heimat gewesen, und die zu schützen sie nicht verstanden hatten. Auch Antigonos sandte noch einmal seine Blicke nach dem Strande, wo ein bläulicher Nebel um die rauchenden Ruinen wob, wie die Träume von Menschenglück und Menschenwohl, die er dort geträumt.

Weshalb war das alles so gekommen? Mußte es so kommen? fragte er sich. Wie im Flug zog alles noch einmal an ihm vorüber. Hätte er seine Pläne ausgeführt, sich von Tellias nicht beeinflussen lassen und Aina Sahel als Gattin an seine Seite gestellt, statt sich von Pracht und Machtfülle blenden, von tausend Rücksichten hindern zu lassen, wer weiß, ob nicht alles, alles anders gekommen wäre. Hätte er

den Sklaven in Akragas auch nur einen Schimmer von Recht und Menschenwürde verliehen — sie hätten ihn wohl nicht in der Stunde der Not verlassen. Hätte er Aina Sahel in seinen Schutz genommen, so wäre Himilko nicht sein Feind — — —

„Takt halten, ihr Hunde!“ rief Thalil den Ruderern zu, indem er seine Peitsche drohend schwang.

Jawohl — Takt halten hieß es hier wie überall in der Welt. Hätte Antigonos immer Takt gehalten, so wäre seine Welt vorwärts gekommen in den wilden Wogen der Zeit, er wäre nicht mit seinem Schiff auf den Grund geraten. Nun faßte er sein Ruder fest in die Hand und hielt Takt mit den übrigen, so hart es ihm auch wurde, und so schwer er auch dabei keuchte.

Der Strand entschwand, die Sonne stieg. In dem Unterraum der Schiffe, der so niedrig war, daß niemand aufrecht stehen konnte, wenn er sich nicht im Mittelgang des Schiffes befand, wo Thalil auf und ab ging, wurde die Luft heiß und stickig. Ein Tropfen Wasser wäre ein Labsal gewesen, aber es gab keines.

Gegen Mittag erst bekamen die Ruderer ihr Essen. Antigonos sah scheu hinein in den Topf. Es waren weiße Bohnen drinnen, die in einer gelblichbraunen Öltunke schwammen. Dann flog sein Blick hinüber zum alten Senisiades, der vor wenigen Wochen einem Diener bei Tisch eine schwere Silberschüssel an den Kopf geworfen und ihm dadurch Hals und Gesicht verbrüht hatte, bloß weil er, wie Senisiades behauptete, die Schüssel schief gehalten habe. Und nun? Was ihm da vorgesetzt wurde, war keine silberne Schüssel, sondern ein schmutziger irdener Topf, und drinnen weiße Bohnen in einer Brühe, die in Akragas die Schweine stehen gelassen hätten.

Und Senisiades — aß. Sie aßen alle, und es blieb nichts übrig.

„Takt halten, ihr Hunde, Takt halten!“ rief Thalil wieder.

Lautes Keuchen und Ächzen wurde da und dort hörbar, wie wenn eine Maschine nicht gut geschmiert wäre. Die Hitze stieg, und der Dunst im Unterraum des Schiffes wurde immer erstickender.

Ein heiserer Schrei klang plötzlich durch den Raum, wie der letzte Seufzer eines zur Qual der Unterwelt Verdammten.

„Was?“ schrie Thalil wütend und schwang die Peitsche über dem alten Senisiades. „Was soll das heißen? Willst du rudern oder nicht?“

Der alte Senisiades wollte nicht mehr rudern. Er war tot, ganz plötzlich, als wenn ein Herzschlag ihn getroffen, sank er vornüber und hing wie ein altes Bündel Wäsche in dem Riemen, mit dem sein Körper an der Ruderbank angeschnürt war.

„Das feiste Schlemmervolk ist zu nichts mehr gut!“ schimpfte Thalil ärgerlich. „Bindet ihn ab und werft ihn ins Meer! — Vorwärts, einen anderen her!“

Antigonos saß auf seiner Bank und hielt Takt. Er sah, wie der Körper des Senisiades ins Meer klatschte und langsam sank.

War das ein Menschenschicksal? Wie lange würde wohl er es noch aushalten? War das auch sein Ende? Und Tellias? Er war ja immer so klug und sah weise in die Zukunft — hatte er das auch gesehen? Wo blieb nun seine Philosophie?

Nun, Tellias sagte kein Wort. Er bekam einen neuen Nachbarn — es war Hellenides, der Priester am Tempel des Äskulap, dem er hundert Ochsen geopfert hatte, damit er seine Tochter Helena retten sollte.

Nun saß er da neben ihm auf der Ruderbank und hielt Takt. Sein schön geflochtener ägyptischer Bart war freilich arg zerzaust, aber er hielt sehr gut Takt, und das Schiff Himilkos flog durch die blaue Flut wie ein Delphin.

Nach einer Weile hörte Antigonos auf der Treppe, die nach dem oberen Teil des Schiffes führte, ein Gespräch, das ihn außerordentlich erregte, wie etwa wenn ein unterirdisch Vergrabener wieder den ersten Schein des Tageslichts sieht.

„Thalil!“ rief eine Stimme auf der Treppe.

Antigonos konnte die Ruferin nicht sehen, weil er mit dem Rücken gegen die Treppe saß, aber er hätte darauf schwören mögen, daß es die Stimme der alten Djedaida war.

„Was befiehlst du, Herrin?“ antwortete Thalil und sprang rasch herzu.

Dann hörte Antigonos — das Plätschern der Wellen am Schiffsrand verschlang vieles — nur noch abgerissene Worte.

„— ins Meer geworfen?“ fragte die Frauenstimme wieder.

„Was denn weiter?“ antwortete Thalil. „Es wird wohl noch manchem so gehen, wenn die Hitze andauert.“

Dann kam die Frau näher und stand endlich hart neben dem Lauschenden still.

Antigonos blickte auf — es war Djedaida! Sie stand vor ihm in einem langen, faltigen Gewand, das fast aussah wie ein Priestertalar, in einem dunklen, gazeartigen Stoff, in den mit Goldfäden und offenbar unendlicher mühevoller Arbeit kleine glitzernde Sterne gestickt waren, der aussah wie ein Stück Nachthimmel. Wie viele Sklavinnenhände mochten jahrelang an diesem Stoff gearbeitet haben! Auf dem Haupte trug sie

ein turbanähnlich gewundenes Tuch aus dunkelblauer Seide mit einem lang herabwallenden Schleier.

„Kennst du mich, Fürst Antigonos?“ fragte sie.

Er schlug unwillkürlich den Blick nieder. War es Scham? War es, weil er „Takt halten“ mußte?

„Ja, Djedaida,“ sagte er müde und mit keuchender Stimme.

Sie sah ihn aufmerksam an. Seine Augen glitzerten wie im Fieber. Seine Muskeln zitterten von der ungewohnten Anstrengung.

„Du bist verwundet,“ fuhr Djedaida fort. „Laß mich deine Wunde sehen.“

Antigonos ließ das Ruder los und legte mit der Hand seine Wunde an der Schulter bloß, indem er seinen Kittel zurückschob.

„Hast du Schmerzen?“ fragte sie weiter.

Er nickte.

„Sehr?“

„Ja, sehr.“

Sie sah ihm noch einmal prüfend ins Gesicht, besonders in die Augen, und befühlte mit der Hand seine Brust. „Hier?“ fragte sie.

„Hier und überall.“

„Die Schufte sind so heruntergelebt und verlottert, daß sie nicht einmal mehr ein Ruder führen können!“ schimpfte Thalil dazwischen.

Djedaida machte ihm verstohlen ein Zeichen und sagte dann zu Antigonos: „Rudere nicht weiter. Man wird einen anderen hierher setzen. Ich komme gleich wieder, um deine Wunde besser zu verbinden. Hast du Durst?“

„Ja, Djedaida,“ sagte er hastig, „wenn ich einen Schluck Wasser haben könnte — — Djedaida,“ fuhr er dann plötzlich mit brechender Stimme fort, „vergiß, was geschehen ist, hilf mir!“

Sie nickte, stieg die Treppe wieder hinauf und sah sich oben auf dem Verdeck flüchtig um.

Der obere Teil des Schiffes war breit ausladend für eine große Anzahl von Personen bequem eingerichtet, wohl auch in Hinsicht darauf, daß er für die Fürstlichkeiten und ihre Umgebung bestimmt war. Am Vorderbug besonders, wo jetzt Aina Sahel auf einem Ruhebett lag, befand sich ein leichter Überbau, der auch bei schlechtem Wetter Schutz bot, jetzt aber, wo die Sonne schien, mit bunten Tüchern überspannt, mit Decken und Fellen ausgestattet, mit Erfrischungen und allen Bequemlichkeiten versehen war, die eine Seereise angenehm machen mußten.

Es mochten wohl mehr als hundert Personen sich auf dem Deck befinden, darunter Himilko mit seinen zahlreichen Verwandten und Heerführern, Namassa, Alhedrin, dem alten Leiquellio, auch Bursas in voller glänzender Kriegsrüstung, die den großen Mann noch stattlicher und ansehnlicher erscheinen ließ. Sie saßen oder lagen in verschiedenen Gruppen zusammen, spielten oder erzählten sich ihre Abenteuer der letzten Zeit.

Über dem Hinterteil des Schiffes war ein großes, rot und weiß gestreiftes Zeltdach zum Schutz gegen die Sonne ausgebreitet.

Djedaida ging auf Himilko zu, der mit Leiquellio, Alhedrin und Bursas nicht weit von Aina Sahel auf Fellen und Decken saß und eben aß.

„Nun," fragte Himilko, als sie näher kam, „was ist geschehen?"

„Ein alter Mann, der Senator Senisiades, ist gestorben," antwortete Djedaida, „und man hat seine Leiche ins Meer geworfen."

„Weiter nichts?"

„Nein. Aber wenn du nicht willst, daß Fürst Antigonos auch stirbt, ehe wir übers Meer kommen —“

„Nein, nein, das will ich nicht — jetzt noch nicht! Was ist mit ihm? Er muß in unserem Triumphzug, wenn wir in Karthago einziehen, einherschreiten. Uns würde ja der beste Teil unseres Triumphes fehlen, wenn er vorher stürbe.“

Himilko sprach laut und lebhaft, und Aina Sahel, die träumerisch über das blaue Meer blickte, hob den Kopf und lauschte.

Sofort sprang Alhedrin dienstbeflissen auf und lief herzu. „Wünschest du was, Aina Sahel?“ fragte er lächelnd.

„Laß mich allein!“ sagte sie abweisend, und Alhedrin ging wieder an seinen Platz.

„Dann darf er nicht mehr da unten rudern,“ fuhr Djedaida fort. „Er muß in Pflege, denn er hat Wundfieber.“

„Ist er verwundet?“

„Ziemlich gefährlich an der Schulter. Wenn er nicht ordentlich gepflegt wird, stirbt er sicher.“

„So pflege ihn, Djedaida,“ erwiderte Himilko. „Er darf nicht sterben, hörst du? Jetzt noch nicht. Er gehört dem Baal-Moloch.“

Leiquellio sah Himilko betroffen an. Auch auf die übrigen schienen die letzten Worte Himilkos einen tiefen Eindruck zu machen.

Aina Sahel überlief ein leichtes Zittern, und ihre Augen lagen starr auf der weiten Flut, die rings das Schiff umgab, so weit das Auge reichte.

Djedaida sah sie flüchtig und prüfend an, aber sie schien sich auch nicht klar zu sein über den Zustand ihrer Herrin und ging dann langsam wieder nach dem unteren Teil des Schiffes, wo sie längere Zeit mit Thalil sprach.

Dann näherten sich beide wieder Antigonos.

„Komm!“ sagte Djedaida kurz zu ihm.

Antigonos wurde von seiner Bank losgeschnallt und stand auf, um der alten Djedaida, die vor ihm herging, zu folgen. Aber er konnte kaum gehen und taumelte wie ein Trunkener hin und her, trotzdem das Schiff sehr ruhig lief.

Djedaida hatte nur zu richtig gesehen. Wenn er nicht in gute Pflege kam, würde es ihm bald so gegangen sein wie dem alten Senisiades.

Sie ging mit ihm nach dem Hinterteil des Schiffes und stieg dort einige Stufen hinauf nach einem kleinen freien Raum, wo allerhand Schiffsgerät, Ketten zum Festmachen, Anker und das Steuerruder sich befanden. Hier wurde eine Decke auf den Boden gebreitet, auf der Antigonos sich niederlegen durfte. Da ihn der Durst entsetzlich quälte, so reichte ihm Djedaida Wasser, verband seine Wunde und hieß ihn ruhen.

Aber Antigonos wurde hier von einer sonderbaren Unruhe erfaßt. Er reckte und streckte sich, so hoch er konnte und wollte offenbar auf das Oberdeck des Schiffes sehen, was ganz unmöglich war, er hätte denn ein Riese sein müssen.

„Lege dich nieder!“ befahl ihm Djedaida.

„Djedaida — Djedaida!“

„Was willst du?“

„Werde — werde ich sie noch einmal sehen? — Nur noch einmal —“

Djedaida sah ihn einige Augenblicke nachdenklich an. „Du wirst sie sehen, Antigonos,“ sagte sie dann bestimmt und sehr ernst, „aber — fürchte es!“

Achtzehntes Kapitel.

Wenn man von Odysseus erzählt, daß er zehn Jahre auf dem Mittelländischen Meere umhergefahren sei, ehe er seine Heimat Ithaka wiederfand, so ist dabei sicher viel Sagenhaftes, daß aber das Mittelmeer im Altertum mehr Gefahren, mehr Hindernisse für die Schiffahrt bot und seine Durchquerung mehr Zeitaufwand erforderte als heute der größte Ozean, ist bei den mangelhaften Hilfsmitteln jener Zeiten wohl erklärlich. Die Ortsbestimmung auf freiem Wasser war schwer, die Kenntnis des Meeres, seiner Ufer und seiner Untiefen mangelhaft, die Widerstandskraft gegen Sturm und Wetter gering. Besonders wenn es sich um große Kriegszüge von vielen Hunderten von Schiffen handelte, bei denen man mit den Mundvorräten und dem Wasser haushalten mußte, konnte jeder Zwischenfall, jedes Verfehlen der Fahrtrichtung, jeder Sturm, der die Schiffe aus ihrem Weg warf, jede Verzögerung der Ankunft Anlaß zum unheilvollsten Verhängnis werden.

Als die karthagische Flotte, die aus mehr als dreihundert Schiffen bestand, am dritten Tage unterwegs war und man schon mit Stunden rechnete, nach denen die Küste von Karthago am Horizont erscheinen mußte, zog von Westen her graues Gewölk herauf. Es war in den Abendstunden, und der Sturm entwickelte sich rasch zu einer großen Gewalt. Die Wellen türmten sich für die doch immerhin kleinen Schiffe gefährlich auf, die Ruder brachen, die Wogen schlugen in die Schiffe und spülten fort, was nicht Widerstand leistete. Die Leute wurden krank, manche starben und wurden kurzerhand über Bord befördert, Zusammenstöße erfolgten, die Nacht brach dunkel und drohend über die Flotte herein.

Antigonos kannte von seinen zahlreichen Fahrten in der Jugendzeit her das Meer und seine Ufer gut. Er war öfter an der libyschen Küste mit ihren gefährlichen Seeräubernestern gewesen, bis zu den Nilmündungen in Ägypten hin, in Rhodos und Melita, an der kleinasiatischen Küste, in Ephesus und Griechenland, dem Mutterlande von Akragas. Jetzt kam ihm diese Kenntnis zustatten. Er sah, wie der Wellendruck von Westen und Nordwesten her die Schiffe immer mehr und mehr aus ihrem Weg warf.

„Halte nach Westen!“ rief er Thalil, der jetzt am Steuer stand, zu.

Aber dieser sah ihn nur mißtrauisch an. Was wollte der ehemalige Fürst? Vielleicht hoffte er, daß die Flotte zerstreut würde, an irgend einem öden Küstenstreifen strandete, daß er im Aufruhr des Meeressturmes einige hundert oder tausend seiner früheren Untergebenen sammeln und seine Befreiung versuchen könne. Ein Mann wie Antigonos, der in seiner jetzigen Lage nichts mehr zu hoffen und alles zu fürchten hatte, greift nach allem, was ihm Rettung verheißt.

Rings umher war Nacht und Finsternis. Der Überblick über die Flotte war völlig unmöglich. Man sah wohl da und dort in nächster Nähe, wenn der Wellengang das erlaubte, eines oder das andere der Schiffe mit den Wogen kämpfen, hörte auch gelegentlich Hilferufe durch das Sturmgebraus, aber man konnte nicht das geringste tun.

„Halte nach Westen, wenn du nach Karthago willst!“ rief Antigonos dem Steuermann nochmals zu. „An was denkst du? Hier ist meine Brust. Du kannst mich jeden Augenblick töten, wenn du findest, daß ich dir falsch geraten. — Dort liegt Karthago!“

Dabei wies er die Richtung mit der Hand.

Thalil war unsicher. Er wußte nicht, wo er sich mitsamt seinem Schiff befand, und in welcher Richtung Karthago lag. Sterne, die sonst dem Schiffer die Richtung zeigten, waren nicht zu sehen. „Was treibt dich nach Karthago, Antigonos?“ fragte er.

„Mich? Nichts!“ antwortete Antigonos. „Bei den Göttern, Thalil, ich wünsche nichts, als daß dein Schiff wohlbehalten nach Karthago kommt. Deshalb halte nach Westen, ehe es zu spät ist und du mitsamt deinem Schiff auf dem Djebel Taru scheiterst.“

„Der Djebel Taru liegt doch dort!“

„Nein, sage ich dir, der Djebel Taru liegt vor dir, und wenn du nicht nach Westen hältst, liegt das Schiff beim Morgengrauen hilflos auf seinen Felsen.“

Da warf Thalil das Steuer herum und hielt nach Westen. Er hatte die Überzeugung, daß Antigonos nichts Falsches im Schilde führte, sondern daß ihn irgend eine große Hoffnung — wer konnte wissen, welche? — nach Karthago zog. —

Auf dem oberen Schiffsteil verging die Nacht nicht weniger bewegt. Niemand schlief. Die Wogen warfen das Holzschiff unbarmherzig hin und her, so daß es in allen seinen Fugen krachte und die Seefahrer jeden Augenblick glaubten, es müsse bersten. Vorn am Bug des Schiffes, in unmittelbarer Nähe des Lagers, auf dem Aina Sahel ruhte, befand sich in einem eisernen Behälter ein großes Leuchtfeuer, das mit Holz und Pech unterhalten wurde. Es sollte den übrigen Schiffen der Flotte als Richtung in der Nacht dienen. Sein Geflacker huschte in gespenstiger Abenteuerlichkeit über das Verdeck hin, hier tiefe, unheimlich große Schatten werfend, dort braune Gesichter, wilde Gestalten noch brauner und wilder erscheinen lassend.

„Hörst du mich, Aina Sahel?“ flüsterte Alhedrin ganz nahe an ihrem Lager.

„Was willst du sagen, Alhedrin?“ erwiderte Aina Sahel müde.

„Daß ich dich liebe,“ fuhr dieser leidenschaftlich bewegt fort. „Ich weiß wohl, daß ich dir damit nichts Neues sage. Alle Welt liebt dich. Aber ich liebe dich, solange ich denken kann, und du weißt nicht und kannst nicht glauben, was ich gelitten habe all die Jahre her, da du fern von mir warst. Dein Vater weiß es. Er sagte zu mir: ‚Hole sie, und sie ist dein!‘“

„Und du bist gekommen, um mich zu holen, Alhedrin?“

„Die erste Gelegenheit, die sich mir bot —“

„Du hast lange auf dich warten lassen.“

„Weißt du noch, wer dich vor dem Holzstoß rettete? Auf diesen Armen trug ich dich in die Freiheit —“

„Das konntest du wohl, Alhedrin, weil dir die anderen den Weg deckten.“

„Ich hätte dich aus den Flammen geholt, selbst wenn niemand sonst vorhanden gewesen wäre. Ich wäre mit dir gestorben, wenn du starbst.“

„Ziehe das Zelttuch fester, Alhedrin, sonst wirft uns der Sturm noch ins Meer, und du hast die schönste Gelegenheit, mit mir zu sterben.“

Das klang nicht wie Liebe, was Aina Sahel sagte, und Alhedrin merkte es trotz seiner leidenschaftlichen Aufregung wohl. Aber er mochte denken, daß auf einen Hieb kein Baum fällt und die Gelegenheit sich wohl noch bieten würde, nachdrücklicher seine Wünsche und Hoffnungen zu wiederholen.

„Fürchte nichts, Aina Sahel,“ sagte er entschlossen, „ich bin da.“

Bursas, der nicht weit davon in seinen Mantel

gehüllt bei Himilko stand, wußte von den Absichten Alhedrins schon längst und hörte auch jetzt Wort für Wort. „Ist das dein Wille, Herr?“ fragte er finster.

„Was?“ erwiderte Himilko verwundert.

„Daß Alhedrin dein Kind zum Weibe nimmt.“

„Bursas, ich habe in dieser Beziehung keinen Willen. Aina Sahel ist frei. Ich werde ihr weder wehren noch befehlen.“

„Ich habe ihr als Knecht gedient, Herr,“ fuhr Bursas noch immer finster und in einem unwiderstehlichen inneren Drange fort, „jahrelang, du weißt es —“

„Du hast mir große Dienste geleistet, die ich nie vergessen werde, Bursas.“

„Niemals habe ich meine Augen zu ihr erhoben. Ich war ihr Diener. Nichts sonst. Aber ich habe sie verehrt wie eine Göttin, nicht wie ein Weib. Meine Brust war ihr Schild, meine Faust ihr Schutz. Und nun kommt ein anderer und spricht ihr von Liebe!“

„Bursas, beruhige dich! Du zitterst ja. Was fällt dich an?“

„Ich kann's nicht sehen, Herr. Laß mich reden!“

„So sprich!“

„Damals, als ich Syrtin mit einem Faustschlag niederstreckte, geschah es in einer Empörung, wie sie nur in der Menschenbrust auflodert, wenn ihm sein Heiligstes entweiht und entwürdigt wird, und nicht, weil ich dem Alhedrin sein Bräutchen erhalten wollte. Und nun —“

„Sei nur ruhig, Bursas. Du bist ja wilder wie das Meer!“

„Ich kann's nicht sehen, Herr, daß sich ihr ein Mann nähert, weil ihm ihre Augen gefallen. Es macht

mich rasend, wenn man ihr von Liebe spricht um ihrer Äußerlichkeiten willen. Mir ist sie mehr!“

„So sag's ihr.“

„Du hast mich reich gemacht, mein Fürst, du hast mir nicht nur meine Güter in Karthago erhalten,“ fuhr Bursas immer heftiger fort, „du hast mir auch einen überreichen Teil der Siegesbeute von Akragas zugesprochen —“

„Du bist der Besieger von Akragas. Deiner Umsicht, deiner Tatkraft, deiner Tapferkeit habe ich den Sieg zu danken. Es war meine Pflicht, das bei der Beuteverteilung zum Ausdruck zu bringen.“

Ein wildes Schluchzen erschütterte plötzlich den gewaltigen Mann. Er schlug die Hände krampfhaft ineinander, Tränen stürzten aus seinen Augen, und mit erstickter Stimme rief er: „Nimm alles wieder, Herr, und — und gib mir dein Kind, gib mir Aina Sahel!“

Himilko war über einen so heftigen Ausbruch einer tiefen Leidenschaft zu erstaunt und zu überrascht, als daß er sogleich die entsprechenden Worte hätte finden können.

„Niemals,“ fuhr Bursas ruhiger fort, „niemals hätte ich geglaubt, daß ich die Kühnheit finden würde, so vor dir zu stehen, mein Fürst, und so zu dir zu sprechen. In meinen kühnsten Träumen nur, in meinen heißesten Wünschen verstieg sich meine Phantasie so weit, Aina Sahel zu besitzen. Nur ihr dienen wollte ich, ihr Knecht sein, nichts sonst. Ihr Blick war meine Seligkeit. Danke es diesem Fant, diesem Alhedrin, daß ich doch den Mut und die Worte fand, so zu dir zu sprechen. Ich kann's nicht sehen, daß ein anderer Mann sich ihr in Liebe naht. Ich kann's nicht, Herr, und wenn es mein Tod wäre! Und nun, mein

Fürst, sprich mein Urteil. Entscheide du, ob ich leben soll und glücklich sein, oder ob meine Kühnheit mich zu hoch getragen und ich im Abgrund verschwinden soll."

In diesem Augenblick zuckte ein greller Blitz über den dunkeln Wolkenhimmel und tauchte ins Meer, die ganze Umgebung taghell erleuchtend, und fast gleichzeitig rollte der Donner über ihnen, daß alle erschreckt aufhorchten.

„Hörst du?" sagte Himilko nach einer Pause. „Die Götter sprechen. Was soll ich dir antworten? Deine Frage kann nur das Schicksal lösen. Hast du schon mit Aina Sahel gesprochen?"

„Niemals. Sie hat mir in Sizilien oft sehr freundliche Worte gesagt, die mich sehr glücklich gemacht haben, trotzdem hatte ich nicht den Mut, davon mit ihr zu reden. Sie war krank."

„Und sie ist es noch, Bursas. Glaube mir, Aina Sahel ist nicht mehr das, was sie war. Wir alle sind ja nicht mehr, was wir waren, aber bei ihr ist die Veränderung rätselhafter, geheimnisvoller. Ich habe mit Djedaida gesprochen. Sie kann sich den Zustand Aina Sahels nicht erklären. Ich kann's auch nicht. Niemand kann es. Djedaida sagt, Aina Sahel müsse eine große seelische Erschütterung durchgemacht haben. Wer weiß das? Sie selbst spricht nie davon. Eine Erschütterung, die ihr innerstes Leben getroffen habe, ihr Herz!"

„Ich weiß!" warf Bursas dumpf ein.

„Was weißt du?"

„Das ist geschehen in der Nacht, als sie den Holzstoß in Akragas besteigen sollte — —"

„Ah! Vielleicht eine Erscheinung, wie die Götter sie manchmal den zum Tode Verurteil-

ten schicken, um sie auf die Unterwelt vorzubereiten!“

„Möglich, Herr. Alles ist möglich. Ich weiß nur, daß Aina Sahel seit jener Nacht eine andere geworden ist. Seit jener Nacht ist sie schweigsam, müde, unempfänglich für alles, was um sie vorgeht, man könnte sagen: todesbereit!“

„Wie erklärst du dir das?“

„Ich weiß es nicht. Es gibt keine Erklärung, wenn sie selbst sie uns nicht gibt.“

„Djedaida sagt, Aina Sahel brauche Ruhe des Körpers und Heiterkeit der Seele, um zu genesen. Denn sie ist krank. Das sieht jeder. Also gedulde dich, Bursas. Du hast es ja so lange getan —“

„Herr, niemals wäre ein Wort über meine Lippen gekommen, wenn nicht Alhedrin, der von nichts weiß —“

„Sei nur ruhig. Was für dich gilt, gilt noch viel mehr für ihn. Laßt Aina Sahel Zeit. Sie ist ja noch jung, und ich werde es an nichts fehlen lassen, daß sie gesundet. Auf der Byrsa wird sie wie eine Fürstin thronen. Feste und Spiele sollen ihre Seele erheitern, ihre Gespielinnen und Dienerinnen sollen sie pflegen, sollen sie salben und baden, und ihre Gesundheit soll für alle das oberste Gesetz sein. Dann wird die Zeit kommen, wo du mit ihr selber reden kannst, und ihr Wort soll dein Schicksal sein. Bist du damit zufrieden, Bursas?“

„Ich bin es, Herr!“ —

Als der Tag heraufstieg, ließ der Sturm nach, und eine klare Fernsicht zeigte, wie sehr Antigonos mit seiner Warnung recht gehabt hatte. Am fernen Horizont sah man noch die Klippen und Schründe des Küstengebirges, in die man unfehlbar hineingesteuert

wäre, wenn die Richtung nicht geändert worden wäre. Nun fuhr die Flotte in einiger Entfernung an der afrikanischen Küste entlang, denn sie war doch aus ihrer ursprünglichen Richtung um ein beträchtliches durch den Sturm herausgeworfen worden.

Endlich, als die Sonne sich zum vierten Male seit der Abreise von Akragas neigte, stieg am Horizont eine weiße Stadt auf, hoch aufgetürmt um eine weite Bucht, die das Meer bildete. Wie ein Traumbild lag die mächtig ausgedehnte Stadt am Meer. Die schroffen Mauern der hochragenden Feste, die weißen Häuser, die Tempel und Paläste, die grünen Gärten der Villen, der ganze herrliche Küstenstrich mit seinen Ölhainen und Palmenwaldungen, die in tropischer Glut und Üppigkeit die Ufer bedeckten, der Hafen mit seinem bunten Schiffsgewimmel — alles hob sich in voller Schärfe von dem tiefblauen Himmel ab wie eine Fata Morgana, wie ein Luftgebilde, wie es Aina Sahel die Sehnsucht vorgespiegelt, als sie in der furchtbaren Mordnacht mit überhitzten Sinnen über die Terrasse in Akragas gewandelt war.

Das war Karthago, die Stadt der Dido, jetzt, nach dem Fall von Akragas, die mächtigste Stadt am blauen Mittelmeer.

Ein ohrenbetäubendes Geschrei erhob sich auf den Schiffen, als die Leute der Stadt ansichtig wurden, wie ein Jubelruf tönte es hinüber nach der Heimat, wie ein Freudengruß nach Kampf und Sieg im fernen Land und nach den Gefahren der Meerfahrt. Endlich daheim, endlich im sicheren Hafen mit der Beute!

Die Heimkehrenden hatten wohl Ursache, ihrer Freude lauten Ausdruck zu geben. Und auch am Ufer, in der Stadt, am Hafen erweckte das Erscheinen

der zurückkehrenden sieghaften Flotte eine ungeheure Erregung. Schreiend lief das schwarze Gewimmel der Bewohner auf den freie Aussicht bietenden Plätzen zusammen. Einer rief es dem anderen zu, zeigte ihm die heimkehrenden schwerbeladenen Schiffe. Auf den Dächern und Terrassen der Häuser zeigten sich winkende und schreiende Gruppen, die Werkstätten, die Äcker wurden verlassen, die Priester zogen feierlich heran, um die Sieger zu empfangen.

Antigonos lehnte über der Schiffswand und sah hinüber nach der Stadt, wo sich sein Schicksal erfüllen sollte. Ihm klang das Jubelgeschrei durchaus nicht wie ein Fest in die Ohren. Aber er war doch aufmerksam und gespannt. Er staunte über die gewaltigen Mauern, mit denen die Stadt umgeben war, die riesigen Bögen der Wasserleitung*), die ganze Flüsse gefangen in die volkreiche Stadt führte, und vor allem über ein dunkles, massiges Gebäude mit einer hohen Kuppel, dessen altersgraue Mauern eindrucksvoll und beherrschend aus dem Häusermeer hervorragten, drohend zugleich und gebietend. Er hatte Karthago noch nie gesehen und kannte also das dunkle, alles beherrschende Haus und seine Bestimmung nicht.

„Thalil!“ rief er den Steuermann an.

Dieser sah ihn fragend an.

---

*) Die Wasserleitung von Karthago galt in der Alten Welt für ein Wunderwerk. Ihre Bögen ragten dreiundzwanzig Meter über dem Erdboden empor, in sechzehn Zisternen in den verschiedensten Teilen der Stadt wurde das Wasser zur Benützung gesammelt. Über die Einwohnerzahl ist nichts Zuverlässiges auf uns gekommen, nur Strabo erzählt, daß Scipio Africanus in Karthago etwa siebenhunderttausend Menschen belagerte.

„Was ist das für ein großes, finsteres Haus dort mitten in der Stadt, das so gewaltig über alles emporragt?“

„Das ist der Tempel des Baal-Moloch,“ antwortete Thalil.

Antigonos fühlte trotz der Hitze, die ihn umgab, wie ihn der Frost schüttelte. Er hatte von dem gräßlichen Kult dieser fürchterlichen Gottheit schon gehört.

(Fortsetzung folgt.)



Das moderne Jerusalem

Von Ernst Wächter

Mit 11 Bildern (Nachdruck verboten)

Als Basis der türkischen Kriegsoperationen gegen Ägypten ist Palästina mit einem Schlage ein Land von hoher politischer und militärischer Bedeutung geworden. Hier sammelten sich die Truppen, die den ersten siegreichen Vorstoß durch die Wüste der Sinaihalbinsel gegen den Suezkanal unternahmen und damit den Kriegschauplatz von vornherein auf feindliches Gebiet verlegten; hier erfolgt die Zusammenstellung und letzte Instandsetzung aller weiteren zur ägyptischen Front abgehenden Truppennachschübe samt den irregulären Scharen der Beduinen, die aus ganz Syrien und Arabien in immer gewaltiger anschwellender Zahl herbeieilen, um als treue Anhänger Mohammeds unter türkischer Führung am Dschihad, dem Heiligen Kriege, teilzunehmen.

Der Mittelpunkt des hier zurzeit herrschenden kriegerischen Treibens ist die Landeshauptstadt Jerusalem, und sie dürfte auch, wenn je, durch unglückliche Ereignisse bewirkt, der Kriegschauplatz von Ägypten auf palästinensischen Boden zurückverlegt werden müßte oder von der See her es einer feindlichen Armee gelingen würde, in das Heilige Land einzudringen, der Mittelpunkt der Landesverteidigung werden. Denn wenn auch keine Festung im modernen Sinne, so kann Jerusalem doch dank seiner beherrschenden und zugleich durch günstige örtliche Verhältnisse natürlichen Schutz gewährenden Lage leicht zu einem starken militärischen Stützpunkt ausgestaltet werden. Im Interesse der altehrwürdigen Stadt, die nicht nur für die gesamte jüdische und christliche Menschheit die Stätte heiligster Erinnerungen ist, sondern auch für die Mohammedaner ein

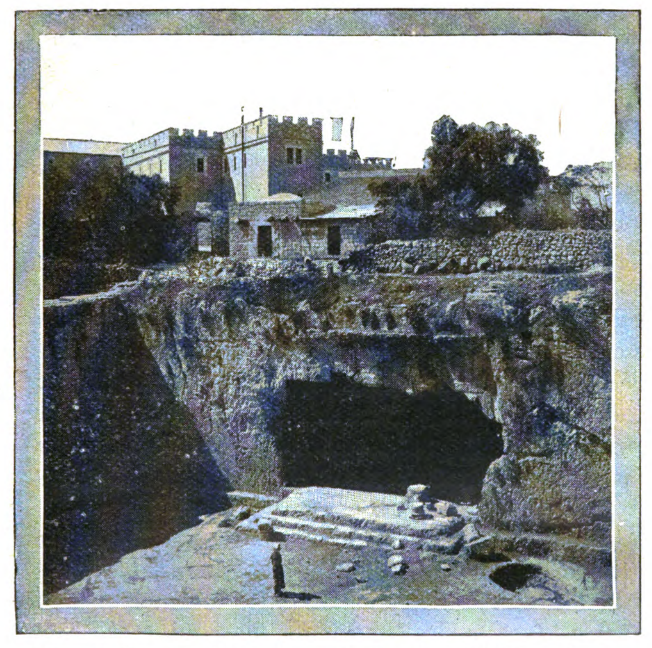


Blick auf Jerusalem von Norden.

Ort höchster Verehrung, der an Heiligkeit nur von Mekka übertroffen wird, wäre es freilich zu wünschen, daß es ihr erspart bleibt, in den Bereich kriegerischer Operationen gezogen zu werden. Würde doch damit die glückliche Entwicklung, in der sie sich gegenwärtig befindet, nicht nur empfindlich gestört, sondern vielleicht auf lange Zeit unmöglich gemacht werden.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war in Jerusalem von einer Umgestaltung aus einem mittelalterlichen orientalischen zu einem modernen Stadtwesen so gut wie nichts zu spüren. Es hatte vielmehr den Anschein, als ob der Fortschritt, der überall im Abendlande und auch vielerorts im Orient stetig am Werke ist, vor den jahrtausendealten Mauern der „hochgebauten Stadt“ haltgemacht hätte, und man hatte die Empfindung, als ob es gar nicht anders sein könnte und niemals anders werden würde. Von der orientalischen Gleichgültigkeit war kein Fortschritt zu erwarten, und das christliche Abendland machte nur vereinzelt hier und da schüchterne Versuche, Neuerungen in der altehrwürdigen Stadt einzuführen. Es hatte fast den Anschein, als scheue man sich, der Stätte, wo unser Herr und Heiland gelebt und gewirkt und gelitten, der Stätte, an der unsere heiligsten Erinnerungen haften, aus nüchternen Zweckmäßigkeitsgründen ein moderneres Gewand zu geben. Man machte es sich gar nicht klar, daß das Jerusalem des 19. Jahrhunderts mit dem Jerusalem zu Christi Lebzeiten nur noch wenig Ähnlichkeit besaß, daß die Stürme der Zeiten mehr als einmal das Bild Jerusalems gründlich verändert hatten, daß viele der Stätten, die die Überlieferung als in nächster Beziehung zu Jesu Erdenwallen und seinem Erlösertode stehend bezeichnet, von der wissenschaftlichen Forschung ihres ehrwürdigen Nimbus entkleidet werden mußten, daß, um nur eines als be-

sonders augenfällig hervorzuheben, an der Stelle, die einst das stolze Nationalheiligtum des Volkes Israel, den Tempel Jahwes, trug, sich seit vielen Hunderten von Jahren Omars prächtige Moschee, der als herrliches Bauwerk vielgepriesene Felsendom, erhebt.



Die „Gräber der Könige“ im Norden der Stadt, an denen die elektrische Straßenbahn vorbeigeführt wird.

Die letztvergangenen Jahrzehnte mit ihrer riesigen Entwicklung auf allen Gebieten menschlicher Betätigung haben aber auch Jerusalems Antlitz gewandelt in mehr als einer Beziehung, und jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo die letzte Bresche geschlagen wird in die künstliche Mauer, mit der orientalische Gleichgültigkeit

und christliche Pietät die Wiege unserer Religion umgaben. Ja, es macht sich sogar schon nötig, auch auf Jerusalem jene dankenswerte Bewegung zu lenken, die den Schutz ehrwürdiger und unersetzlicher Altertümer, Kunstwerke und Naturdenkmäler zum Ziele hat.

Um diese auffällige neuzeitliche Änderung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Jerusalem neben seiner altansässigen Bevölkerung viele Fremde, besonders Abendländer, in seinen Mauern birgt, die sich hier dauernd niedergelassen oder wenigstens für längere Zeit hier ihren Wohnsitz genommen haben, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Griechen, Russen und andere mehr, Christen jeglichen Bekenntnisses, sowie zahlreiche Juden verschiedenster Staatsangehörigkeit. Beweggründe mancherlei Art haben dabei mitgesprochen, berufliche, wirtschaftliche, religiöse. Nicht zum wenigsten die letzteren. Man wollte dort wohnen, dort wirken in Betätigung christlicher Nächstenliebe, dort sterben und begraben sein, wo der Heiland sein Erlöserwerk vollbracht. Das ist die Sehnsucht ungezählter Christen gewesen seit den Zeiten der Kreuzzüge.

Nicht immer erlaubten die politischen Verhältnisse der palästinensischen Hauptstadt die Verwirklichung solchen Sehnens; ganze Jahrhunderte waren ihm nicht günstig. Anders die neuere Zeit. Daher die große Zahl abendländischer Christen, die heute in und um Jerusalem und überall in Palästina angetroffen werden, daher die große Zahl wohltätiger Anstalten, Kirchen, Hospize, Asyle, Schulen, die von Christen gestiftet sind und von ihnen unterhalten werden. Und nicht minder solche von abendländischen Juden, die ebenfalls auf dem Boden und an den Stätten, wo sich die große historische Vergangenheit ihres Volkes abgespielt hat, entweder



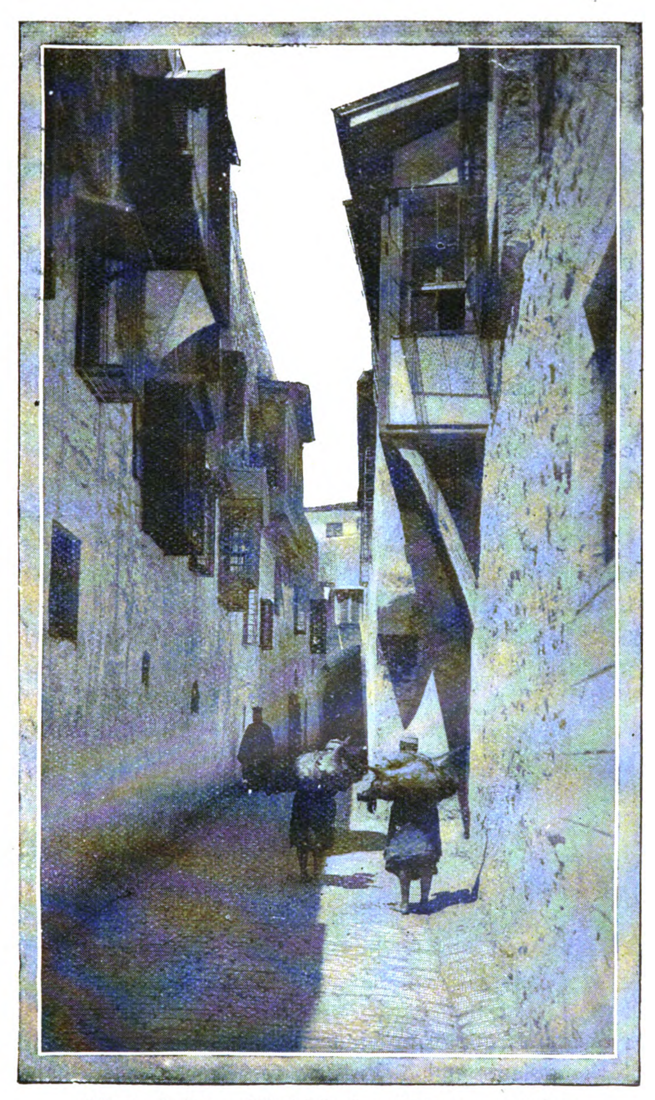
Beim Jafator.

selbst leben oder wenigstens ihren Glaubensgenossen die Möglichkeit, dort zu leben, geben wollen.

Dazu kommt noch eins. Jerusalem ist seit einer Reihe von Jahren nicht mehr bloß das Ziel frommer Pilgersehnsucht, es ist auch für die von Jahr zu Jahr immer höher angeschwollene Flut des internationalen Reisepublikums, für die Globetrotter — Weltbummler sollte man jetzt lieber gut deutsch sagen — einer der Plätze geworden, „die man gesehen haben muß". So hat sich denn die Fremdenindustrie der heiligen Stadt bemächtigt, betrieben von Einheimischen und noch mehr von unternehmungslustigen Ausländern, und die Zahl der von Engländern, Franzosen und Deutschen betriebenen Hotels, Pensionen, Bier- und Kaffeehäuser und sonstigen Geschäfte ist ganz beträchtlich und vergrößert sich immer mehr.

Alle die Abendländer also, die aus diesem oder jenem Grunde in Jerusalems Mauern weilen, sei es für kürzere oder für längere Zeit oder gar für immer, sie alle sind es, die in erster Linie den heutigen großen Fortschritt verursacht haben. Alle diese Leute machen Ansprüche an Kultur und Zivilisation, denen die ihrer alten Größe und Herrlichkeit längst entkleidete Stadt nicht annähernd entsprechen konnte.

Gesundes Wohnen in reinlichen, Licht und Luft in genügendem Maße spendenden Räumen war wohl das erste, worauf die Abendländer Wert legten. Damit sah es aber in Jerusalem böse aus, und auch heute noch ist eine wahre Herkulesarbeit zu verrichten, trotz aller darauf hinzielenden Verbesserungen, ehe hier der Hygiene und der Ästhetik einigermaßen entsprochen sein wird. Jerusalem im engeren Sinn, die alte Stadt, die innerhalb der hohen, in der Hauptsache von Sultan Soliman dem Großen erbauten, zum Teil aber noch aus der Zeit



Ein malerischer Winkel in der Nähe des Jafators.

des alten jüdischen Reiches stammenden, mit Zinnen und Türmen bewehrten und von acht Toren durchbrochenen, starken Ringmauer eingezwängt liegt, ist auch heute noch in der Hauptsache ein Gewirre von engen, winkligen, düsteren Gassen und Gäßchen. Vielfach überwölben Torbogen die Gassen, diese noch mehr verfinsternd. Das Innere der bei dem Mangel an Holz durchweg aus dicken Steinen erbauten, von flachen Dächern oder kleinen Kuppeln bedeckten Häuser ist nicht minder schmutzig und düster.

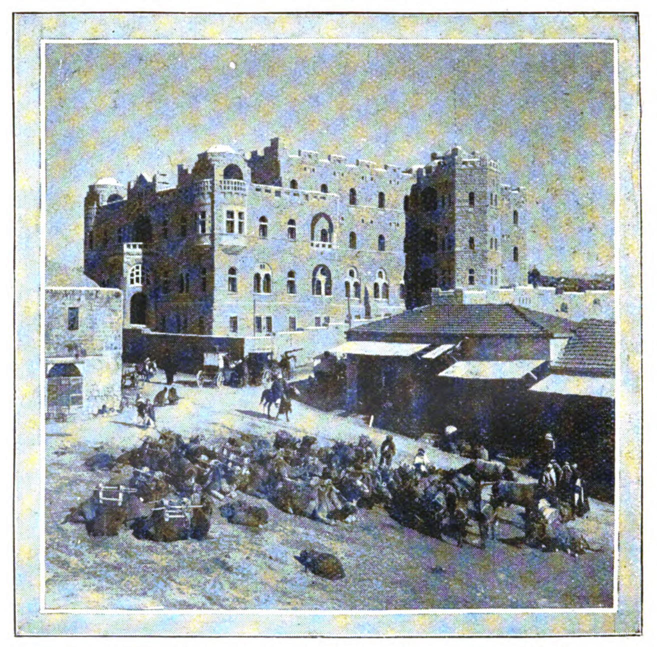
Von der Straße aus machen die Behausungen mit ihren niedrigen Türen und vergitterten Fensterchen einen unfreundlichen Eindruck. Sie spenden zwar im Sommer Kühle, aber gerade der Gegensatz zwischen der Gluthitze draußen und der Kühle drinnen ist der Gesundheit nicht zuträglich und führt bei Leuten, die daran nicht von Jugend auf gewöhnt sind, zu häufigen Erkältungen. Im Winter aber, der in Jerusalem bei einer Erhebung von 780 Metern über dem Meeresspiegel mitunter empfindliche Kälte bringt, ist das Innere einer solchen jerusalemischen Behausung das Frostigste und Unbehaglichste, was man sich denken kann, zumal Öfen in der Regel fehlen und auf dem Stein- oder Estrichboden aufgestellte offene Kohlenbecken nur ein höchst dürftiger Notbehelf sind; sie haben zudem den Nachteil, daß der ihnen entströmende Dunst die Gesundheit gefährdet.

Erst die neueste Zeit beginnt da langsam Wandel zu schaffen. Mehr und mehr tauchen aus dem steinernen Chaos Alt-Jerusalems nach europäischem Vorbilde gebaute Häuser mit europäischer Dachkonstruktion aus Holz und Ziegeln hervor. Es sind zumeist Häuser europäischer Geschäftsleute und öffentliche Gebäude, wie Kirchen, Schulen, Hospize. Sie beschränken sich in der Haupt-



Dem Neubau der griechischen Schule mußte der auf dem vorhergehenden Bilde gezeigte malerische Winkel zum Opfer fallen.

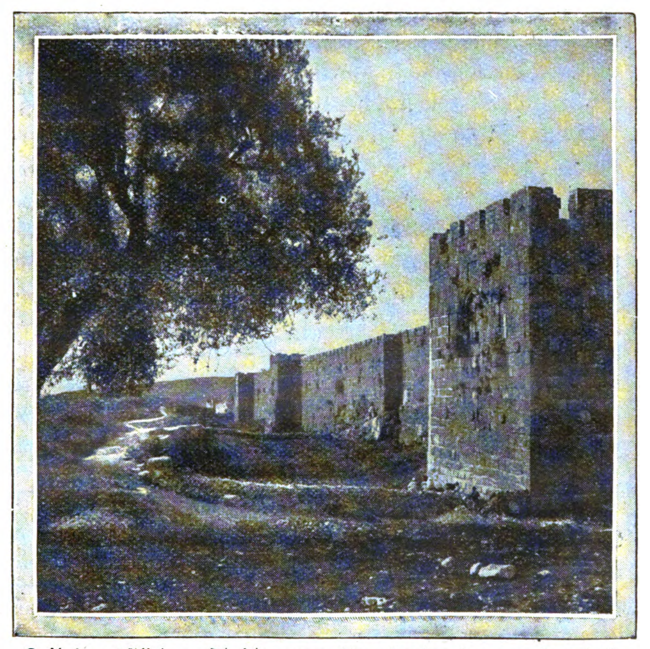
sache auf das sogenannte Christenviertel westlich des langen Straßenzuges, der die ganze Stadt vom Damaskus- zum Zionstor in nordsüdlicher Richtung durch-



Das deutsche Sankt-Pauls-Hospiz beim Damaskustor.

schneidet und das Christenviertel von dem Mohammedaner- und dem Judenviertel ziemlich genau scheidet. Mit mancher alten Winkelei wird da kurzer Prozeß gemacht, um Platz zu schaffen für moderne Bauten. So fiel erst kürzlich einer der wenigen wirklich malerischen Winkel, die man in Jerusalem antrifft — er befand sich in der Nähe des Jafatores, der Haupteingangspforte Jerusalems — dem stattlichen, aber recht nüchternen Neubau der griechischen Schule zum Opfer.

Die Mehrzahl der Europäer hat es jedoch von jeher vorgezogen, ihr Domizil nicht in der erdrückenden Enge der alten Stadt aufzuschlagen, sondern draußen vor den Toren, vornehmlich auf der freien Hochebene westlich und nordwestlich der Stadt zwischen Jafa- und Damaskustor. Hier sind dann im Laufe der letzten Jahre ganz neue, moderne Viertel entstanden, ein Neu-Jerusalem, das mit allen seinen neuzeitlichen Einrichtungen, seinen stattlichen privaten und öffentlichen Gebäuden, seinen



Teil der östlichen Stadtmauer, die abgebrochen werden soll.

wohlgepflegten, mit unsäglicher Mühe dem unfruchtbaren, wasserarmen Kalkboden abgerungenen Gärten, seinen den verschiedenen Religionsgemeinschaften ge-

hörenden Kirchen, Kapellen und wohltätigen Anstalten, seinen breiten, reinlichen Straßen sich höchst vorteilhaft von Alt-Jerusalem abhebt. Es stellt keineswegs schon einen geschlossenen Komplex bebauter Grundstücke dar, sondern es ist allenthalben durchsetzt von großen Flächen unbebauten Bodens, der noch viel Platz bietet für weitere Europäeransiedlungen.

Solche gibt es übrigens auch im Süden der Stadt, vor dem Zionstore, auf dem traditionellen Berge Zion und weiter draußen, und ebenso im Osten, auf dem von der mauerumgürteten Stadt durch das tiefeingeschnittene, stellenweise schluchtartig enge Kidrontal getrennten langgestreckten Ölberg, der höchsten Erhebung der ganzen Gegend. So ist auf der Dormition, jenem von der Überlieferung als Sterbeort der Mutter Jesu bezeichneten Landstück auf dem Berge Zion, das der Deutsche Kaiser 1898 angekauft und den deutschen Katholiken zur Nutznießung überlassen hat, das Dormitionkloster nebst prächtiger Kirche erstanden, während weiter ab von der Stadt, jenseits des Hinnomtales die blühende deutsche Templerkolonie Zeugnis ablegt von dem Fleiße und der kolonisatorischen Tüchtigkeit unserer Landsleute, wie in derselben Gegend das deutsche Aussätzigenasyl „Jesu Hilfe" und die großartige, für bedürftige Juden bestimmte Stiftung von Sir Moses Montefiore von der weitgehenden Mildtätigkeit und Barmherzigkeit, die sowohl von Christen wie von Angehörigen des jüdischen Glaubens in Jerusalem entfaltet wird. Auf dem Ölberg aber erhebt sich seit einem halben Jahrzehnt als Gegenstück zu der katholischen Dormitionstiftung und zu dem ebenfalls den deutschen Katholiken gehörenden stattlichen Sankt-Pauls-Hospiz beim Damaskustor die protestantische Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung, ein deutsches Erholungsheim, ein imponierender, zweigeschossiger, mit



Erntebetrieb mit Hilfe einer amerikanischen Mähmaschine in der Ebene Saron.

großem Geschick in die eigenartige Landschaft hineinkomponierter Bau mit großem Festsaal, Speise- und Lesesaal und einer ganzen Reihe bequemer Zimmer für sechzig bis siebzig Gäste, erholungsbedürftige deutsche Bewohner Jerusalems und deutsche Pilger und Touristen, die sich unter der sorgsamen Pflege der Kaiserswerter Diakonissinnen in der reinen Bergluft sicher wohler fühlen als in den ungesunden Straßen der engen Stadt.

„Wie eine alte deutsche Kaiserpfalz," sagt Richard Schott, „krönt das ganz in Kalkstein errichtete und mit einem hohen, grauen Ziegeldache abgedeckte romanische Bauwerk eine der höchsten Kuppen des Ölbergs, überragt von dem 60 Meter hohen Turm der dem Hauptgebäude angegliederten ‚Himmelfahrtskirche', ein würdiges Denkmal deutscher Kunst und deutscher Tüchtigkeit. Wundervoll ist der Blick vom Turm, der jetzt, als Seitenstück zu dem berühmten ‚Russenturm'" — es ist das der Glockenturm der schon vom Kaiser Alexander III. von Rußland auf dem Ölberg im moskowitischen Stil erbauten prächtigen Russischen Kirche — „auf 100 Kilometer weit dem Wanderer den Weg nach Jerusalem zeigt. Im Westen, dicht zu unseren Füßen, die ehrwürdige Stadt mit ihren alten Mauern, ihren Kuppeln und Türmen und ihren von tausendjähriger Geschichte geweihten Ruinen; man erreicht sie von der Stiftung aus auf der Kaiserstraße" — das ist die zu Ehren des Deutschen Kaisers bei seinem Besuch 1898 angelegte Fahrstraße — „zu Wagen bequem in einer halben Stunde. Dahinter in weiter Ferne die Ebene Saron und die blaue Fläche des Mittelmeeres. Nach Osten zu in majestätischer Einsamkeit die Bergkuppen der Wüste Juda, begrenzt vom Jordantal und vom Toten Meer, hinter denen in violettem Duft die Moabiter Berge sich aufbauen."

Der Bahnhof von Jerusalem.

Jerusalem ist also aus der Enge seiner Mauern, die ein rüstiger Fußgänger bequem in anderthalb Stunden umgehen kann, allmählich herausgewachsen, es hat sich gereckt und weiter und weiter ausgedehnt und erstreckt sich heute bereits über eine Bodenfläche, die gut das Vierfache seines alten Areals beträgt. Seine Einwohnerzahl hat sich in der letzten Zeit durch den beständigen Zustrom von Fremden außerordentlich vergrößert. Immer lebhafter ist der Verkehr innerhalb des Weichbildes der Stadt geworden, und dieser verlangte schließlich gebieterisch nach einer zeitgemäßen Ausgestaltung der Verkehrsmittel.

Mit seinem Hafen Jafa ist Jerusalem zwar schon seit zwanzig Jahren durch eine schmalspurige Eisenbahn verbunden. Sie ist wegen des großen Bogens, den sie machen muß, um den beträchtlichen Anstieg von der Küstenebene, jener schon im Altertum ob ihrer hohen Fruchtbarkeit berühmten und heute von europäischen Kolonisten mit Hilfe moderner landwirtschaftlicher Maschinen intensiv ausgenützten Ebene Saron, zu der judäischen Hochebene zu überwinden, 12 Kilometer länger als die alte 65 Kilometer lange Fahrstraße. Der Bahnhof liegt eine halbe Stunde südlich der Stadt, in der Nähe der Templerkolonie. Der innere Verkehr aber entbehrte bislang der modernen Hilfsmittel ganz. Wer nicht seinen Weg zu Fuß machen wollte, mußte reiten oder sich in unbequemer Sänfte tragen lassen oder einen Wagen benützen, was auf die Dauer eine ziemlich kostspielige Sache ist. Das wird nun bald anders sein.

Man ist nämlich dabei, die einzelnen Stadtteile durch elektrische Bahnen miteinander zu verbinden, und zwar sind zunächst vier Linien in Aussicht genommen. Sie gehen sämtlich vom Jafatore aus, das als wichtigste Verbindungspforte zwischen Alt- und Neu-Jerusalem

der eigentliche Brennpunkt des städtischen Verkehrs ist. Eine Linie umfaßt die ganze alte Stadt, die drei übrigen laufen außerhalb der Mauern durch die Vorstädte. Zwei von diesen erhalten eine Länge von je 3 Kilometern, die letzte dagegen, die durch das Bahnhofviertel und



Jafastraße mit Blick auf das Jafator.

weiter bis nach Bethlehem geführt wird, legt einen Weg von annähernd 10 Kilometern zurück.

Im Zusammenhang mit dem Bau dieser elektrischen Straßenbahnen erhält Jerusalem auch elektrische Straßenbeleuchtung, die übrigens schon teilweise, so in der vom Jafatore aus in die westliche Vorstadt führenden

Jafastraße, im Betrieb ist. Und eine dritte, überaus wichtige Neuerung ist weiter zu vermelden, eine ordentliche Wasserversorgung, was ein wahrer Segen für die Stadt ist, die früher sehr unter dem Mangel an frischem Wasser gelitten. War sie doch bisher in der Hauptsache auf Regenwasser angewiesen, das in den Hofräumen der Häuser in Zisternen aufgefangen wurde; dazu kam dann noch die geringfügige Wassermenge, die durch eine Röhrenleitung aus den alten Salomonsteichen bei Bethlehem hergeleitet wurde. Jetzt werden große Sammelbecken an den Quellen von Ain Fuwar und Ain Fariah sowie im oberen Teil des Tales von Scherith angelegt und mit Hilfe der Wünschelrute immer neue unterirdische Wasseransammlungen erschlossen.

So wird nach und nach Jerusalem mit Wasserleitung versehen, und es wird jetzt in den engen Gassen der heiligen Stadt genau so eifrig „gebuddelt" wie in europäischen Städten, und die Dampfstraßenwalze, die regelmäßig zum Schluß solcher Buddelei in Tätigkeit tritt, wird schon längst nicht mehr von den eingeborenen Jerusalemiten wie ein Wunder angestaunt, ein so gewohnter Anblick ist sie bereits geworden. Was übrigens kein Fehler ist, denn überall, wo sie in Anwendung gebracht wird, ist es mit dem übelberüchtigten, halsbrecherischen Jerusalemer Pflaster zu Ende.

Es ist entschieden sehr zu bedauern, daß mit den vielen Umgestaltungen, die Jerusalem namentlich durch den Ausbau seines Straßenbahnnetzes erfahren muß, auch den alten Stadtmauern und mächtigen Türmen, die das Stadtbild so imponierend machen, das Urteil gesprochen ist. Sie werden von der türkischen Regierung als Baumaterial an den Meistbietenden verkauft und sollen so rasch wie möglich abgetragen werden. Es steht jedoch zu hoffen, daß es dem energischen Eingreifen der ein-



Dampfstraßenwalze beim Jafator.

flußreichen Bürger Jerusalems, die sich zu einem Verein zum Zweck des Denkmalschutzes zusammengetan haben, gelingt, wenigstens einzelne Teile der alten Stadtbefestigung, vor allem die stolzen Türme vor der Vernichtung zu retten.

Das gilt vor allem von dem gewaltigen „Davidsturm“ nahe dem Jafatore, der in ein Museum umgewandelt werden soll. Es ist der altberühmte Phasael, der mit dem gleichfalls noch erhaltenen Hippikus die letzten Überreste des prächtigen Palastes Herodes' des Großen bildet.



Ihr Einziger

Eine Kriegsnovelle von Erich Ebenstein

(Nachdruck verboten)

Es tut mir leid, aber jeder ist sich selbst der Nächste, Frau Halmenschlag. Gerade jetzt. Sie wissen auch, in all meinen drei Häusern ist es Grundsatz, Zinsaufschübe unter keinen Umständen zu dulden."

„Ich weiß es, Frau Brauneis. Und Sie müssen zugeben, daß ich den Zins immer pünktlich bei Heller und Pfennig bezahlte. Aber nun sind Kriegszeiten. Das Modistengeschäft, für das ich arbeitete, hat keine Beschäftigung mehr für mich. Da dachte ich, da es sich doch auch nur um einen Monat Aufschub handelt —"

„Sie haben ja, wie ich höre, zwei Söhne, die Offiziere sind, und eine Tochter, die in einem vornehmen Pensionat zur Erzieherin ausgebildet wurde! Wenn man in der Lage war, drei Kindern eine so kostspielige Erziehung zu geben, kann es einem doch wirklich nicht auf eine Zinsstundung für einen Monat ankommen."

„Die Erziehung der Kinder fiel in jene Zeit, in der mein Mann noch lebte und ein blühendes Geschäft hatte. Nach seinem Tode verloren wir durch die Untreue eines Angestellten sozusagen über Nacht alles und sind seitdem auf unseren eigenen Verdienst angewiesen. Meine Tochter mußte in Baden die Stelle annehmen —"

„Das weiß ich!" fiel Frau Brauneis mit so eigentümlicher Betonung ein, daß ihr Besuch sie bestürzt ansah.

„Emmis Gehalt ist sehr bescheiden; sie kann nichts tun für mich ..."

„Das ist recht bedauerlich, kann aber keinen Einfluß auf meine Grundsätze haben!" Frau Brauneis stand auf und schritt ein paarmal durchs Zimmer. Plötzlich blieb sie vor ihrer Mieterin stehen und sagte schroff:

„Wir wollen mit offenen Karten spielen. Ich bin nicht für zweckloses Herumreden. Stunden kann und will ich den Zins nicht. Aber ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: Ich schenke Ihnen den Bettel und noch eine angemessene Summe obendrein, wenn Sie sich verpflichten, Wien beziehungsweise Baden so bald als möglich für immer zu verlassen, ohne daß mein Sohn davon irgendwie in Kenntnis gesetzt wird. Ein Vorwand dafür, daß Ihre Tochter ihre Stellung sofort aufgibt, ist bald gefunden. Ich hoffe, Sie verstehen mich!“

Frau Halmenschlag hatte sich jäh erhoben. Bestürzung und Entrüstung kämpften in ihren Zügen. „Nein! Ich verstehe Sie ganz und gar nicht, Frau Brauneis! Warum soll meine Tochter fort, und was hat — Ihr Sohn mit Emmis Aufenthalt zu schaffen?“

„Ach, verstellen Sie sich doch nicht, meine Beste! Sie sehen ja, daß ich alles weiß. Schließlich müssen Sie sich doch auch selbst sagen, daß aus dieser törichten Liebschaft nie etwas werden kann! Ich habe andere Pläne mit meinem Einzigen.“

Frau Halmenschlag fuhr sich mit zitternder Hand über die Schläfen. „Meine Emmi — und Herr Brauneis?“ stammelte sie verwirrt. „Aber das ist doch nicht möglich! Sie hat mir wohl erzählt, daß er bei Meerfelds verkehrt und häufig ins Haus kommt, da er eine Villa neben der Meerfeldschen bewohnt —“

„Leider! So lernten sie einander eben kennen. Mein Gott, junge Männer denken sich zuerst nicht viel dabei! Ein hübsches, gefallsüchtiges Mädchen in dienender Stellung, da bändelt sich bald eine Liebelei zusammen. Nur daß es mir nicht paßt! Darum will ich der Dummheit ein Ende machen.“

Die alte Frau sah die Sprecherin starr an. „Meine Tochter ist nicht gefallsüchtig,“ sagte sie nachdrücklich.

„Mag sein, daß Ihr Sohn sich in Emmi verliebt hat. Ich weiß es nicht, denn ich sehe meine Tochter nur sehr selten, seit sie bei Meerfelds ist. Ganz gewiß aber, ob sie ihn nun wiederliebt oder nicht, hat sie sich nicht das mindeste vorzuwerfen dabei."

„Na, darüber habe ich meine besondere Meinung. Sie wäre die erste nicht, die sich die verliebte Laune eines wohlhabenden Mannes zunutze macht, um —"

„Genug! Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton von meiner Tochter weiterzusprechen!" unterbrach sie Frau Halmenschlag mit vornehmer Würde. Das armselige, verschrumpelte Weiblein schien ordentlich gewachsen und machte Augen, als sei es selbst die dreifache Hausbesitzerin. „Wenn ich Sie recht verstand, so vermuten Sie, meine Tochter mache Jagd auf Ihren Sohn, weil er reich ist?"

„Allerdings. Und es ist ja keine Schande, wenn ein Mädchen auf seinen Vorteil sieht, nur —"

„In unserer Familie hat so etwas immer als Schande gegolten, und Emmi wäre ganz unfähig, sich zu verkaufen. Wenn es Ihrem Sohn aber gelungen sein sollte, ihr Herz zu gewinnen, so könnte er nur stolz darauf sein. Denn es gibt Eigenschaften der Seele, die durch Geld nie aufgewogen werden können." Sie neigte kaum merklich den Kopf und verließ das Gemach.

Sprachlos vor Empörung starrte ihr Frau Brauneis nach. Wie konnte diese Armseligkeit es wagen, noch aufzubegehren! Nie im Leben hatte jemand einen solchen Ton angeschlagen gegen eine Frau Brauneis. Nicht ihr verstorbener Mann, nicht ihr Sohn. Aber die glaubten wohl, Herbert schon ganz sicher zu haben?

Erregt trat sie ans Fenster. Draußen regnete es seit Stunden. Grau und trüb lag die Welt. Man merkte, daß es Oktober war. Ganz mechanisch dachte es Frau Brauneis. Dann kehrten ihre Gedanken wieder

zu der eben durchlebten Szene zurück. Ob sie es Herbert erzählte? Er mußte schon aus dem Ministerium zurück sein. — Nein, es war doch besser, sie schwieg. Es könnte den Riß noch erweitern, der ohnehin schon zwischen ihnen bestand, seit er ihr von seiner Liebe gesprochen und sie ihm schroff erklärt hatte: „Niemals werde ich zugeben, daß du diese Person heiratest.“ Nie mehr wurde seitdem ein Wort von Emmi gesprochen. Aber sie wußte ganz gut, daß er öfter denn je seine freie Zeit in Baden verbrachte.

Herbert war ihr Einziger, und sie liebte ihn abgöttisch. Doch sollte er immer nur tun, was sie wollte. Wer konnte denn besser für sein Glück sorgen als sie? Wenn er das doch eingesehen hätte! Sie begriff ganz gut, daß er mit seinen dreißig Jahren heiraten wollte, und hatte ihm in Erna Losenstein, der Tochter einer Jugendfreundin, eine glänzende Partie ausfindig gemacht. Erna war hübsch, reich und ihr Vater Hofrat im selben Ministerium, in dem Herbert arbeitete. Das waren doch Aussichten für seine Laufbahn! Und da mußte nun diese Emmi Halmenschlag dazwischenkommen!

Zögernd ging sie endlich hinüber nach ihres Sohnes Zimmer.

Er saß am Schreibtisch. Sein gut geschnittener Kopf mit den weichen Zügen und dem verträumten Blick zeigte keine Ähnlichkeit mit der etwas grobschlächtigen Mutter.

Frau Brauneis schloß rasch das offenstehende Fenster. „Du wirst dich erkälten,“ sagte sie besorgt. „Es zieht ja gerade auf dich! Und hast du denn auch die Schuhe gewechselt?“

„Nein. Es ist wirklich nicht nötig, Mutter!“

„Nicht nötig! Wo es schüttet draußen, und sie doch feucht sein müssen. Du mußt Fliedertee trinken —“

Er machte eine ungeduldige Bewegung. Er dachte an Emmi, die ihn immer auslachte, stets predigte: ‚Härte dich lieber ab und gewöhne dich an Temperaturunterschiede und Strapazen. Man kann nie wissen, wo man es braucht!‘ Ach ja, nun würde er es wohl brauchen!

Düster und beklommen überblickte er die Papiere auf dem Schreibtisch. Fliedertee und Hausschuhe, selbst die Anwesenheit der Mutter hatte er ganz vergessen.

Frau Brauneis beobachtete ihn unruhig. Er sah so blaß aus, war ganz anders als sonst, gedrückt, ernst, sorgenvoll. Steckte am Ende schon eine Krankheit in ihm? Oder hatte es mit Emmi etwas gegeben? Ein Zerwürfnis — vielleicht gar einen Bruch? Neugierig trat sie näher, legte den Arm um seinen Nacken. Da fiel ihr Blick auf einen Bogen Aktenpapier und seine Aufschrift: „Mein Testament.“ Mit einem lauten Schrei taumelte sie zurück. „Herbert — um Gottes willen, Herbert!“

Er stand auf. „Beunruhige dich nicht, Mutter. Ich plane keinen Selbstmord und bin auch nicht krank. Das Ding da ist nur für alle Fälle! Ich erhielt heute meine Einberufung zum Heer. In vierundzwanzig Stunden habe ich mich beim Ersatzkommando zu melden.“

Die Mutter war leichenblaß geworden. Des Himmels Einsturz hätte sie nicht mehr erschrecken können. Ihr Einziger sollte fort in den Krieg! In diesen mörderischen Krieg! „Du — einberufen!?“ stammelte sie, ihn aus weit aufgerissenen Augen anstarrend. „Aber das ist ja unmöglich! Du hast den Dienst bei den Übungen nie gut ausgehalten, warst oft genug marod. Und sie haben dich doch auch bis jetzt nicht gebraucht ...“

„Es sind sehr viele Offiziere gefallen. Ersatz ist dringend vonnöten. Da kann und darf sich keiner besinnen.“

„Aber du, gerade du!“ Frau Brauneis rang die Hände. „Das lasse ich nicht zu. Wenn man in den Zeitungen liest, was die Soldaten jetzt aushalten müssen — Marschieren im Regen, Schlafen im Freien, oft nicht einmal warmes Essen. Und dein Magen ist so schwach.“

Er unterdrückte einen Seufzer. „Nun, leicht wird es mir ja nicht fallen. Aber da nützt eben nichts. Mache mir darum das Herz nicht schwer, Mutter!“

Laut aufweinend sank sie in einen Stuhl. Herbert fuhr sich durch das Haar. Ihr verstörtes Wesen quälte ihn. Er hätte ein gutes, kräftiges Wort gebraucht, Aufmunterung, Zuversicht und vor allem — Ruhe. Denn da war ja noch manches, was er mit der Mutter besprechen wollte, das geordnet werden mußte, wenn er ruhig ins Feld ziehen sollte. Anstatt dessen Tränen, wildes Schluchzen, stürmische Versicherungen ihrer abgöttischen Liebe, die es nicht überleben würde, ihn draußen mitten zwischen Tod und Verderben und allem Greuel des Krieges zu wissen.

„Genug, Mutter,“ unterbrach er sie endlich. „Ich weiß, du meinst es gut, aber Klagen sind nun nutzlos. Wenn du mich wirklich so sehr liebst, kannst du es mir beweisen. Es hängt nur von dir ab, daß ich bedeutend leichteren Herzens in den Krieg ziehe.“

„Von mir? Was kann ich tun? Alles, alles, mein Herzensjunge, was du —“

„Halt, Mutter! Versprich nichts, ehe du weißt, was ich von dir erbitten will. Vielleicht ist das Opfer größer, als deine Liebe es bringen mag.“

Frau Brauneis stutzte, ihre Tränen versiegten jäh. „Was willst du? Sprich deutlicher!“

„Deine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Emmi Halmenschlag, Mutter! Wir haben uns letzten Sonntag verlobt. Ich zöge tausendmal leichter und

freudiger in den Kampf, wenn sie — o Mutter," unterbrach er sich schmerzlich, als sie eine kalte, abweisende Bewegung machte, „sei gut! Denke, daß es um mein Glück geht, und habe Emmi lieb um meinetwillen! Glaub' mir, sie verdient es wie kein zweites Wesen auf Erden!"

„Ich ahnte es gleich, als du einen so feierlichen Ton anschlugst," sagte sie schroff und erhob sich. „Selbst jetzt denkst du nur an sie! Aber ich bin nicht schwach genug, mich überrumpeln zu lassen. Verlange jedes andere Opfer, nur dieses nicht, denn ich kann und will es nicht bringen!"

„Und warum nicht? Was hat dir Emmi getan?"

„Stahl sie mir nicht dein Herz, deinen Gehorsam, deine Laufbahn, für die ich so glücklich vorgesorgt hatte? Genug — ich hasse dieses Geschöpf. Laß uns nicht weiter darüber sprechen."

„Mutter — und du sagst, du hättest mich lieb!"

Sie schwieg und wandte sich trotzig ab.

Da verhärteten sich auch die Züge des Sohnes. „Dies ist dein letztes Wort, Mutter?"

Sie nickte. Zu sprechen vermochte sie nicht. Ein sinnloser Zorn preßte ihr die Kehle zusammen, der Zorn der kleinen, unerzogenen und darum beherrschungslosen Geister, die in solchen Augenblicken töten und sterben, aber nicht nachgeben können, — weil sie sich ganz tief innen im Unrecht fühlen.

„Gut. Dann trage in Zukunft auch die Folgen deiner Härte! Wenn ein Mann in Schicksalsstunden das Herz der Mutter vergebens anruft, dann sucht er es kein zweites Mal!"

Die Tür fiel zu. Frau Brauneis war allein.

Sie rief den Sohn nicht zurück. Zu tief hatte er sie gekränkt. Nicht an den Schmerz der Mutter dachte er,

die ihren einzigen Sohn in den Krieg ziehen lassen mußte, nicht an die Gefahren, denen er entgegenging, sondern nur daran, daß sie diese Person öffentlich als seine Braut anerkannte. Aber da konnten sie lange warten! Und wenn er wirklich nichts anderes mehr im Kopf hatte als dieses Mädchen, war es vielleicht ganz gut, daß er fortmußte. Draußen bei Märschen und Strapazen würde sich die heiße Liebe schon abkühlen. Bis in die Feuerlinie, dachte Frau Brauneis sich selbst beruhigend weiter, kommt er ja doch keinesfalls.

— — — — — — — — — — — — — — —

Arm in Arm schritt das Brautpaar durch die herbstlich feuchten Wälder des Helenentals. Beide stumm. Emmi noch ganz betäubt von der Nachricht, daß Herbert einrücken müsse, er bedrückt von mancherlei düsteren Gedanken, die ihn, je länger er sie grübelnd durch den Kopf wälzte, desto kleinmütiger stimmten.

„Warum sprichst du denn nicht, Lieber?“ fragte Emmi, plötzlich stehen bleibend, und sah ihn nun ruhig und fest mit ihren tiefen blauen Augen an. „Woran denkst du?“

„Schau, Schatz, ich fühle mich den Aufgaben, die meiner warten, nicht so ganz gewachsen. Das ist ein fatales Gefühl! Ich erzählte dir schon, wie ich nach der Lungenentzündung vor zwei Jahren förmlich zur Verzärtelung gezwungen wurde. Nun habe ich den Schaden davon und vor allem kein Vertrauen zu meiner körperlichen Widerstandsfähigkeit.“

„Aber, Berti! Du hast dich doch vorzüglich erholt, hast die überängstliche Fürsorge deiner Mutter tüchtig durch Reiten und Fechten ausgeglichen und bist nie eine Stunde krank gewesen, seit ich dich kenne. Denke doch, wie wir im Sommer mit den Meerfeldschen Jungen die anstrengende Partie auf die Tannalpe machten, sechs

Stunden marschierten, uns verirrten, bis auf die Haut naß wurden, nichts im Magen hatten als Geißmilch und Schwarzbrot und zuletzt mit quatschnassen Füßen noch vier Stunden zur Station wandern mußten! Geschadet hat es dir kein bißchen."

„Ein Zufall."

„Nein, ein Beweis, wie kerngesund und leistungsfähig du bist. Genau so wirst du auch im Felde durchhalten, verlaß dich darauf!"

„Glaubst du das wirklich, Emmi?" fragte er zweifelnd und doch merkwürdig gehoben durch ihre zuversichtliche Sprache. „Meinst du also nicht, daß ich ein unbrauchbarer Schwächling und Stubenhocker bin?"

„Bewahre! Ein Held wirst du sein, nicht bloß im Ertragen, sondern auch an Tapferkeit. Mein Held, Berti!" Sie schmiegte sich zärtlich an seinen Arm und blickte schwärmerisch zu ihm auf. „Weißt du, es ist herrlich, jetzt zu leben, wo im Flügelrauschen der großen Zeit die Männer alle wieder zu Kämpfern werden! Denn so ist es nun einmal in uns Frauen: wenn wir lieben, so wollen wir immer, daß der Erwählte auch stark sei, ein Held, auf den wir stolz sein können."

Sie sprach noch lange so, obwohl sie wußte, daß ihm, dem gewissenhaften Beamten, der im praktischen Leben oft so rührend unbeholfen war, alles andere eher angeboren war als Heldentum; und obwohl ihr liebendes Herz angstvoll zitterte bei dem Gedanken, eine feindliche Kugel könnte sein Leben bedrohen.

Ihm aber wurde plötzlich ganz leicht ums Herz. Ihr Glaube an ihn rief sein Selbstvertrauen wach. Das war die Sprache, die er jetzt brauchte, damit die starken Saiten in ihm wieder zum Klingen kamen. Ohne daß er recht begriff, wie, war er plötzlich mittendrin in hellodernder Begeisterung, sprach nur mehr vom Krieg,

ließ sich von ihren Brüdern erzählen und hätte beinahe den Zweck des Stelldicheins darüber vergessen.

„Du sollst dich meiner nicht zu schämen haben, Emmi,“ sagte er. „Wie immer bisher bist du auch in dieser Stunde mein guter Engel. — Aber nun laß mich auch von dem sprechen, was mir zumeist am Herzen liegt, und was mich eigentlich heute zu dir geführt hat.“

„Ich dachte, du wolltest mich noch einmal sehen?“

„Natürlich! Aber daneben hatte ich noch einen Zweck. Eine Bitte, Emmi, die du mir nicht abschlagen darfst — wenn deine Liebe wahr ist, denn davon hängt meine Ruhe im Feld ab. Wirst du einwilligen, noch heute meine Frau zu werden?“

„Herbert!“ Mit einem Schrei war sie zurückgeprallt und starrte ihn fassungslos an.

Er nahm sanft ihre Hände in die seinen. „Erschreckt dich der Gedanke so, Liebste?“

„Nein — ja — oh, Herbert, wie kommst du nur darauf? Bedenke, daß meine Mutter noch nicht einmal weiß —“

„Sie weiß alles. Ich sprach heute morgen mit ihr, ehe ich herausfuhr. Auch Frau v. Meerfeld ist verständigt und billigt meinen Entschluß. — Wie ich darauf kam? Begreifst du das nicht, Emmi? Daß der Gedanke, dich schutzlos in der Welt zurückzulassen, wenn — wenn ich vielleicht falle, mir unerträglich ist?“

Sie war blutrot geworden. Peinliche Bestürzung malte sich in ihren Zügen. „Du — willst mich versorgen!“ stammelte sie, heftig erregt. „Wie mich das demütigt!“

„Demütigt, daß du meine Frau werden sollst? Hast du dich mir nicht verlobt, Emmi?“

„Ja — aber so rasch —“

„Dazu drängt der Krieg! Tausende fühlen und

handeln wie ich. Ja — ich will dich geborgen wissen auf alle Fälle. Erst dann kann ich mit freier Seele an meine Pflichten gehen, wenn ich weiß, nichts kann uns mehr trennen im Leben und im Tode! Du sollst meinen Namen tragen, und niemand soll dir das Recht wehren können, mich zu pflegen, wenn ich verwundet werde, oder mein Grab zu suchen, wenn ich falle."

Sie zuckte zusammen und wurde blaß. „Und deine Mutter?" rang es sich endlich beklommen von ihren Lippen. „Weiß sie um deine Absicht? Wird sie bei unserer Trauung zugegen sein?"

„Nein! Aber daran darfst du dich nicht kehren. Noch ist sie unzugänglich; später wird sich alles ausgleichen ..."

„Wenn deine Mutter nichts von mir wissen will," unterbrach sie ihn stolz, „darfst du mir nicht zumuten, daß ich mich ihr aufdränge. Wärest du arm, läge die Sache anders. So aber —"

„Emmi!" Er sah ihr in heißer Zärtlichkeit in die Augen. „Ist deine Liebe so schwach, daß sie vor dem bißchen Stolz die Segel streicht? Kannst du mir wirklich in dieser Stunde, da wir uns trennen müssen — vielleicht auf Nimmerwiedersehen, die letzte Bitte abschlagen? Auch wenn ich dir sage, daß für mich alles davon abhängt — Glück, Zuversicht und Ruhe?"

Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Stumm, unschlüssig starrte sie zu Boden.

Er legte den Arm um sie und zog sie innig an sich. Bis auf den Grund der Seele drang ihr sein flehender Blick. „Emmi," flüsterte er weich, „hast du mich denn nicht lieb?"

Da warf sie sich aufschluchzend an seine Brust. „Lieber als mein Leben. Mag deine Mutter mich noch mehr verachten deshalb. Was du willst, soll geschehen."

Stumm preßte er sie an sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Naßkalt lagerten die Novembernebel über der Residenz. Emmi stand am Fenster der kleinen Vorstadtwohnung, die sie mit der Mutter bezogen hatte. Alles gemahnte an den Krieg: die jungen Rekruten, die singend in Gruppen vorüberzogen, die neu gebildeten Kompanien, die vom Exerzierplatz auf der Schmelz kamen, Straßenbahnzüge und Kraftwagen voll Verwundeter, die zum Reservespital fuhren. — Emmi sah alles wie im Traum. Ihre Gedanken waren wie immer weit fort, irgendwo da oben in Russisch-Polen, wo ihr Mann stand.

Ihr Mann! Auch das kam ihr immer noch wie ein Traum vor. Am Nachmittag die Trauung, wo sie, nur von Frau Halmenschlag begleitet, eine Stunde eingepfercht zwischen ein paar Dutzend anderen Paaren warten mußten, ehe sie an die Reihe kamen. Dann ein einfaches Mahl im nächsten Hotel. Am anderen Morgen ganz zeitig schon mußte Herbert am Bahnhof sein.

Emmi hatte nicht geweint. Tapfer waren sie gewesen alle beide, schieden voneinander mit einem Lächeln auf den Lippen.

Aber dann!

Ein Glück, daß der Umzug ihrer Mutter und mancherlei andere Dinge sie wenigstens tagsüber nicht viel zum Denken kommen ließen.

Ihre Stellung bei Meerfelds hatte Emmi aufgegeben, den Stundenunterricht bei den Kindern aber beibehalten. Jeden zweiten Tag fuhr sie hinaus nach Baden. Sie wollte um keinen Preis Geld von ihrem Manne nehmen, solange er im Felde war.

Ein Zufall wollte es, daß Frau Halmenschlag im neuen Haus eine ehemalige Jugendfreundin entdeckte, bei der sie nun einen großen Teil des Tages verbrachte. So war Emmi viel allein. Aber das war ihr gerade

lieb, denn so konnten ihre Gedanken immer wieder zu ihm eilen, der ihre ganze Welt ausmachte. Jetzt, wo Herbert fort war, zitterte sie beständig für ihn. Wenn er den Strapazen am Ende doch nicht gewachsen wäre? Wenn er verwundet würde? Die Schlachten dauerten so lang, waren so blutig — und die Feldpostkarten, die er sandte, so kurz!

Ein Geräusch an der Außentür riß die junge Frau aus ihren Gedanken. Jemand hatte erst geklopft, dann heftig an der Klingel gezogen. Vielleicht der Briefträger? Sie flog hinaus.

Nein, er war es nicht. Eine starke, große Frau mit dunklen Augen, die sie seltsam musternd streiften, stand vor Emmi. „Wohnt hier Frau Halmenschlag?"

„Ja. Aber Mama ist augenblicklich nicht hier."

„Desto besser. Ich habe eigentlich auch nur mit Ihnen zu sprechen. Mein Name ist Brauneis."

Emmi erbebte. Seine Mutter! Diese große, derbknochige Frau mit dem kalten, hochmütigen Blick war Herberts Mutter!

„Darf ich bitten, einzutreten?" sagte sie.

Frau Brauneis folgte der Aufforderung stumm. Wieder der musternde, halb neugierige, halb verächtliche Blick, der rasch die bescheidene Einrichtung streifte. Dann nahm die gewichtige Gestalt steif auf dem Sofa Platz. „Ich bin gekommen, Sie um Aufklärung zu ersuchen," begann Frau Brauneis ohne Umschweife. „Man behauptet, daß unter den Kriegstrauungen, die in letzter Zeit vorgenommen wurden, auch die meines Sohnes mit — Ihnen stattfand. Ist das wahr?"

Emmi wurde blaß vor Bestürzung. „Ja. Aber — hat es Ihnen Herbert denn nicht mitgeteilt?"

„Nein."

Eine schwüle Pause entstand. Die Finger der Frau

Brauneis zerrten nervös an dem Täschchen, das sie im Schoß liegen hatte. Ihr Gesicht war so weiß wie Kalk.

„Ich begreife Herbert nicht," sagte Emmi endlich, „er ist doch sonst so gut und zartfühlend! Wie konnte er nur —"

„Sie brauchen nicht zu staunen," unterbrach sie Frau Brauneis bitter. „Er wußte wohl, daß diese Heirat uns trennen muß, darum schwieg er und begnügte sich mit ein paar flüchtigen Abschiedsworten." Sie erhob sich. „Ich gratuliere Ihnen zu dem Platz, den Sie sich — erschlichen haben! Segen bringen wird er Ihnen nicht!"

„Gnädige Frau!"

„Geben Sie sich keine Mühe, mir etwa Theater vorzuspielen. Auf mich macht das keinen Eindruck. Wenn Sie nun auch zehnmal seine Frau sind, in meinem Hause werden Sie es nie sein! So wie bisher werde ich auch in Zukunft keinerlei Notiz von Ihrem Dasein nehmen. Und so warm, wie Sie hofften, wird das Nest auch nicht sein. Das Vermögen meines Sohnes kann ich Ihnen freilich nicht nehmen. Aber was mein ist —"

Emmi, die wie zerschmettert dagestanden war, schnellte empor. „Sie haben kein Recht, mich zu beleidigen!" sagte sie heftig. „Ich liebe Herbert und habe nie nach seinem Vermögen gefragt. Es war sein innigster Wunsch, daß ich einwilligte, die Seine zu werden, aber ich habe jeden Kreuzer von ihm abgelehnt, als er ins Feld zog."

„So? Das wollen Sie mich wirklich glauben machen?" Frau Brauneis lachte spöttisch auf.

„Ich schwöre es Ihnen! Fragen Sie doch Herbert selbst!"

„Sie rechnen damit, daß mir das jetzt unmöglich ist. Weiß ich doch nicht einmal, wo er ist. Sie freilich

werden ja — werden sicher schon Nachrichten von ihm haben?“

Emmi hörte nur die versteckte Frage heraus, die Angst der Mutter um den Sohn. Mitleid wallte in ihr auf und schwächte alle beleidigenden Worte so ab, daß sie ruhig antworten konnte: „Ja. Er schrieb mir. Es geht ihm gut. Sein Truppenteil ist auf dem Vormarsch in Russisch-Polen. Wollen Sie die Karten lesen? O bitte, lesen Sie sie — und denken Sie nicht länger schlecht von mir!“

Aus einem Schränkchen nahm sie eilig Herberts Karten und Briefe und legte sie vor Frau Brauneis auf den Tisch.

Die starrte einen Augenblick gierig darauf nieder. Dann wandte sie sich schroff ab. „Ich danke. Es kümmert mich nicht, was er Ihnen schreibt.“

„Nicht?“ Emmis flehender Blick drang Frau Brauneis seltsam beunruhigend in die Brust. „Ich dachte, Sie hätten ihn auch lieb. Und was Sie auch an mir auszusetzen haben, das eine dürften Sie doch in diesen schweren Tagen nicht vergessen, gnädige Frau, daß er uns beiden das Teuerste auf Erden ist, daß wir beide um ihn zittern!“

Sekundenlang schien es, als zucke der Widerschein einer milderen Regung über Frau Brauneis’ Züge. Dann aber wurden sie wieder eisig ablehnend. „Es ist unnötig, mich zu belehren. Und damit Sie wissen, daß ich nichts, gar nichts Gemeinsames mit Ihnen haben will, sage ich Ihnen noch dies: Herbert hat aufgehört, mir das Teuerste auf Erden zu sein, seit er hinter meinem Rücken Ihr Gatte wurde. Und um den Schwiegersohn der Frau Halmenschlag zittere ich nicht mehr.“

Blaß, aber aufrecht schritt sie an der jungen Frau vorüber nach der Tür.

„Nehmen Sie das böse Wort zurück," keuchte Emmi. „Ihr Mutterherz kann ja nichts wissen davon, was die Lippen lügen! Es klang so furchtbar — wie ein Fluch! Gott könnte Sie strafen und bereuen lassen —"

Aber Frau Brauneis, obwohl ihr ein eisiger Schauer über den Leib lief, blieb unnahbar. „Ich habe noch nie etwas bereut."

Damit ging sie.

Emmi kehrte in die Wohnstube zurück. Dort lagen noch Herberts Karten auf dem Tisch. Bitterlich weinend barg sie den Kopf darüber in den Händen. „Du Armer, Lieber!" schluchzte sie. „Das also ist deine Mutter? Und du sagtest oft, trotz alles Starrsinns habe sie ein gutes Herz und liebe dich!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Extrablatt — Extrablatt!" schrieen die Austräger laut durch die nächtlich stillen Straßen.

Frau Brauneis, die eben zu Bett gehen wollte, legte das Blatt, um das sie das Dienstmädchen noch ausgesandt hatte, scheinbar gleichgültig beiseite. Berta brauchte ja nicht zu merken, wie sehr sie auf Nachrichten von draußen brannte, wie sich ihr Herz in heimlicher Todesangst verzehrte um einen, der mit im Kampfe stand.

Die Zeitungen brachten über die Kämpfe in Russisch-Polen noch keine Einzelheiten. Von Herberts Regiment war noch kein Wort zu lesen gewesen. Er selbst hatte immer noch nichts hören lassen. Freilich — wenn er Zeit hatte, schrieb er ja nur an seine Frau! Was war ihm die Mutter noch? Nichts. Er sagte es ja auch: „Ein Mann sucht das Mutterherz kein zweites Mal, wenn es sich ihm in Schicksalsstunden versagte."

Öfter in den letzten Tagen, wenn sie zurückdachte, mischte sich leise Reue in den Strom von Bitterkeit,

der ihre Seele erfüllte. Auch darüber, daß sie damals zu seiner Frau gesagt, er sei nicht mehr ihr Teuerstes, sie bange nicht um ihn. Es war ja Lüge! Die junge Frau hatte es ganz richtig durchschaut. Tag und Nacht empfand sie seitdem Reue deshalb. Nachts besonders, wenn sie im Traum Kanonendonner und Schlachtgetöse zu hören vermeinte und eine Stimme, die röchelnd ihren Namen rief. Nein — nicht ihren!

Mechanisch griff sie nach dem Extrablatt. Aber gleich bei den ersten Zeilen erblaßte sie, und ihre Augen öffneten sich weit.

„Große Erfolge in Russisch-Polen. Drei vom Feind hartnäckig verteidigte Dörfer im Sturmangriff genommen. Hervorragende Tapferkeit unserer Truppen, unter denen sich besonders die Deutschmeister durch unerhörte Bravour im Angriff auszeichneten. Leider hat gerade dieses Regiment infolgedessen schwere Verluste zu beklagen, insbesondere an Offizieren."

Das Blatt entsank ihren zitternden Händen. Die Deutschmeister! Das war sein Regiment! —

Von da an fand Frau Brauneis kaum mehr Schlaf. Ihr Gesicht wurde schlaff und matt, ihr herrischer Ton merkwürdig leise; wie Reif legte sich ein grauer Schimmer über das bisher noch kohlschwarze Haar. Untertags trieb sie innere Unrast hin und her: nach Kirchen, um zu beten, auf das Gemeindeamt, wo sie große Spenden für die Armen machte, zum Kriegsfürsorgeamt und zur Zentrale vom Roten Kreuz, wo sie versuchte, Erkundigungen einzuziehen. Aber man hatte dort keine Zeit für mündliche Auskünfte. Sie möge ihre Anfrage schriftlich stellen und vor allem die genaue Feldadresse angeben, denn das Deutschmeisterregiment sei geteilt. Eine Abteilung stünde in Serbien, die andere oben in Rußland.

Die Feldadresse! Die wußte sie ja gar nicht! Nur eine kannte sie, und zu der zu gehen, konnte sie sich nicht noch einmal entschließen.

Und doch kreisten ihre Gedanken gerade um diese eine beständig. Emmi mußte wissen, ob Herbert noch am Leben war oder nicht. Im Fall einer Verwundung hätte er sie gewiß benachrichtigt, wenn er gesund war, ihr geschrieben wie bisher. Nur wenn auch sie keine Nachricht mehr erhielt —

Eines Tages sah sie in der Stephanskirche vor einem einsamen Seitenaltar eine schlanke Gestalt knieen, die ihr bekannt vorkam. Leise sich nähernd, erkannte sie im Schein der brennenden Kerzen Emmi.

Eine Weile stand Frau Brauneis hinter ihr und starrte regungslos auf die Knieende, die ganz in ihr Gebet versunken war. Sollte sie sie ansprechen? Fragen, ob sie Nachricht habe?

Es war demütigend. Eine Niederlage fast nach dem, wie sie zuletzt voneinander geschieden waren. Und doch — Was lag denn daran, wenn die andere triumphierte! Wenn sie nur endlich, endlich von ihrem Einzigen erfuhr!

Emmi hatte ihr Gebet beendet. Geräuschlos erhob sie sich und schritt mit gesenktem Kopf dem Ausgang zu. Ihr liebes Gesicht war bleicher und schmäler als vor zwei Wochen. Dunkle Schatten lagen unter den Augen. Als sie die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, berührte jemand ihren Arm.

„Haben Sie Nachricht von meinem Sohn?“ raunte eine vor Erregung zitternde Stimme ihr zu.

Emmis Augen richteten sich groß und traurig auf die Sprecherin, die sie sofort erkannte. „Nein,“ gab sie leise zurück. „Seit acht Tagen keine Zeile.“

„Ich — danke Ihnen.“

Nichts weiter. Frau Brauneis war im Strom der aus und ein gehenden Menschen verschwunden.

Seit acht Tagen! Seit jenen Nachrichten über das ruhmvolle, aber verlustreiche Vordringen der Deutschmeister.

Als Frau Brauneis taumelnd ihr Heim erreichte, kam ihr Berta freudestrahlend entgegengelaufen. „Gnädige Frau, ein Feldpostbrief von unserem jungen Herrn! Sehen Sie nur!“

Ein Zittern lief durch die hohe Gestalt. Sie mußte sich setzen, dabei wandte sie keinen Blick von dem grauen Umschlag. Ja — es war seine Schrift! Sie winkte der Magd, zu gehen. Sie mußte allein sein. Dann riß sie den Brief auf.

Ein Blick auf das Datum — es war fast vier Wochen alt. Der Brief war drei Tage nach Herberts Einrücken in einem galizischen Städtchen geschrieben und lautete:

„Liebe Mutter!

Seit ich Wien verlassen habe, quält mich der Gedanke an die Art unseres Scheidens. Du hast mich von Dir gestoßen, als ich Dir mitteilen wollte, daß ich Emmi Halmenschlag heiraten würde, ehe ich fortmußte. Aber es war nicht recht, daß ich das mit trotzigen Worten vergalt. Ich hätte wissen müssen, daß Du mich trotz alledem liebhast, daß Du nur in augenblicklichem Unmut handeltest. Früher oder später wird, muß sich alles ausgleichen, denn, nicht wahr, Dein Mutterherz kann ich ja doch auf die Dauer nicht verlieren? Du wirst auch meine Emmi lieben lernen, weil sie mir unbeschreiblich teuer ist und mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machte, und weil sie es verdient um ihrer selbst willen! Vielleicht hat Dir Dein Herz all das allein gesagt, und Du bist zu ihr gegangen, um sie in Deine mütterlichen Arme zu nehmen? Wenn es so wäre!

Du würdest dadurch die einzige Last von mir nehmen, die mich bedrückt, denn Emmi lehnte jede pekuniäre Fürsorge ab, und ich fürchte sehr, ihr Stundenhonorar reicht kaum für das Nötigste.

Mir geht es bis jetzt ganz gut. Morgen rücken wir vor in Feindesland — so Gott will, mit Erfolg! Mir ist seltsam froh zumut, seit Emmi mein Weib ist. Als könnte einem so glücklichen Menschen überhaupt nichts geschehen. Sollte es aber dennoch sein, daß ich falle — dann, Mutter, nimm Dich ihrer an! Das ist meine allerletzte Bitte an Dich, und ich weiß — diesmal wird sich mir das Mutterherz nicht verschließen. Seid ihr doch — Du und sie — die zwei teuersten Menschen, die ich auf Erden habe! Nicht wahr, das könntest Du doch niemals vergessen?

Und nun noch einmal: Verzeih, daß ich im Trotz von Dir ging! Es soll nie wieder geschehen, das verspricht Dir heilig Dein Sohn Herbert."

Tränenlos, mit versteinerten Zügen starrte Frau Brauneis auf das Blatt in ihrem Schoß. Nein, es würde nie wieder geschehen. Aber auch nie wieder, daß sie seinen lieben Kopf an ihre Brust drücken konnte und ihm sagen: Auch ich bereue! Zu spät hatte die Feldpost diesen Brief bestellt, zu spät für alles!

Für alles? Ließ er ihr nicht ein Vermächtnis? Ach, wo war nur auf einmal ihr Haß gegen Emmi hin gekommen? Sie begriff ihn nicht einmal mehr. Warum denn? Weil Emmi arm war? Ach, daran lag doch nichts! Weil sie ihr das Herz des Sohnes gestohlen? Aber das ging in der Liebe doch gar nicht anders! Seine Laufbahn? Unsinn!

Wenn er nur noch lebte! Wie glücklich hätten sie alle sein können! Anstatt dessen Reue und die Schauer der Einsamkeit.

Schwerfällig erhob sie sich und klingelte dem Mädchen. „Holen Sie mir einen Wagen, Berta. Ich muß gleich wieder fort. Zu — zu meiner Schwiegertochter."

Das Mädchen sah sie unsicher an. Schwiegertochter? Hatte sie recht gehört? Also war es wahr, was man sich im Haus schon lange zuflüsterte? Aber das Gesicht der Frau sah so verstört aus, daß sie keine Frage zu tun wagte. Stumm entfernte sie sich, um den Befehl auszuführen. Wenn nur mit dem armen jungen Herrn nichts passiert war!

* * *

„So ein Nebel! Man sieht ja keine drei Schritte weit. Wenn die Russen jetzt in der Nähe wären und auf die Idee kämen, uns anzugreifen, das könnte eine nette Wirtschaft werden!" brummte Oberleutnant Berger und stolperte über den nassen, unebenen Boden vorwärts einem Lagerfeuer zu, das undeutlich aus dem Nebel schimmerte.

„Servus, Kameraden! Schon ausgeschlafen?"

„Hat sich was mit Schlafen," brummte ein Leutnant, der mit sechs anderen Offizieren am Feuer saß. „Bei dieser Nässe und einer Kälte, die einem das Mark in den Knochen gefrieren läßt."

„Dafür sind wir eben in Rußland."

„Ja, ein nettes Land, das muß man sagen. Ausgebrannte Dörfer, Sumpf, Morast und wieder Sumpf. Wir können ja noch von Glück sagen, daß wir diesmal hier auf der Anhöhe wenigstens festen Boden unter uns haben. — Aber wie steht's mit dem Kaffee, Berger? Hast du was ausgerichtet?"

„Allemal, mein Lieber. Die Burschen werden ihn binnen fünf Minuten hier servieren. Die Mannschaft faßt bereits."

„Bleiben wir hier liegen in dem verwünschten Nebel?"

„Vorläufig gewiß! Der General meint ganz richtig, ehe der Nebel sich nicht hebt, können wir unmöglich vorwärts, wenn wir nicht dem Feind in die Arme laufen oder uns die Nasen an seinen Batterien einrennen wollen."

„Wenn sich der Nebel nun nicht hebt?"

„Er wird schon. Es regnet ja ausnahmsweise nicht. — Ach, da sitzt ja auch unser Held von gestern! Servus, Brauneis. Wie ruht sich's auf dem Lorbeer?"

Herbert Brauneis lachte, klebte einen gerade beendeten Brief zu und schob ihn in die Tasche. „Danke, kalt und hart. Übrigens hör' schon auf mit dem Gefoppe, Berger! Ich hab' noch von gestern genug."

„Gefoppe? Na, erlaube! Wenn man für die Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen ist, wie's mir der Adjutant des Generals eben steckte —"

„Um was handelt es sich?" fragte ein Major neugierig dazwischen. „Leutnant Brauneis soll die Tapferkeitsmedaille bekommen? Wofür?"

„Das wissen Sie nicht, Herr Major?" nahm Hauptmann Brendel, Herberts Vorgesetzter, das Wort. „Wo wir es zum großen Teil ihm verdanken, daß wir heute nach siegreichem Gefecht hier oben am Hügel nächtigen konnten?"

„Ich stand, wie Sie wissen, jenseits des Waldes, um die linke Flanke zu decken, und kam erst spät abends ins Biwak. Was sich am rechten Gefechtsflügel ereignete, ist mir noch unbekannt. Ich hörte nur, daß den Russen dort ein Flankenangriff beinahe geglückt wäre und Ihre in den letzten Tagen ohnehin schon arg mitgenommenen Deutschmeister schwere Verluste hatten."

„Leider! Weiß der Kuckuck, wie es dem Feind ge-

lang, uns unbemerkt in die Flanke zu kommen. Genug, während unsere Maschinengewehrabteilung just die russischen Geschützstände beschoß, um den Sturmangriff auf die Höhe zu decken, bekommt sie auf einmal mörderisches Flankenfeuer. Der Vormeister und der Distanzmesser fallen. Einen Augenblick scheint es, als sei alles verloren. Da springt Brauneis mitten im Kugelregen vor, setzt sich ans Maschinengewehr und bedient es im furchtbarsten feindlichen Geschoßhagel so erfolgreich, daß die Russen zurückweichen und unser Angriff immer mehr an Boden gewinnt. Erst als die Höhe genommen ist, verläßt er seinen Posten."

„Das war brav von Ihnen, Kamerad! Ich gratuliere dem Regiment, dem Sie angehören." Der Major schüttelte Brauneis die Hand.

„Ich tat nur meine Pflicht, wie jeder andere sie ebenso getan hätte," gab Herbert zurück.

„Na, sagen wir, Sie taten noch eine Kleinigkeit darüber. Ein Wunder übrigens, daß Sie unverletzt blieben."

Oberleutnant Berger stieß Brauneis scherzend an. „I, wir sind kugelfest, wir beide — was? Wir tragen einen Talisman, der uns gegen jedes Unglück feit," sagte er leise, nur Herbert verständlich.

Einen Augenblick tauchten beider Blicke ineinander. Beide lächelten, selig, weltvergessen. Die beiden waren Schulkameraden, hatten sich nach Jahren beim nämlichen Truppenteil wiedergesehen und gleich eng aneinandergeschlossen. Auch Berger war Ehemann durch Kriegstrauung. Da gab es in Stunden der Rast heimlich von gleichem Glück und gleichen Sorgen zu plauschen. Für „alle Fälle" hatten sie auch ihre Wiener Adressen ausgetauscht, damit der eine die Frau des anderen verständigen könne, wenn — Aber sie glaubten

beide nicht daran. Wenn man so übermenschlich glücklich war und der Himmel voller Geigen hing und daheim so viel Liebe auf einen wartete! ...

Ans Lagerfeuer wurde der heiße Kaffee gebracht und mit Jubel empfangen. Der Nebel ringsum wurde heller und bekam einen goldigen Schimmer.

Oberleutnant Berger hatte sich neben Herbert gesetzt. „Du hast vorhin wieder an sie geschrieben? Ich auch. Obwohl noch immer keine Aussicht ist, die Briefe zu befördern."

„Leider! Seit acht Tagen bekamen wir ja keine Feldpost zu sehen. Ich muß immer daran denken, wie sehr sich Emmi über mein langes Stillschweigen sorgen wird. Dabei habe ich drei Briefe an sie in der Tasche."

„Genau wie ich. Na, vielleicht gelingt es uns in den nächsten Tagen doch, die Dinger irgendwie hinter die Front an eine Etappenstation zu leiten. — Hallo," unterbrach er sich, „eine Ordonnanz! Soll's etwa doch weitergehen?"

Die Ordonnanz überbrachte dem Major in der Tat den Auftrag, seine Abteilung marschbereit zu machen. Der Nebel begann sich zu zerteilen, und von der höchsten Spitze des Hügels sah man in besonntes Land. Da durfte mit der Verfolgung des Feindes nicht gezögert werden, wollte man die gestern errungenen Vorteile nicht preisgeben.

Im Nu herrschte reges Leben im Lager. Zelte wurden abgebrochen, Schlafsäcke und Decken zusammengerollt, Geschütze bespannt. Die Mannschaft packte eilig auf. Dann ging's vorwärts. Erst den Hügel hinab und dann weiter in die eintönige Gegend hinein.

Vorne sperrte eine langgestreckte Bodenwelle den Ausblick. Mühsam, denn die Erde war naß und schlüpfrig, arbeitete man sich empor. Da entstand unter den

Truppen, die die Höhe erreicht hatten, Bewegung, die sich rasch nach rückwärts ausbreitete.

Der Feind ist da! Am jenseitigen Hang soll er stehen.

Der Befehl zum sofortigen Angriff wird weitergegeben. Rechts und links schieben sich die Kompanien heraus.

„Servus! Servus! Auf Wiedersehen!" rufen die Kameraden einander zu.

Rasch ist die Höhe erreicht, Geschütze und Maschinengewehre nehmen Stellung, die Kompanien lösen sich in Schwarmlinien auf.

Da beginnt es auch schon zu knattern. Die Russen empfangen ihre Verfolger mit Gewehrsalven. „Laufschritt!" kommandiert Herbert Brauneis.

Ein Adjutant sprengt herbei: „Die Kompanie hat den Gegner flankierend zu beschießen!"

In der linken Flanke ist ein ziemlich hoher Rasendamm, der überklettert werden muß. Im Nu ist man drüben. Ein paar Mann kollern den Hang jenseits hinab. Sind sie gestolpert oder trafen sie Kugeln? Es pfeift und singt so eigentümlich in der Luft — Schüsse, aber zu hoch. Vom Feind nichts zu sehen.

„Laufschritt!" brüllt Herbert. Nun schießen sie schon niedriger. Rechts und links fallen die Leute wie Fliegen. Und jetzt sieht Brauneis auch die feindlichen Linien. Etwa neunhundert Schritte können sie entfernt sein.

„Schießen! Geradeaus!" schreit Hauptmann Brendel vorne, will die Hand heben und — stürzt wie ein Klotz zu Boden. Links führt Berger seine Leute an. Auch sie schießen jetzt. Brauneis ist an die Spitze des Zuges getreten. So rücken sie vor, während zwischen den feindlichen Artilleriestellungen und den Geschützen

auf der Höhe ein mörderisches Duell beginnt. Neben Herbert stürzt ein Mann mit lautem Schrei zu Boden. Ein Geschoß hat ihm den Leib aufgerissen. „Herr Leutnant, helfen Sie mir! Helfen Sie mir —“

Herbert wirft einen teilnahmvollen Blick auf den Blutüberströmten. Er weiß, er kann ihm nicht helfen. Vorwärts!

Da, eben als er den Rand der Mulde erstiegen hat, geht es wie ein Stoß durch seinen Körper. Irgendwo rieselt etwas Warmes an ihm nieder. Die ganze Gegend dreht sich wie rasend um ihn. Einen Schritt macht er noch vorwärts, dann stolpert er und liegt plötzlich auf dem Rücken. Über ihm wölbt sich wolkenlos ein blauer Himmel, pfeifen Kugeln, heulen fliegende Granaten durch die Lüfte.

Es neigt sich jemand über ihn.

„Emmi — Emmi!“

Nein, es ist nur der Zugführer Schweizer, der stammelt: „Herr Leutnant, Sie werden verbluten“ — und irgend etwas Weißes um seine Brust wickelt. Gleichzeitig hört er Bergers Stimme: „Kompanie unter meinem Kommando vorwärts!“

Seltsam — wie rauh Bergers Stimme klang, als würge ihn etwas in der Kehle.

Plötzlich wird es Herbert so leicht, so leicht. Fliegen hätte er können, wenn —

„Emmi!!“ ruft er laut.

Dann weiß er nichts mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Die russischen Geschütze sind verstummt, zum Schweigen gebracht von den österreichisch-ungarischen Haubitzen, die von ihrer Höhe siegreich das Schlachtfeld beherrschen. Auch die Maschinengewehre unten in der Ebene haben gute Arbeit gemacht: Hunderte von Russen bedecken

den Erdboden da, wo sich am Tag ihre Gefechtslinien befanden. Entscheidend aber war der Flankenangriff der Deutschmeister geworden, bei dem Oberleutnant Berger sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete.

Stille nun ringsumher. Der Tag versunken. Nacht über dem Schlachtfeld. Aus dem feuchten Boden wallen weiße Nebel auf und huschen gespenstig über die stillen Leiber hin. Am nördlichen Horizont lohen Flammen auf: Dörfer, von flüchtenden Russen in Brand gesteckt. Blutrot steht der Mond am nebelverhangenen Himmel. Darunter das Schweigen des Todes ...

Jetzt tauchen Schatten auf in der düsterroten Dämmerung. Männer mit Tragbahren und der weißroten Binde am Arm, die, von Ärzten, Krankenschwestern und Sanitätsoffizieren begleitet, nach Verwundeten suchen.

Von ihnen trennt sich eine kleine Gruppe und nähert sich der Mulde, an deren Rand Herbert Brauneis gefallen ist. Es ist Oberleutnant Berger mit Leopold Ziersinger, Herberts Burschen, gefolgt von zwei Sanitätssoldaten.

„Hier muß es sein!“ sagt Berger stehen bleibend und mit scheuem Blick die umherliegenden Toten musternd. „Hier sah ich ihn zusammenbrechen ...“

Ziersinger kniete vor einem der regungslosen Körper. „Hier ist der Herr Leutnant,“ sagte er mit tränenerstickter Stimme. Plötzlich richtete er sich erregt wieder auf. „Aber er ist nicht tot — fühlen Sie nur, Herr Oberleutnant! Das Herz schlägt noch!“

Berger beugte sich nieder und legte seine Hand auf des Freundes Brust. Da war alles naß von Blut, aber der Bursche hatte recht — das Herz schlug, sogar ziemlich kräftig.

Tiefaufatmend richtete sich Berger wieder empor. Wenn es möglich wäre, den armen lieben Kerl zu

retten! Die Sanitätsstation war ja gar nicht weit, in einer Mühle da unten untergebracht, die kaum zweitausend Schritte entfernt lag, und der Oberarzt war ein Mann, der sein Handwerk verstand.

„Tragbahre heran! Vorsichtig aufladen!“ gebot er den Sanitätssoldaten.

Die Leute gaben sich alle Mühe, dem Befehl gewissenhaft nachzukommen. Berger ging voran und leuchtete ihnen mit seiner Taschenlaterne.

Die als Feldlazarett dienende Mühle war überfüllt von Verwundeten. Ein Stabsarzt und zwei Unterärzte hatten alle Hände voll zu tun, und es bedurfte langer Bitten, ehe der Stabsarzt sich bereit erklärte, den Verwundeten sofort zu untersuchen.

„Lungenschuß. Wird wenig zu machen sein, trotz der anscheinend kräftigen Konstitution!“ sagte der Mediziner. „Schade — na, werde ihn morgen bei Tageslicht noch einmal gründlicher vornehmen. Vielleicht bringen wir ihn doch noch hoch. Für jetzt — nur Ruhe! — Lassen Sie ihn nach rückwärts in die Kammer schaffen, Schwester Berta. Er kann vorläufig auf der Tragbahre bleiben, Stroh und Betten sind belegt.“

Traurig und doch mit einem Fünkchen Hoffnung begab sich Oberleutnant Berger zu seiner Kompanie zurück.

Die lag mit einem Teil der anderen Truppen in dem russischen Dorf, das man nach Vertreibung des Feindes am Nachmittag besetzt hatte, und an dessen Eingang die Mühle lag. Er war todmüde und schlief, obwohl sein Lager nur aus Stroh bestand, sofort ein.

Alarmsignale schreckten ihn auf. Was war geschehen? Sollte es schon wieder vorwärts gehen? Das ganze Dorf draußen schien auf den Beinen. Stimmengewirr, Hufschlag, Fluchen, eilig vorüberrasselnde Geschütze.

Eine Ordonnanz riß die Scheunentür auf. „Sofortiger Rückzug auf die gestern besetzte Höhe. In einer Viertelstunde muß das Dorf geräumt sein. Die Russen sind in starker Übermacht im Anzuge.“

Rückzug!

Berger stand einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Dann raffte er sich zusammen und erteilte die nötigen Befehle.

Im Morgengrauen ging's zum Dorf hinaus. Eine halbe Stunde später überholte Bergers Kompanie die Sanitätsabteilung. Der Stabsarzt ritt an der Spitze der langen Autokolonne, die nur mühsam vorwärts kam auf dem lehmigen Boden.

„Wie steht's mit Leutnant Brauneis? Ist er schon bei Bewußtsein?“ fragte Berger, der mit seinen Leuten dicht neben der Straße marschierte.

Der Stabsarzt sah ihn verständnislos an. „Leutnant Brauneis?“ Dann besann er sich. „Ja so — Lungenschuß — ich weiß!“ Ein Schatten überflog sein Gesicht. „Wir mußten ihn leider zurücklassen. Der Befehl lautete, da unmöglich alle Kranken in der verfügbaren Zeit fortgeschafft werden konnten, die hoffnungslosen Fälle zurückzulassen.“

„Herr Stabsarzt!“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Befehl! Übrigens — leichten Herzens habe ich es gewiß nicht getan, das können Sie mir glauben. Arme Kerle! Es waren ihrer zwölf. Aber was konnten wir tun? Auch ohne Befehl hätte ich mich dazu entschließen müssen, denn sie fortschaffen hätte bedeutet, alle zu opfern. Bedenken Sie: wir hatten neunundfünfzig Verwundete, darunter viele Fußverletzte, die getragen werden mußten, und nur eine Viertelstunde Zeit!“

„Dennoch — sie, die Hilflosen! Es ist grausam —“

„Nicht grausamer, als sie den Strapazen dieses hastigen Transports auszusetzen, den sie sicher nicht überstanden hätten.“

Berger schwieg und fuhr sich über die Stirn. Zentnerschwer lag es ihm auf der Brust. Die furchtbaren Notwendigkeiten des Krieges kamen ihm so recht zum Bewußtsein. Gewiß, seine Vernunft begriff. Aber es gibt tausend Dinge im Krieg, die der Verstand begreift, und die das Herz nie verstehen wird.

Immer sah er das bleiche Antlitz des Freundes vor sich, der nun, dem Feind preisgegeben, in dem verlassenen Dorf lag. Sterbend vielleicht.

„Wo ist Ziersinger?“ fragte er plötzlich in dem dunklen Drang, wenigstens mit einem Menschen, der Brauneis auch liebgehabt hatte, von ihm zu sprechen. „Ich meine den Burschen. Ich sehe ihn nicht.“

„Er blieb zurück, wollte seinen Herrn durchaus nicht verlassen,“ antwortete der Stabsarzt.

Mit Staunen und Rührung hörte es Berger. Klangen die paar Worte nicht wie aus einem Heldenlied hinein in die Schrecken dieser Stunde?

Brauneis war also nicht ganz verlassen! Und wenn seine kräftige Natur nun doch mit der Verwundung fertig wurde?

Berger wandte sich um, um noch einen letzten Blick nach dem Dorf zurückzuwerfen. Aber im nächsten Augenblick stieß er einen Schreckensruf aus. Das Dorf brannte lichterloh. Weithin leuchteten die gierig zuckenden Flammen, wälzten sich dunkle Rauchschwaden über die Ebene.

Schaudernd preßte Berger die Hände vor die Augen, taumelte halb von Sinnen weiter an der Spitze seiner Kompanie. Aus! Nun war alles aus. Der Freund verloren!

— — — — — — — — — — — — — —

Wochen waren vergangen. In Russisch-Polen wogte noch immer der Kampf. Diesmal nahe bei Warschau, wo deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der russischen Übermacht tapfer standhielten.

Aber Frau Brauneis wartete nicht mehr fiebernd auf Extrablätter, die Nachrichten vom nördlichen Kriegschauplatz brachten. Für sie war der Krieg zu Ende, seit sie wußte, daß ihr Einziger nicht mehr dabei war. Sie hatte sich gleich damals, als sie Herberts Brief erhielt, Emmi geholt und ließ sie nicht mehr von sich. Vergessen war aller Groll. Lebendig nur das Bewußtsein: Emmi ist sein Vermächtnis an mich! Er hat sie geliebt, sie gab ihm das höchste, letzte Glück auf Erden, darum gehören wir jetzt zusammen für immer!

Eine Zeitlang schwankten sie noch beide dahinzwischen Hoffnung und banger Furcht. Es war ja doch noch möglich, daß er lebte und nur keine Gelegenheit hatte, Nachrichten zu schicken — bei den ewigen Kämpfen auf fremdem Boden, wo vielleicht jeder Postverkehr aufgehört hatte. Er konnte auch gefangen sein oder irgendwo verwundet in einem Feldlazarett liegen.

Aber all diese Hoffnungen, an die sie sich klammerten, schwanden, als sich eines Tages ein Offizier bei ihnen melden ließ, der sich als Hauptmann Berger vorstellte und die Uniform von Herberts Regiment trug. Er kam in Begleitung seiner jungen Frau, denn ihm fehlte der linke Unterarm, und sein rechtes Bein war infolge einer Schußverletzung steif geblieben, so daß er ohne Stütze nicht gehen konnte. Beide Verletzungen hatte er sich zugleich mit der goldenen Tapferkeitsmedaille in den Kämpfen vor Iwangorod geholt.

Schon der erste Blick in sein feierlich-ernstes, bewegtes Gesicht sagte Emmi alles. Dann berichtete

Berger. Das Ende — dieses traurige, gräßliche Ende seines liebsten Kameraden.

Man hatte das Dorf zwei Tage später wieder erobert. Es war ein rauchender Trümmerhaufen gewesen. Keine Möglichkeit, die Reste der armen verbrannten Opfer daraus hervorzuholen ...

— — — — — — — — — — — — — —

„Es war eine Nervenkrise, und gottlob nun ist sie vorüber," sagte der Arzt einige Tage später, von Emmis Bett zurücktretend und der jungen Frau ermunternd zunickend. „Nur Mut, einen Strich unter die Vergangenheit ziehen und tapfer in die Zukunft blicken! Dabei viel essen und noch mehr spazieren gehen. Die Natur ist allemal die beste Medizin in solchen Fällen."

Draußen nahm er Frau Brauneis noch besonders vor.

„Schicken Sie sie ja täglich in die frische Luft! Kahlenberg, Kobenzl, Grinzing, da kann man ja auch im Winter ganz gut spazieren gehen. Dann zeigen Sie ihr ein freundliches Gesicht. Keine Tränen mehr! Lassen Sie sie um Gottes willen nicht nachgrübeln!"

Frau Brauneis sah ihn traurig an. „Das alles ist leicht gesagt. Wenn man aber das Herz so wund hat wie wir und in eine tote Zukunft blickt —"

„In der Natur ist nichts tot," unterbrach sie der alte Hausarzt sonderbar lächelnd, „immer wieder sprießen junge Reiser auf."

„Uns nicht!"

„Wer weiß? Wenn ich Ihnen nun sagte, Sie würden noch — Großmama werden?"

„Herr Medizinalrat!" Erschreckt starrte sie ihn an.

Er aber klopfte ihr freundlich auf die Schulter. „Es ist so, verehrte Frau. Aber so erschreckt brauchen Sie mich wirklich nicht anzusehen. Der alte Herrgott

meint es doch gut! Kinder sind immer ein Segen. Gar jetzt, wo das Vaterland wieder Söhne braucht."

Er ging. Frau Brauneis sah ihm aus weitgeöffneten Augen nach.

Ein Kind?

Sie hatte noch keine Träne geweint in der ganzen Zeit. In ihr war alles wie zu Stein erstarrt gewesen. Als lägen eiserne Reifen um ihre Brust. Jetzt aber zuckte es plötzlich in ihrem Gesicht. In ihrem Innern sprang etwas, und aus den Augen quoll es mit einem Male heiß.

Ein Kind — ein Kind ihres Einzigen, ein Knabe vielleicht —

Mit unendlicher Sorgfalt betreute sie Emmi von nun an. Mit einer Zartheit, die man der derben Frau früher nie zugetraut hätte.

Aber Emmi schien es kaum zu merken. Einer Schlafwandlerin gleich lebte sie dahin, tat gehorsam, was man verlangte, aß, ging spazieren, antwortete freundlich, wenn sie gefragt wurde, aber alles geschah mechanisch, ohne Seele.

Oft sprach Frau Brauneis bekümmert darüber zum Hausarzt oder zu Emmis Mutter, die täglich kam. Was sollte nur werden? Es war ja, als sei Emmis ganzes Empfindungsleben erloschen, seit man ihr Herberts Ende berichtet hatte.

„Sie hat ihn eben zu sehr geliebt, nur in ihm gelebt," meinte Frau Halmenschlag traurig. „Ich fürchte, nicht einmal das Kind wird ihr je den Gatten ersetzen können."

Emmi war am liebsten allein, lebte sich zurück in jene schönen Tage, da sie noch mit Herbert in Baden draußen durch die sommerlichen Wälder streifte, Luftschlösser in die Zukunft bauend, Träume von Glück im

Herzen, bis der Tag der Erfüllung kam, der Tag, an dem er ihr unter den herbstlich rotflammenden Buchen sagte, sie müsse sein Weib werden. —

Eines Morgens fuhr sie nach Baden hinaus, ohne jemand etwas davon zu sagen. Ganz früh, während die Schwiegermutter noch schlief. Am Frühstückstisch fand Frau Brauneis ein Brieflein, worin Emmi bat, keine Sorge um sie zu haben. Sie würde am Abend wohlbehalten wiederkommen, habe nur Sehnsucht gehabt, Baden wiederzusehen und Meerfelds aufzusuchen.

Die Mutter war froh. Gottlob — endlich eine eigene Willensäußerung, der Wunsch, wieder mit befreundeten Menschen in Fühlung zu kommen.

Aber Emmi dachte gar nicht daran, zu Meerfelds zu gehen. Damit hatte sie nur die Mutter beruhigen wollen. In Wahrheit fuhr sie geradenwegs ins Helenental und schlug denselben Weg ein, den sie damals mit Herbert am letzten Tag gegangen war.

Die Wälder flammten nicht mehr in gelbroter Farbenpracht. Kahl und trüb lagen sie da unter einem frostiggrauen Himmel. Hier und da eine dünne Schneeschicht auf dem Boden, vermodernde Farne, fahle Wiesen. Alles tot, stumm. Nichts erinnerte an vergangene schöne Tage. Emmi konnte sich Herbert gar nicht vorstellen in dieser melancholischen Umgebung. Alles war eine einzige große Enttäuschung.

Sie fuhr zurück, obwohl es kaum Mittag war.

Eine merkwürdige Unruhe hatte sie plötzlich erfaßt, daneben ein noch seltsameres Gefühl neu aufkeimender Lebensfreude, froher Dankbarkeit für all die liebevolle, fast zärtliche Fürsorge, mit der man sie in letzter Zeit zu Hause umgab. Da draußen hatte sie nichts zu suchen. Aber daheim war es doch gut! Alles so traulich, warm

und behaglich, und der Gedanke an das kommende Mutterglück so eigen erhebend, so schmerzlich beseligend. Jäh stieg dunkle Röte in ihr Antlitz. Konnte sie sich denn freuen darüber? Allein — ohne ihn?

Endlich war Wien erreicht. Sie nahm ein Auto, um rascher heimzukommen.

Im Hausflur stand die Türschließerin mit einigen Leuten, die alle verstummten, als sie eintrat, und sie so sonderbar anstarrten. Die alte Frau Oberst Werner guckte neugierig zu einem Spalt ihrer Wohnungstür heraus. Emmi hörte deutlich, wie sie hinter ihr leise zu jemand sagte: „Nun ist sie da! Ach Gott, wenn man ein Mäuslein sein könnte!“

Eine unbestimmte Unruhe erfaßte Emmi. Was hatten die Leute nur? War etwas geschehen im Haus?

Dreimal mußte sie läuten, ehe Berta kam. Dann schrie sie bei ihrem Anblick noch auf, als wäre Emmi ein Gespenst. „Jesus, die Gnädige ist schon da!“

Bevor Emmi eine Frage tun konnte, war sie im Wohnzimmer verschwunden. Dafür erblickte Emmi jetzt in der Küchentür einen fremden Soldaten. Er stand stramm und grinste sie vergnügt an, als kenne er sie mindestens seit zehn Jahren. Und doch hatte sie ihn nie zuvor im Leben gesehen.

Da kam auch schon Frau Brauneis und nahm sie sanft in die Arme. „Emmi, mein Kind —“ Dabei liefen ihr die hellen Tränen aus den Augen, und sie mühte sich vergebens, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. „Du darfst nicht erschrecken. Es ist nichts Schlimmes geschehen — im Gegenteil! Eine gute Nachricht, eine sehr gute Nachricht. Unser Herbert —“

„Er lebt!“ schrie Emmi auf. „Mutter — er — lebt?“ Sie hatte in einem Augenblick alles erraten. Das seltsam-neugierige Gebaren der Leute, der fremde

Soldat dort ... Zitternd umklammerte sie die Mutter. „Er ist nicht tot? Er ist — hier?“

Frau Brauneis nickte stumm. Dann öffnete sie die Wohnzimmertür. Dicht davor stand ein fremder Mann. Überschlank, bleich, mit einem schwarzen, verwilderten Vollbart. Aber Emmi warf sich ihm sofort jauchzend an die Brust. Sie hatte ihn auf den ersten Blick erkannt.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie er gerettet worden war? Das Verdienst gebührte Ziersinger allein. Kaum hatten die österreichischen Truppen das Dorf verlassen, und noch ehe die Flammen aus den Häusern schlugen, war er mit seinem Herrn aus der Mühle geflüchtet. Herbert, der bei Bewußtsein war, aber nicht zu sprechen vermochte, lag noch immer auf der mit Rädern versehenen Tragbahre.

Gleich hinter der Mühle begann ein Wald. Dorthin brachte Ziersinger seinen Herrn zunächst. Im Schutz der Bäume drang er dann weiter vor, immer in südlicher Richtung, wo er weniger fürchten mußte, auf feindliche Truppen zu stoßen. Natürlich ging es sehr langsam, besonders da nach einer halben Stunde das Gelände anzusteigen begann. Endlich am Nachmittag erreichte er einen abgelegenen Gutshof, wo man ihn und seinen Kranken mitleidig aufnahm. Der Hof war Eigentum eines Russen, der in Moskau lebte und das Gut an einen Polen verpachtet hatte. Die Frau des Polen war eine Österreicherin aus Krakau. Beide erzählten, daß bisher weder Russen noch Österreicher nach dem abgelegenen Tal gekommen wären, und daß sie vom Krieg noch nicht viel bemerkt hätten. Dem Verwundeten wollten sie gern ein paar Tage Unterstand geben, auch aufs beste für ihn sorgen, nur gäbe es keine ärztliche Hilfe in erreichbarer Nähe, und erfahren dürfe auch niemand von der Sache. Ziersinger mußte ver-

sprechen, keinerlei Nachricht, an wen immer es sei, abzusenden, das Haus nicht zu verlassen und, falls eine russische Patrouille käme, sich nicht blicken zu lassen; ein Versteck wurde ihm im Keller angewiesen. Den Kranken würde man dann für einen Verwandten aus Warschau ausgeben.

Brauneis schwebte viele Wochen zwischen Tod und Leben. Aber endlich gelang es doch der aufopfernden Pflege Frau Koniatowskas, ihn in die Höhe zu bringen. Acht Wochen später konnte er mit Ziersinger die weite Fahrt zur nächsten Eisenbahnstation antreten, die in österreichischen Händen war. Von dort ging's weiter zum Etappenkommando, wo sie sich meldeten und Brauneis eine Woche lang in einem Feldspital zubrachte. Der Arzt hatte ihm erklärt, daß von Weiterdienen keine Rede sein könne. Die Wunde sei zwar geheilt, aber auf der Lunge sei ein Leck zurückgeblieben, das Jahre größter Schonung bedinge. Was lag daran? Er lebte — er konnte nach Hause — er würde Emmi und die Mutter wiedersehen!

Und nun war er da! Drei Tage ohne Unterbrechung gereist. Und das erste, was ihm die Mutter noch mitten in der Wiedersehensfreude mitgeteilt hatte, war die Verheißung eines großen Glückes gewesen.

Strahlend suchte sein Blick Emmi, die in stummer Verwirrung den Kopf an seine Brust preßte. Nun konnte sie sich über das Kommende freuen. Ja, jetzt war es der Gipfel aller Glückseligkeit!



Beim stärksten Manne von Japan

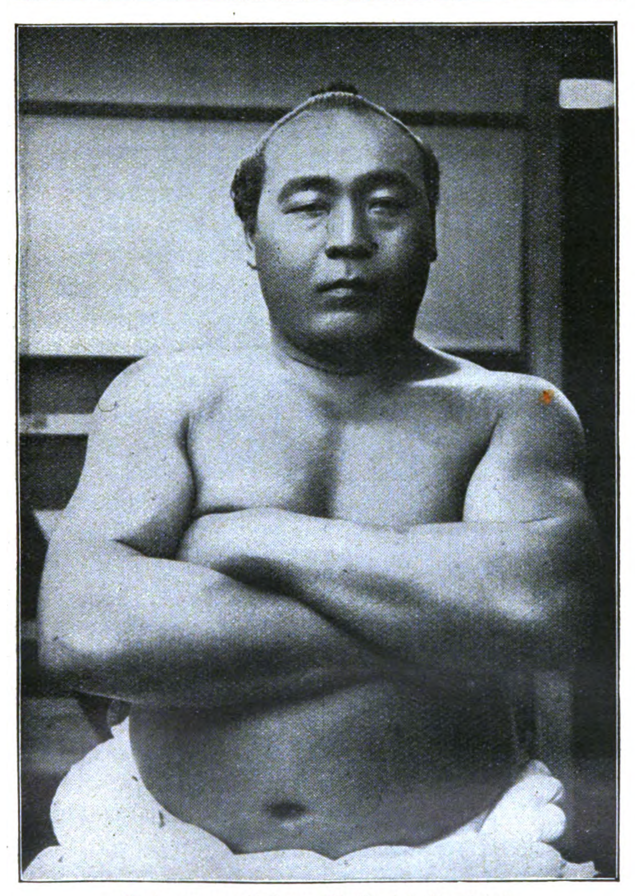
Von Paul Doertenbach

Mit 4 Bildern (Nachdruck verboten)

Es ist bei uns eine noch immer vielverbreitete Meinung, daß unsere hinterlistigen Feinde im fernen Osten, die gelbhäutigen, schlitzäugigen Japse, durchweg kleinwüchsige Menschen von zierlichem und eher schwächlichem als kräftigem Körperbau seien. Weit gefehlt; es gibt unter den Japanern sogar recht viele robuste, wenn auch nicht gerade hohe Gestalten, in denen man schon beim ersten Anblick eine nicht geringe Körperkraft vermuten muß.

Freilich, diejenigen Angehörigen des japanischen Volkes, die uns vor dem Kriege lange Jahre hindurch die zweifelhafte Ehre ihres Besuches erwiesen haben, um sich auf unseren Universitäten und Hochschulen die Schätze deutscher Wissenschaft anzueignen oder in technischen und landwirtschaftlichen Betrieben die Errungenschaften unseres methodischen Arbeitens kennen zu lernen und schließlich — gegen uns zu verwerten, waren durchweg nur Vertreter jenes feineren japanischen Typus, wie er sich bei jahrhundertelanger kastenartig vom Vater auf den Sohn übergegangener rein geistiger Berufstätigkeit herausgebildet hat. Unter der übrigen Bevölkerung Japans, die von jeher schwer körperlich arbeiten mußte, wie die Bauern, die Fischer, die Kuli, aber auch unter den Abkömmlingen der alten Samurai, der Kriegerkaste, überragt weit der gröbere Typus, wie man ihn vielfach auf altjapanischen bildlichen Darstellungen beobachten kann. Es finden sich hier sogar Gestalten von geradezu herkulischen Körperformen.

Das gilt vor allem für die Klasse der berufsmäßigen Ringkämpfer, die sich in Japan etwa derselben hohen



Tachyama mit dem Meisterschaftsgürtel.

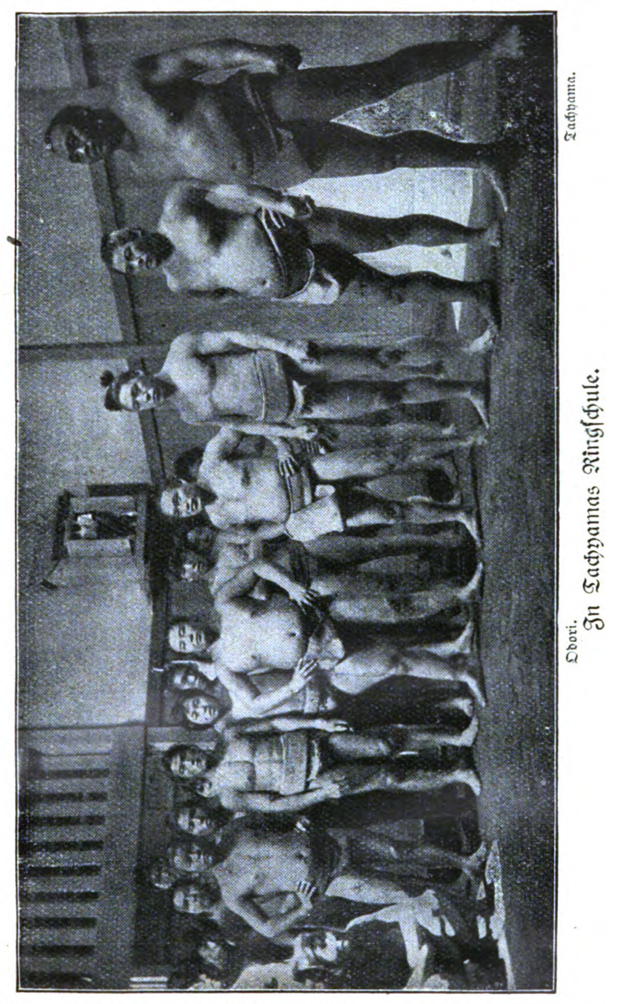
Achtung erfreuen, wie im verbündeten England die Preisboxer.

„Mit dem ist nicht gut Kirschen essen," dachte ich, als mir — es war noch vor Ausbruch des Krieges —

der Zufall im Zuge nach Nagoya einen herkulischen Japaner zum Banknachbar bescherte, der sich ebenso wie sein kaum weniger kräftiger Begleiter durch seine altertümliche Haartracht von allen bisher gesehenen Japanern unterschied. Der Riese erwies sich jedoch von vollendeter Höflichkeit, und bei der aus Sprachunkenntnis meist mittels Zeichen geführten Unterhaltung erfuhr ich bald, daß er Ringkämpfer sei. Es war Tachyama, der Meisterringkämpfer von Japan, wie ich erst gewahr wurde, als mir längere Zeit später die Freundlichkeit eines Reisegenossen eine Einladung in dessen Ringschule in Tokio verschaffte. Sein Begleiter war der Ringkämpfer Odori.

Der Ringkampf erfreut sich in Japan großer Volkstümlichkeit. Zweimal im Jahre, im Februar und im Mai, finden öffentliche Wettbewerbe im Eokin, einem großen Rundgebäude im Stadtteil Rgokoku im Osten Tokios, statt. Ganz in der Nähe erheben sich Haus und Ringschule des Meisterringers. Die öffentlichen Spiele waren wegen Landestrauer verschoben, und so war mir die erwähnte Einladung eine willkommene Gelegenheit, auch diesen Sportzweig während meiner Reise kennen zu lernen, nachdem ich schon in Kioto Zweihänderfechten und „Dschiudschitsu“ gesehen hatte.

Der japanische Ringkampf hat durchaus nichts Rohes an sich und ist für den Zuschauer sehr unterhaltend, da die einzelnen Gänge sich selten lange hinziehen. Zunächst stehen sich die Kämpfer in eigenartigen Stellungen, oft auf allen vieren, die Köpfe aneinander gedrückt, gegenüber. Haben sie sich dann einmal gefaßt, so dauert der Kampf meist nicht lange. Es kommt nur darauf an, den Gegner zu Boden zu werfen oder aus dem auf den Boden gezeichneten Kreise zu verdrängen. Weitere Bedingungen sind nicht gestellt. Gürtelgriffe



Odori. Tachyama.

In Tachyamas Ringschule.

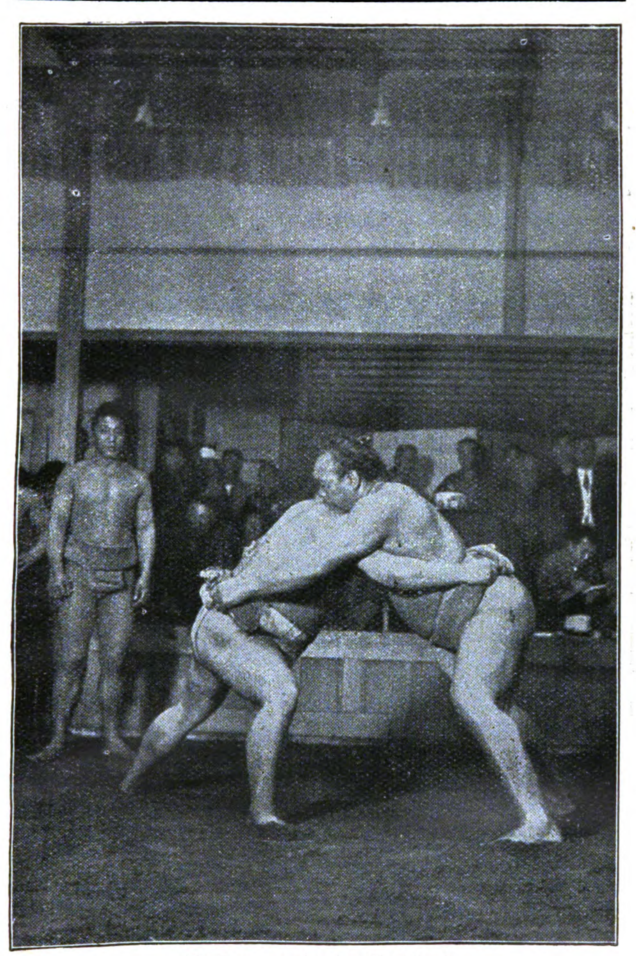
sind erlaubt. Absichtliche Verletzungen von Gegnern sind ausgeschlossen, auch zufällige dürften selten vor-

kommen. Werden einmal die Kämpfenden im Eifer zu wild, so werden sie sofort von den Umstehenden getrennt. Auf Kameradschaftlichkeit und gute Sitte wird streng gehalten.

Die Ringschule des Herrn Tachyama ist ein quadratischer, bis zur Dachhöhe reichender Raum mit Sandboden. Etwas erhöht stößt daran ein größerer Raum zum Umkleiden und für die Zuschauer. Darüber befindet sich noch ein hübsch ausgestattetes Versammlungszimmer.

Als wir um neun Uhr in unseren Rikschas anfuhren, war eine Anzahl Schüler bereits bei der Arbeit. Bald betraten auch Odori und Tachyama selbst den Kampfplatz, um sich teils miteinander, teils mit einigen anderen hervorragenderen Ringkämpfern zu messen. Der Lehrzweck brachte es mit sich, daß sie hierbei hie und da unterlagen, was jedoch ihrer Meisterschaft keinen Eintrag zu tun vermochte. Sprechen doch neben der Kraftgestalt des Hausherrn die von ihm erkämpften Silberbecher und eine Anzahl von Ehrengaben — schöne Stücke alten und neuen japanischen Kunstgewerbefleißes — die wir später in seiner Wohnung zu sehen bekamen, für seine unbestreitbare Überlegenheit.

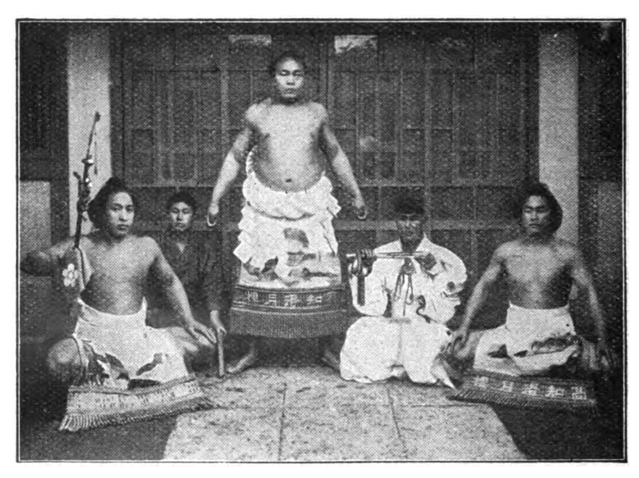
Nach beendigtem Kampfspiel lernten wir den Mann auch in seiner Häuslichkeit kennen. In einem in dem bekannten japanischen Geschmack ausgestatteten und mit Kunstwerken geschmückten Empfangsraum wurden wir bewirtet und sahen auch seine Frau und seine beiden reizenden kleinen Töchterchen. Einen Sohn, auf den er seine Kraft und Kunst vererben könnte, besitzt Tachyama nicht. Neben seinem Beruf huldigt Tachyama auch der bildenden Kunst, und wir sahen ein zart ausgeführtes Wandbild von seiner Hand, den Gipfel des Fujiyama.



Tachyama ringt mit Odori.

Tachyama steht im achtunddreißigsten Lebensjahr, ist 1,94 Meter groß und 96 Kilogramm schwer. Eine

besondere Lebensweise befolgt er nicht, erhält sich seine Stärke vielmehr lediglich durch Körperübungen und verschmäht auch gelegentlich nicht ein Gläschen von dem alkoholischen Nationalgetränk der Japaner, dem aus Reis gewonnenen Sake. Tachyama war von Haus aus Landwirt im Norden von Japan. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren wurde er von dem früheren Ministerpräsidenten Grafen Yamataga „entdeckt“ und



Tachyama im Festkleid.

veranlaßt, die Scholle seiner Väter mit der Ringschule zu vertauschen. Seither widmet er sich ausschließlich dem Ringsport. Der große Zulauf, den die öffentlichen Veranstaltungen in Tokio und anderen größeren Städten Japans haben, und gelegentliche Geschenke reicher Gönner verschaffen ihm ein auskömmliches Dasein, so daß er, da es ihm auch an Ehrungen aller Art nicht mangelt, keinen Anlaß hat, seinen Berufswechsel zu bedauern.

Die meisten Japaner stehen, wie gesagt, an Körpergröße den Angehörigen der weißen Rasse bedeutend nach. Dies scheint ihnen, auch nachdem sie sich zur Großmacht aufgeschwungen haben, immer noch einigen Seelenschmerz zu bereiten. So ist es erklärlich, daß der Hüne Tachyama schon bei Lebzeiten zu einem Nationalhelden geworden ist, nach dem zum Beispiel schon ein bedeutenderer Klub der Hauptstadt benannt worden ist.

Im Ausland ist Tachyama nur einmal in Schanghai aufgetreten. Er erklärte sich jedoch nicht abgeneigt, gelegentlich einmal nach Europa zu kommen, um sich mit dortigen Meisterringern, insbesondere auch im „Catchascatchcan“, zu messen, einer Kampfweise, die er erst erlernen müßte, für die er jedoch die nötige Kraft und Gewandtheit mitbringt. Ob er auch später einmal Deutschland mit seinem Besuche „beehren“ wird, dürfte nach Lage der Dinge mehr als zweifelhaft sein.

❖

Die Jagd nach der Doa-Kawi

Aus den Erinnerungen eines Detektivs von W. Kabel

Im April 1852 erschien in Paris eine siamesische Gesandtschaft, die dem damaligen Präsidenten der Französischen Republik, Louis Napoleon, zu seinem Geburtstag ein Geschenk des Königs von Siam überbringen sollte. Am 20. April, dem Festtage, wurden die Abgesandten von Napoleon feierlich empfangen. Sie überreichten ihm eine in einem juwelenbesetzten goldenen Kästchen ruhende Perle von seltener Schönheit und Größe. Das Kleinod entstammte dem siamesischen Kronschatz und wurde von Kennern auf einen Wert von gut einer Million Franken geschätzt.

Am 2. Dezember desselben Jahres ließ sich dann der bisherige Präsident zum Kaiser der Franzosen ausrufen. Sein vergebliches Bestreben, eine Heirat mit einer Prinzessin aus irgend einem der regierenden europäischen Fürstenhäuser zu schließen, ist bekannt, ebenso, daß seine Wahl schließlich auf die liebreizende Gräfin Eugenie von Montijo und Teba fiel. Der Vermählungstag war auf den 29. Januar 1853 festgesetzt.

Napoleon beabsichtigte nun, die siamesische Perle, die unter dem Namen Doa-Kawi, Göttin des Meeres, weitberühmt war, als Hauptschmuck in ein Diamantendiadem einfügen zu lassen und dieses seiner Braut als Hochzeitsangebinde zu verehren. Der Pariser Juwelier Barnaux erhielt den Auftrag, das Diadem anzufertigen, und trotz der ihm zur Verfügung stehenden knappen Zeit schuf er ein ebenso geschmack- wie wertvolles Kunstwerk, das sechsunddreißig erbsengroße, wasserklare Diamanten und die Doa-Kawi-Perle auf einem leichten Goldgestell vereinigte.

Am 17. Januar vormittags wurde das Diadem von dem Juwelier eigenhändig verpackt und bis zu seiner Überführung ins Louvrepalais in dem im Privatkontor Barnaux' stehenden Geldschrank eingeschlossen. Die Überführung geschah drei Stunden später unter den größten Vorsichtsmaßregeln, und zwar sollte der Juwelier sein Kunstwerk dem Kaiser in besonderer Audienz persönlich überreichen.

Im Vorzimmer zu den kaiserlichen Privatgemächern entfernte Barnaux die Hüllen und entnahm dem eleganten Lederkasten das aus getriebenem Golde hergestellte zweite Kästchen, das, auf dem Deckel mit den Initialen der zukünftigen Kaiserin versehen, dem kostbaren Diadem zum würdigen Ruheplatz dienen sollte. Als nun der Juwelier noch mit einem letzten Blick von dem von ihm geschaffenen Kunstwerk Abschied nehmen wollte, fand er das Kästchen zu seinem Entsetzen — leer. Die Aufregung des armen Barnaux war nicht minder groß wie die seines kaiserlichen Auftraggebers. Denn während der Juwelier einen kaum wieder einzuholenden Geldverlust zu verschmerzen hatte, falls das Diadem nicht wieder entdeckt wurde, befand sich anderseits auch Napoleon in der größten Verlegenheit, weil er nicht wußte, wo er für seine Braut so schnell ein würdiges Hochzeitsgeschenk beschaffen sollte.

Daß unter diesen Umständen der mehr als rätselhafte Diebstahl von der Pariser Polizei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aufzuklären versucht wurde, braucht nicht besonders betont zu werden. Für alle Fälle hatte jedoch der Kaiser sofort seinen Flügeladjutanten, den Grafen Salvieux, nach London geschickt, um bei einem der dortigen Juweliere einen Ersatz für das verschwundene Diadem anzukaufen.

In Paris war die Nachfrage nach einem genügend prächtigen Schmuckstück ergebnislos gewesen.

Die Zeit verstrich, und noch immer war die unersetzliche Haarkrone nicht wieder aufgetaucht. Am 28. Januar 1853, einen Tag vor der Vermählung, überreichte Napoleon dann seiner Braut eine Halskette aus Brillanten — das vom Grafen Salvieux in London beschaffte neue Angebinde. Das Diadem und mit ihm die Doa-Kawi blieben verschwunden. Es schien geradezu, als ob hier geheimnisvolle Mächte ihre Hände mit im Spiel gehabt hätten.

Die unsinnigsten Gerüchte tauchten damals auf. So wurde zum Beispiel sogar der Juwelier Barnaux beschuldigt, den Schmuck absichtlich beiseite gebracht zu haben, um in den Besitz der seltenen Perle zu gelangen. Dieses Gerede war um so müßiger, als Barnaux der kaiserlichen Schatulle für die Doa-Kawi nicht weniger als fünfhunderttausend Franken Ersatz hatte leisten müssen und sein Gesamtverlust einschließlich der sechsunddreißig Diamanten gegen sechshundertzwanzigtausend Franken betrug, den er, selbst wenn er wirklich die Perle gestohlen haben würde, nie wieder hätte wettmachen können, da ein so berühmtes Kleinod wie die Doa-Kawi für jeden Gauner eben unverkäuflich war. Mit dieser Unmöglichkeit, die Perle weiterzuveräußern, rechnete auch der geschädigte Juwelier, als er in den Zeitungen sämtlicher Weltstädte im Mai des Jahres 1853 eine gleichlautende Bekanntmachung veröffentlichte, in der er den Dieben für die Rückgabe des Diadems die Summe von zweihunderttausend Franken zusicherte. Dies war ein letzter Versuch, das verschwundene Kleinod wiederzuerlangen. Die kostspielige Anzeige hatte ebensowenig Erfolg wie die Bemühungen der tüchtigsten Geheimagenten der fünf Erdteile.

Hören wir nun, was der Kriminalinspektor A. in seinen Lebenserinnerungen weiter über die ferneren Schicksale der Doa-Kawi berichtet.

„Ich war noch kein halbes Jahr bei der Geheimpolizei beschäftigt, als der Fall Barnaux, wie wir den geheimnisvollen Diebstahl unter uns bezeichneten, alle Welt in Atem hielt. Mit meinem damaligen Vorgesetzten L. habe ich oft genug das rätselhafte Verschwinden des Schmuckes durchgesprochen. Wir waren darüber einig, daß nur einer der Angestellten des Juweliers der Täter sein könne, obwohl unsere Pariser Kollegen mit ihren Nachforschungen in dieser Richtung keinerlei Erfolg erzielt hatten und Barnaux außerdem auch nicht einen einzigen seines Personals einer solchen Tat für fähig hielt. Und doch — die Sachlage ließ gar keine andere Möglichkeit zu. Das Diadem konnte nur gestohlen worden sein, als es am Vormittag des 17. Januar 1853 die drei Stunden lang in dem Geldschrank Barnaux' eingeschlossen lag. Der Juwelier mußte ja auch zugeben, daß er sein Privatkontor, in dem der Tresor stand, für ganze zwei Stunden verlassen hatte, um sich in seiner Wohnung für die Audienz bei Napoleon umzukleiden. Und zu diesem Privatkontor hatten nur die Angestellten der Firma Zutritt gehabt.

Aber so leicht sich die notwendige Folgerung auch aufstellen ließ, so schwer war damit etwas anzufangen. Das muß ich hier schon deshalb kräftig betonen, um die Ehre meiner Kollegen zu retten, die sich mit unermüdlicher Ausdauer den fünf Angestellten Barnaux' an die Fersen hefteten und ein Jahr lang keinen einzigen Schritt dieser Leute, auf denen ein so schwerer Verdacht lastete, unbeobachtet ließen. Aber keiner der von seiten der Polizei mit so großer Aufmerksam-

keit Behandelten gab auch nur den geringsten Anlaß, um sich mit seiner Person noch eingehender beschäftigen zu können. Nach einem Jahr wurde diese Überwachung dann schon weniger sorgfältig, und wieder ein Jahr später gab man dieses nutzlose ‚Beschatten‘, wie wir vom Fach das stete Beobachten eines Menschen zu nennen pflegen, ganz auf. Inzwischen hatte die Welt den armen Barnaux und seinen ungeheuren Verlust längst über jüngeren Ereignissen vergessen.

Nicht so ich selbst. Die Belohnung von hunderttausend Franken, die Barnaux später auch dem zugesagt hatte, der ihm wenigstens die berühmte Perle wieder verschaffen würde, schwebte mir als lockendes Ziel noch immer Tag und Nacht vor Augen. Damals geschah es auch gerade, daß ich Emma L., der Tochter meines Vorgesetzten, größere Beachtung zu schenken und mir einzubilden begann, ihr seien meine kleinen Aufmerksamkeiten nicht gerade lästig. Freilich dazu, meine so fröhlich aufsprossenden Herzenswünsche je verwirklichen zu können, fehlte so gut wie jede Aussicht. Ich war von Hause aus arm, und mein Gehalt betrug wöchentlich ganze sechzig Mark. Davon eine Familie unterhalten zu wollen, wäre mehr als Leichtsinn gewesen. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die von Barnaux ausgesetzte Summe mich recht lebhaft interessierte und meine Gedanken sich unablässig mit dem so vorzüglich geglückten Gaunerstückchen beschäftigten. Ich suchte mich sogar ständig über das Leben und Treiben der damaligen Angestellten Barnaux' unauffällig auf dem laufenden zu halten, was auch dank meiner Beziehungen zu Pariser Kollegen leicht gelang.

So kam der Winter 1856 heran. Fast drei Jahre lag das Verschwinden des Hochzeitsdiadems jetzt zurück.

Noch immer waren dieselben fünf Leute, die jene für ihren Chef so furchtbare Zeit miterlebt hatten, bei Barnaux tätig, wie ich aus zuverlässigster Quelle Mitte November erfuhr. Da erhielt ich am 3. Dezember plötzlich den Auftrag, in Paris nach einer Falschmünzerbande zu forschen, die das Ausland mit tadellos gearbeiteten, kaum als falsch erkennbaren Banknoten überflutete. Zum vierten Male sah ich so die leichtlebige Seinestadt wieder. Daß ich diese Gelegenheit benützte, um mein Steckenpferd gehörig zu reiten — mein Interesse für den Fall Barnaux ist damit wenigstens nach der damaligen Lage der Dinge recht treffend gekennzeichnet — wird niemand besonders wunderbar erscheinen. Gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft machte ich mich an jenen französischen Kollegen heran, mit dem ich schon seit langem in Briefwechsel gestanden hatte, und dem ich auch die öfteren Nachrichten über den Juwelier und dessen Geschäftspersonal verdankte.

Durch diesen ließ ich mich bei Barnaux einführen. Ich hatte ja reichlich Zeit, auch meine Privatwünsche etwas berücksichtigen zu können. Dem Juwelier, der mich sehr höflich empfing, erklärte ich, daß ich seinem Unglück die lebhafteste Teilnahme sowohl als Polizeibeamter wie als Mensch entgegenbrächte. Bald befanden wir uns in einer äußerst lebhaften Unterhaltung, die leider in Barnaux sehr trübe Erinnerungen auffrischte, da sie sich lediglich um das rätselhafte Verschwinden des Diadems drehte. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich dann auch, daß der langjährige Buchhalter der Firma aus Gesundheitsrücksichten seine Stellung am 1. Dezember habe aufgeben müssen, was der Juwelier mit Ausdrücken tiefsten Bedauerns über den Verlust dieses seines trefflichsten Mitarbeiters

erwähnte. Der arme Sartier habe eine kranke Lunge und müsse auf dringendes Anraten seines Arztes für längere Zeit nach dem Süden.

Welch weitgehende Folgen diese von dem Juwelier ganz nebenbei getane Äußerung haben sollte, ahnte ich an dem Tage selbst noch nicht. Anders sah es damit schon am folgenden aus. Denn ohne einem Menschen etwas von meinen Absichten zu verraten und nur getrieben von jenem dunklen Ahnungsvermögen, das man uns Geheimpolizisten nach meinen Erfahrungen ganz ruhig als sechsten Sinn zugestehen sollte, prüfte ich die Angaben des kranken Herrn Sartier umgehend nach. War er doch der erste der Angestellten, der jetzt den Staub der Pariser Boulevards von seinen Schuhen schütteln wollte. Den Arzt des Buchhalters hatte ich bald gefunden. Ich zeigte ihm meine Legitimation und fragte geradeheraus, wie es mit dem Gesundheitszustande seines Patienten Sartier stände, der — es war dies nicht die erste Lüge meines Lebens — sich bei einer Lebensversicherungsgesellschaft habe hoch versichern lassen, und um dessen Wohlergehen die genannte Gesellschaft daher sehr besorgt sei.

Der Doktor hielt mit seiner Wissenschaft auch keineswegs hinter dem Berge. Sartier sei nichts als ein Hypochonder, der sich nur einbilde, schwer lungenkrank zu sein, und für den es am dienlichsten wäre, wenn er das Pariser Nachtleben einmal recht ordentlich auskosten würde, um die törichten Gedanken loszuwerden. Auf meinen Einwurf, ob er denn dem Buchhalter nicht geraten habe, in einem milderen Klima Erholung zu suchen, mir wäre etwas davon zu Ohren gekommen, schüttelte der Arzt ärgerlich den Kopf. Kein Wort sei hiervon wahr.

Mit Mühe nur gelang es mir damals, meine Er-

regung auch nur einigermaßen zu verbergen. Sartier hatte also seinen Chef beschwindelt, fraglos, um nur auf gute Art aus Frankreich fortzukommen! Grund genug für mich zu hoffnungsfreudigsten neuen Plänen. Den Doktor verpflichtete ich noch zu tiefstem Schweigen und verabschiedete mich dann.

Eine Stunde später verhandelte ich bereits mit Barnaux. Ich entwickelte ihm meine Verdachtsgründe gegen seinen früheren Buchhalter und erreichte auch schließlich, allerdings erst nach langem Hin- und Herreden, da er von der Harmlosigkeit Sartiers allzu fest überzeugt war, daß er mir die Mittel zur Verfügung stellte, um den angeblich Kranken weiter beobachten zu können. Noch an demselben Abend bat ich um längeren Urlaub, der mir dann auch umgehend bewilligt wurde.

Nun begann die Jagd. Daß Sartier nicht als harmloser Reisender Paris verlassen wollte, merkte ich bald an der Art und Weise, wie er seine Abfahrt in Szene setzte — genau wie ein Verbrecher, der sich verfolgt weiß und hinter sich alle Spuren verwischen will. Trotzdem wurde er mich nicht los. Auf demselben Dampfer fuhren wir von Marseille nach Kapstadt. Bereits in Marseille gesellte sich ein Mann zu ihm, den er offenbar schon seit langem kannte, wenn die beiden auch den Eindruck zu erwecken suchten, als ob es sich bei ihnen nur um eine zufällige Reisebekanntschaft handelte.

Sartier und der Fremde, der als Kaufmann Morvin aus Bordeaux in der Schiffsliste stand, hielten sich ganz für sich und schienen ständig höchst wichtige Dinge zu verhandeln. Während dieser stets sehr leise geführten Gespräche benützten sie auch, wie ich des öfteren feststellen konnte, einige Landkarten. Trotz all meiner Bemühungen gelang es mir aber nicht, auch nur ein

einziges Wort ihrer Unterhaltung aufzufangen. Meine Lage wurde immer unangenehmer, da ich bisher nicht das geringste greifbare Ergebnis erzielt hatte. Verdächtige Momente hatte ich freilich genug gesammelt. Damit ließ sich jedoch nichts anfangen.

Schließlich wagte ich einen Gewaltstreich. Eines Tages kurz vor der Ankunft in Kapstadt schlich ich mich während des Essens in Morvins Kabine, zu der ich mir mit Hilfe eines Nachschlüssels Zutritt verschaffte. Denselben Besuch wollte ich nachher auch Sartier abstatten. In aller Eile durchstöberte ich Morvins Gepäck. In seinem Koffer fand ich dabei ein Buch, das über Perlenfischerei handelte. Und in diesem Buch lagen auch die Landkarten, die bei den geheimnisvollen Gesprächen der beiden eine so große Rolle gespielt hatten, weiter noch einige Notizen, die ich blitzschnell überflog. Es waren Kostenberechnungen für die Ausrüstung eines Fahrzeuges, Bemerkungen über Preise für Taucheranzüge und Schiffsproviant. Auf den Karten aber, die sämtlich Teile der Insel Ceylon und der indischen Koromandelküste darstellten, also Gebiete, wo hauptsächlich Perlenfischerei getrieben wird, sah ich verschiedene Stellen mit roten Kreuzen versehen. Dies alles ließ — der Gedanke schoß mir nach diesen Entdeckungen sofort durch den Kopf — nur die eine Deutung zu: Sartier und Morvin trugen sich mit der Absicht, in der Perlenfischerei ihr Glück zu versuchen Und von dieser Erkenntnis zu einer weiteren, bedeutend wichtigeren war's für mich nur ein kurzer Schritt.

Einen Augenblick stand ich wie versteinert da. Das Bewußtsein, endlich dieses feine Gewebe eines mehr als großzügig angelegten verbrecherischen Planes durchschaut zu haben, betäubte mich fast.

Schleunigst brachte ich nun in Morvins Kabine alles wieder in Ordnung, damit nichts meinen Besuch verriete und das edle Paar, das sich offenbar völlig sicher fühlte, nicht etwa vorzeitig gewarnt würde. Von Kapstadt aus schrieb ich dann einen ausführlichen Bericht an Barnaux und erbat mir seine Antwort und eine größere Anweisung für ein Bankhaus nach Colombo auf Ceylon. Obgleich ich vermutete, daß die Gauner die Perle mit sich führten, riet ich dem Juwelier doch davon ab, die beiden jetzt schon verhaften zu lassen, um nicht den Erfolg unserer bisherigen Bemühungen in Frage zu stellen.

Meine Voraussage bestätigte sich. Sartier und Morvin reisten mit dem nächsten Dampfer wirklich nach Colombo weiter. Nun war ich meiner Sache ganz sicher. In der Verkleidung eines harmlosen Geistlichen benützte ich dasselbe Schiff. Auch in Colombo verlief alles programmäßig. Die beiden Genossen, die offenbar über reichliche Barmittel verfügten, mieteten eine alte Brigg, rüsteten sie leidlich gut aus und warben die nötige Mannschaft und einige Taucher an, wobei stets nur Morvin als der Unternehmer handelnd hervortrat.

Immerhin vergingen über diesen Vorbereitungen sechs Wochen. Inzwischen war auch das Antwortschreiben des Juweliers eingetroffen. Er war mit meinen Vorschlägen vollkommen einverstanden und hatte mich auch reichlich mit Geld versehen.

Am 17. Mai 1857 verließen Sartier und Morvin mit ihrem halbwracken Kasten Colombo und segelten längs der Westküste von Ceylon nach den Manarinseln, wo sich viele Perlmuschelbänke befinden, deren Ausbeutung die indische Regierung gegen eine mäßige Steuer jedem Beliebigen gestattet. Unweit des Küsten-

städtchens Kongali, das auf dem größten Eiland der Gruppe liegt und von vielen Europäern, die der Perlenhandel herbeigelockt hat, bewohnt wird, gingen sie vor Anker und ließen sich dann von dem englischen Kommissar eine Uferstrecke als Arbeitsfeld anweisen.

Die acht Monate, die ich nun, mich als Einkäufer einer großen Juwelierfirma ausgebend, in Kongali zubringen mußte, waren die entbehrungsreichste und langweiligste Periode meines Lebens. Einmal packte mich auch die Malaria. Zum Glück ging der Anfall schnell vorüber. Aber ich hielt aus. Der Gedanke, bald am Ziel zu sein, verlieh mir immer wieder neue Spannkraft. Mit Barnaux blieb ich in ständigem Briefwechsel, und so erfuhr ich denn auch, daß der vorsichtige Sartier ‚aus alter Anhänglichkeit' an seinen früheren Prinzipal aus Kapstadt einen Brief geschickt hatte, in dem er diesem mitteilte, daß er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit längere Seereisen unternehmen wolle, wovon er sich besseren Erfolg verspreche als von einem bloßen Landaufenthalt in einem milden Klima.

Endlich kam auch für mich die Erlösung. Am 28. Dezember 1857 verbreitete sich plötzlich in Kongali die Nachricht, der Unternehmer Morvin habe eine Perle von geradezu erstaunlicher Größe und Schönheit gefunden. Daß dies die am 17. Januar 1853 gestohlene Doa-Kawi war, die die Spitzbuben jetzt auf so harmlose Art wieder auftauchen ließen, wußte von all den aufgeregten Leuten in dem kleinen Orte nur ich allein.

Schon am nächsten Tage schaffte Morvin das Kleinod auf einem Regierungsdampfer nach Colombo und übergab es dem sicheren Tresor einer Bank zur Aufbewahrung.

Doch die Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Ich verständigte sofort die dortige Polizei, trug mein Beweismaterial vor und erreichte, daß die beiden Genossen in aller Stille verhaftet wurden. Einen Monat später waren die von dem französischen Konsulat geführten Auslieferungsverhandlungen beendet, und Sartier, Morvin und die Perle traten unter sicherer Bedeckung, zu der auch ich gehörte, auf dem Dampfer ‚Asia' die Rückreise an.

Der Prozeß gegen die Perlendiebe wurde in Paris verhandelt und endete mit der Verurteilung beider zu hohen Freiheitstrafen. Erst nachdem die Spitzbuben sich vergeblich an alle gerichtlichen Instanzen gewandt hatten, um eine Änderung ihres Schicksals durchzusetzen, gaben sie völlig gebrochen ihr bisheriges Leugnen auf. Sartier gestand, daß er von Morvin, den er seit langem kannte, zu dem Streiche überredet worden war. Morvin hatte alle Einzelheiten des wirklich genial zu nennenden Planes ersonnen und seinem Genossen auch den nach einem Wachsabdruck hergestellten Schlüssel geliefert, mit dem Sartier dann an dem denkwürdigen Tage vor der Hochzeit Napoleons III. das Geldspind Barnaux' öffnete, während die übrigen Angestellten für kurze Zeit vorn im Verkaufsraum beschäftigt waren. Das Diadem wurde von dem ungetreuen Buchhalter aus seiner Verpackung hervorgeholt und in mehrere Stücke zerbrochen, die er an seinem Körper verbarg. Die Ausführung des Diebstahls nahm dabei nur so geringe Zeit in Anspruch, daß dem Personal Sartiers kurze Abwesenheit gar nicht auffiel.

Daß Morvin tatsächlich als der Hauptschuldige zu betrachten war, dafür fand sich eine ganze Reihe von Beweisen. So hatte er zum Beispiel auch die

sechsunddreißig Brillanten aus dem Diadem bei einem Londoner Hehler verkauft. Den Erlös teilten die beiden. Fraglos wäre ihnen auch der letzte Teil ihres mit so viel Geduld und Schlauheit ausgeklügelten verbrecherischen Unternehmens, eben das scheinbar völlig rechtmäßige Auffinden einer der Doa-Kawi ähnlichen Perle in den Perlengründen von Ceylon, geglückt, wenn Sartier nicht durch eine einzige Dummheit sich verdächtig gemacht hätte: durch seine falschen Angaben über seine angebliche Erkrankung.

Ein Vierteljahr nach diesen letzten Ereignissen wurde Emma L. meine Frau. Mit meinem Gehalt und den Zinsen der mir von Barnaux überwiesenen hunderttausend Franken ließ sich leben, das sah auch mein Schwiegervater ein.

Daß Napoleon III. die Doa-Kawi von dem Juwelier für siebenhunderttausend Franken zurückkaufte, kann jeder Besucher des Louvremuseums in Paris mit eigenen Augen auf dem Täfelchen lesen, das an dem Glaskasten befestigt ist, in der die kostbare Perle jetzt ruht."



Der Weltkrieg

Fünftes Kapitel

Mit 13 Bildern (Nachdruck verboten)

Die Kämpfe in Flandern wurden nach einer längeren Ruhepause mit noch größerer Heftigkeit auf verschiedenen Punkten fortgesetzt, als es im vorigen Kapitel geschildert wurde. Die Schlachtfront verlief zwischen Lombartzyde und Westende vom Meer im Bogen bis Saint-Georges, wendete sich westwärts nach Ramskapelle, zog von dort in unregelmäßigen Windungen nach Südosten, folgte dem Hauptarm der Yser bis Dixmuiden, wandte sich südlich nach Merckem und Bixschoote, bog von Paschendaele nach Cheluwe ab und schloß über Hollebecke bei Warneton in der Richtung auf Lille ab.

Mit den hochtönenden Worten: „Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunützen, die uns die Feinde bieten, nachdem wir uns an Menschen und Material verstärkt haben. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen. Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Soldaten, mehr als jemals rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie und euren Willen, um jeden Preis zu siegen“ — redete der französische Oberbefehlshaber Joffre in einem Armeebefehl seine Truppen an, um sie zu einer allgemeinen Offensive anzufeuern. Der Erfolg dieser geschwollenen Aufforderung war kläglich.

Nur an vereinzelten Punkten auf der gesamten Schlachtlinie in Flandern und Frankreich wurde dem Befehl nachgekommen, und wo es geschah, errangen die deutschen Heere den Sieg. Die wiederholten Vorstöße, die von Nieuport aus und in den Dünen bei

Lombartzyde unternommen wurden, erzielten keinerlei Vorteile. Ebenso wurden die Angriffe bei Bixschoote von den deutschen Truppen abgewiesen, während sie südlich von Ypern Raum gewannen.

In die Gefechte von Nieuport und Lombartzyde griff auch die englische Flotte ein. Ihr Feuer fügte indessen den Deutschen nicht den geringsten Schaden zu; dagegen wurden einige Bewohner von Westende getötet und verletzt. Die flandrische Meeresküste ist jetzt so reichlich mit leichter und schwerer Marineartillerie bestückt, daß ein Flottenangriff ziemlich aussichtslos erscheint und darum auch die von den Engländern gegen Zeebrügge und Ostende geplanten Unternehmungen ergebnislos verlaufen dürften. Die Bedienungsmannschaften für die Geschütze sind in den Dünen in bombensicheren Unterständen untergebracht, wo sie es sich verhältnismäßig behaglich eingerichtet haben.

Nicht zu unterschätzende Fortschritte wurden auf französischem Boden gemacht. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurden die Engländer aus ihren Stellungen zwischen Richebourg und dem Kanal d'Aire-à-La Bassée geworfen, wobei gegen 800 Farbige und Engländer gefangen und fünf Maschinengewehre erbeutet wurden. Noch verlustreicher gestaltete sich der Angriff, den die Engländer am Weihnachtsabend bei Festubert gegen die deutsche Linie ausführten. Hier mußten sich ebenfalls gegen 800 Engländer und Farbige ergeben, außerdem aber wurden ihnen 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer und sonstiges Kriegsgerät abgenommen. Der Feind ließ über 3000 Tote auf dem Kampffeld liegen, für deren Bestattung er Waffenruhe nachsuchte.

Eine rege Tätigkeit entwickelten die Franzosen in der Umgebung von Chalons. Bei Souain-Massiges



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Bootskanone am Strand von Flandern.

drang zwar ihr Vorstoß an einer Stelle bis an den vordersten deutschen Schützengraben vor, brach dann jedoch im Feuer völlig zusammen, wobei über 300 Mann gefangen wurden. Desgleichen scheiterten die Angriffe bei Perthes und Sillery unter schweren Verlusten der Franzosen. Bei Chivy, nordöstlich von Vailly, wurde eine französische Kompanie, die sich vor der deutschen Stellung eingenistet hatte, bis auf 172 Mann, die die Waffen streckten, vernichtet.

In den Argonnen wurde eine wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris erobert, wobei 275 Franzosen und drei Maschinengewehre in die Hände der Sieger fielen. Alle Ausfälle von Verdun wurden zurückgewiesen. Ebensowenig gelang es den Franzosen im Oberelsaß, durch die Gefechte bei Sennheim und Altkirch einen bleibenden Vorteil zu erreichen, da sie die zeitweilig bei Sennheim besetzte Höhe wieder räumen mußten.

Das Gesamtergebnis der prahlerisch verkündeten Offensive war, daß die Engländer, Belgier und Franzosen sehr erhebliche Verluste erlitten und gegen 20 Ortschaften den siegreichen deutschen Truppen überlassen mußten.

* * *

Nachdem die Russen in Polen durch die deutschen Siege auf Lodz zurückgeworfen worden waren, entbrannte der Kampf gegen sie auf der Linie Gombin—Alexandrow—Lask, wo sie sich stark verschanzt hatten, von neuem, sobald der deutsche Führer, General v. Mackensen, Nachschübe erhalten hatte. Südlich davon stand eine zweite russische Armeegruppe auf der Linie Nowo-Radomsk—Koniecpol—Pintschow österreichisch-ungarischen Truppen, denen schlesische


Wache auf dem Rathausturm einer belgischen Stadt.

Landwehr zugeordnet war, gegenüber, und endlich rückte eine dritte russische Streitmacht in Galizien und

im ungarischen Karpathengebiet gegen die österreichisch-ungarische Heeresabteilung vor, die bei Krakau durch deutsche Truppen verstärkt wurde.

Die Ausdehnung des Schlachtfeldes belief sich auf über 400 Kilometer. Generalfeldmarschall v. Hindenburg entschloß sich zu einem Frontalangriff auf die Nordgruppe des Gegners. In dreitägigem Kampf wurden die Russen zum Rückzug und zur Räumung von Lodz gezwungen. Neben der mit unwiderstehlicher Tapferkeit fechtenden Infanterie trug die schwere Artillerie wesentlich zu dem bedeutungsvollen Erfolg bei. Besonders zeichneten sich von der Infanterie westpreußische und hessisch-thüringische Regimenter aus. Der Führer der deutschen Truppen, General v. Mackensen, wurde für den herrlichen Sieg zum Generaloberst ernannt.

Die Verluste der Russen waren ungeheuer. Ihre Schützengräben waren buchstäblich mit Toten angefüllt. Bei der sofort aufgenommenen Verfolgung verloren sie 56 000 Gefangene, 300 Maschinengewehre und über 100 Geschütze.

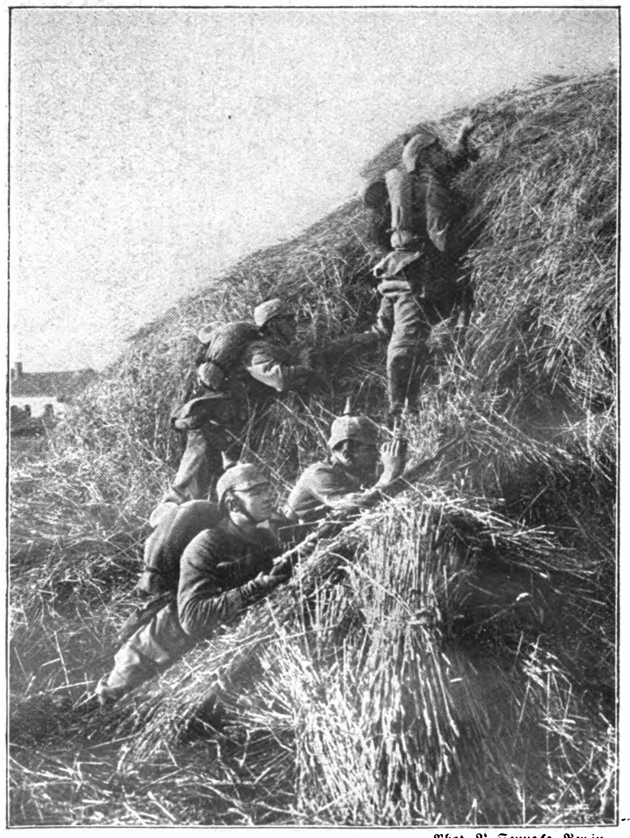
Unmittelbar darauf ergriff auch die österreichisch-ungarische Armee in Westgalizien die Offensive, drängte die Russen zurück und brachte daraufhin auch ihre Stellung in Südpolen ins Schwanken. Infolge der unermüdlichen Verfolgung fielen den Siegern 31 000 Russen in die Hände. Auf ihrem Rückzug faßten die Russen von neuem auf der Linie Rajbrot—Nowo-Radomsk—Piotrkow Fuß. Allein auch hier vermochten sie nur kurze Zeit Widerstand zu leisten. Piotrkow, eine Hauptstation der Warschau-Wiener Bahn und ein Knotenpunkt wichtiger Verkehrswege, wurde von dem Infanterieregiment Nr. 34 erstürmt, und Przedborz eroberte das Infanterieregiment Nr. 31.



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Deutsche Matrosen in den Dünen von Ostende.

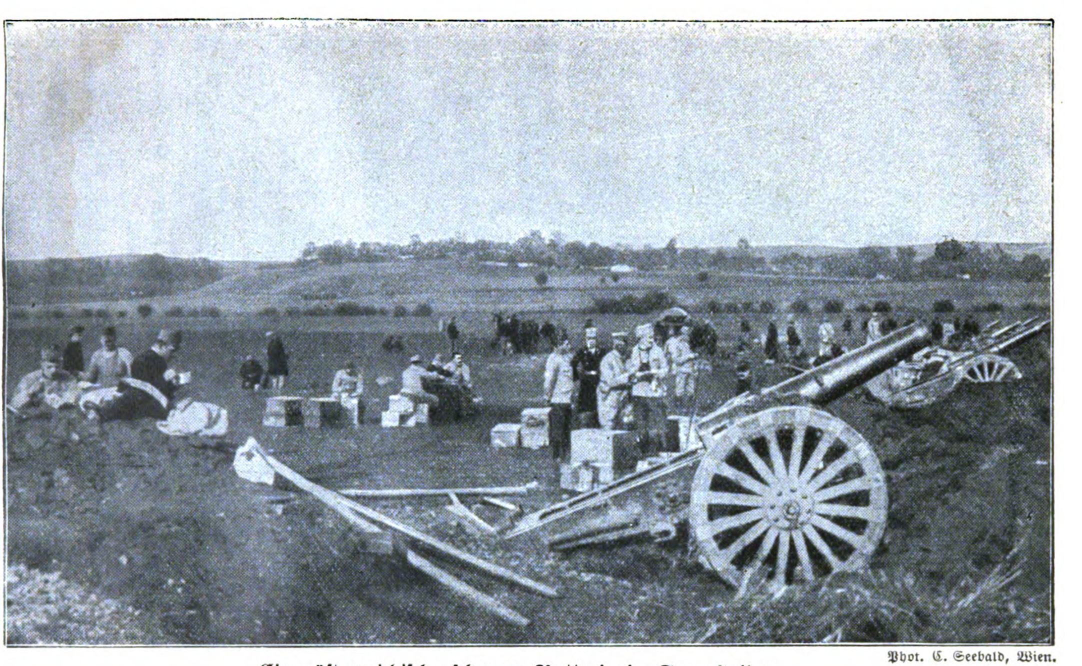
Der Südflügel der Russen, der sich noch in Westgalizien hielt, wurde durch die mehrtägige Schlacht



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Patrouille am Feind bei Bailly.

bei Limanowa von den vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in die Flucht getrieben. Unter den Mannschaften des deutschen



Phot. C. Seebald, Wien.

Eine österreichische schwere Batterie in Feuerstellung.

Truppenverbandes, der gleich nach seiner Ankunft ins Gefecht kam, befanden sich bis zu zwei Dritteln Freiwillige. Sie stürmten die befestigten Abhänge



Phot. Photothek, Berlin.

Deutscher Landsturmposten auf dem östlichen Kriegschauplatz in Winterausrüstung.

von Mordarka unweit von Limanowa mit wahrer Todesverachtung. Gegen 26 000 Russen wurden gefangengenommen.

Die in Polen nach der Eroberung von Piotrkow

und Przedborz vorrückende österreichisch-ungarische Armeeabteilung drängte die Russen über die Nida und gegen die Pilica zurück, während die deutschen Truppen im nördlichen Gebiet des Kampffeldes den

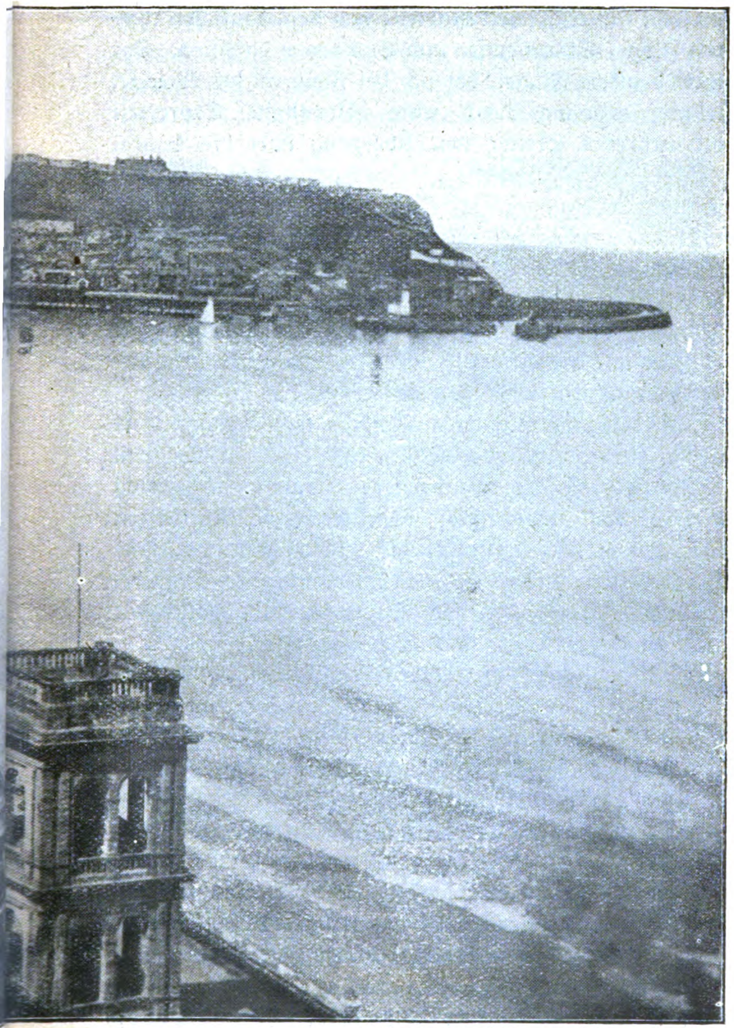


Nowy Swiat in Warschau.

Gegner in der Richtung auf Warschau einkreisten. Obwohl die Russen an der Rawka und Bzura vorbereitete Stellungen bezogen und ausgewählte Truppen, Garderegimenter und sibirische Regimenter, ins



Scarb


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin.

ugh.

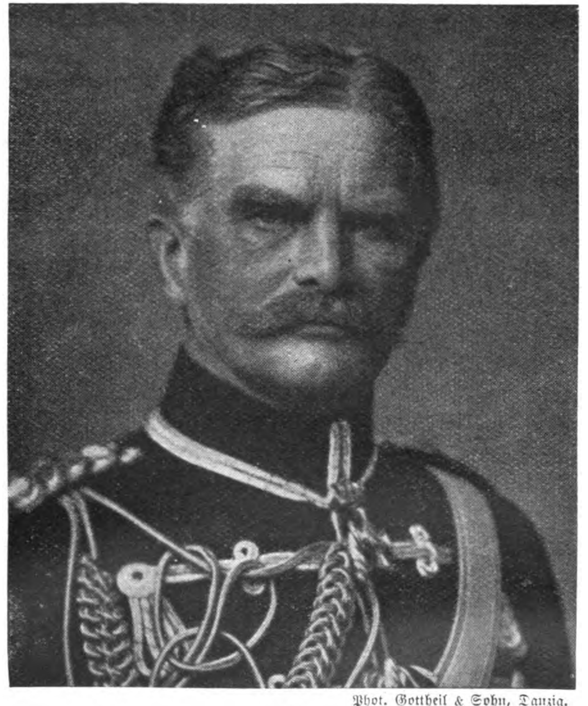
Gefecht führten, wurden ihnen von dem deutschen rechten Flügel Skierniewice und Sochaczew entrissen. Der linke deutsche Flügel, der sich bei Ilow an die Weichsel lehnte, erzwang durch seine heldenhafte Tapferkeit an mehreren Stellen den Übergang über die Bzura.

Die um Warschau zusammengezogenen russischen Truppen vergingen sich gegen die Bevölkerung in rohester Weise. In Groicy und Grodzisk jagten sie einfach die Bewohner aus ihren Behausungen heraus, so daß sie, ihrer Habe beraubt, nach Warschau flüchten mußten, wo alle Geschäfte ruhen, Kohlenmangel herrscht und die armen Bevölkerungsteile unter Krankheiten und Entbehrungen aufs schwerste leiden.

In den Operationen in Serbien trat bedauerlicherweise ein schmerzlicher Rückschlag ein. Teils weil Truppen nach Polen abgegeben waren, teils weil die Serben unvermutet bedeutende Verstärkungen herangeholt hatten, mußte die österreichisch-ungarische Heeresgruppe nach ihrem ruhmwürdigen Sieg bei Valjewo zurückgehen, was dann weiterhin auch die Räumung von Belgrad zur Folge hatte.

Die deutsche Flotte hat abermals von ihrer Tatkraft und Tüchtigkeit eine glänzende Probe abgelegt. Trotz der Verseuchung der Nordsee mit englischen Minen, trotz des Nebels und trotz der Gefahr, auf einen übermächtigen Feind zu stoßen, wagte es eine Flotteneinheit, 600 Kilometer zu durchfahren und auf einer 65 Kilometer langen Strecke der englischen Ostküste die Seeplätze Hartlepool, Whitby und Scarborough zu beschießen. In Hartlepool wurden die Küstenbatterie zum Schweigen gebracht, die Gasanstalt zerstört, das Ostviertel schwer beschädigt und eine große Anzahl von Bewohnern verletzt und getötet. In Whitby wurde die Küstenwacht- und Signalstation zerstört.

In Scarborough wurden die Feuertürme und die Häuserreihe am Hafen durch die Beschießung arg mitgenommen. Von vier englischen Torpedobootszerstörern, die die deutschen Kreuzer bei der Annäherung



Phot. Gottheil & Sohn, Danzig.

Generaloberst v. Mackensen.

an die Küste angriffen, wurde der eine vernichtet, ein anderer kam in schwer beschädigtem Zustand aus Sicht. Später wurde noch ein dritter Torpedobootszerstörer versenkt. Die deutschen Schiffe erhielten zwar einige Treffer, doch verursachten diese nur geringen Schaden.

— Durch ein Unterseeboot wurde das Linienschiff „Formidable“ im Kanal unweit von Plymouth vernichtet.

Auf einen ähnlich ehrenvollen Erfolg kann die Marine Österreich-Ungarns zurückblicken. Die Strandbatterien von Pola brachten das französische Unterseeboot „Curie“, das eine Wasserverdrängung von 550 Tonnen besaß und mit sieben Torpedorohren ausgerüstet war, zum Sinken, und das Unterseeboot 12, das vom Linienschiffsleutnant Lerch befehligt wurde, griff ungeachtet des hohen Seegangs in der Straße von Otranto die aus 16 Schlachtschiffen bestehende französische Flotte an, indem es auf das Flaggschiff „Courbet“, das außer mit mittlerem Geschütz mit zwölf 30,5-Zentimeter-Geschützen bestückt war und eine 1100 Mann starke Besatzung trug, zwei Torpedoschüsse abgab. Die in Verwirrung geratene französische Flotte trat schleunigst den Rückzug an; das Flaggschiff sank später vor Valona.

Dagegen verlief der englische Vorstoß gegen die Elbmündung völlig wirkungslos. Vier von Torpedobootszerstörern und Tauchbooten begleitete Wasserflugzeuge warfen in der Nähe von Cuxhaven Bomben ab, ohne Schaden anzurichten. Unter Feuer genommen, ergriffen sie die Flucht. Die deutschen Luftschiffe und Flugzeuge, die zur Abwehr ausschwärmten, erzielten mit ihren Bomben auf zwei Zerstörern und einem Begleitschiff mehrere Treffer. Alle vier englischen Wasserflugzeuge versanken später in der Nordsee. Drei Flieger wurden von den englischen Tauchbooten gerettet, der vierte wurde von einem Handelsdampfer an Bord genommen.

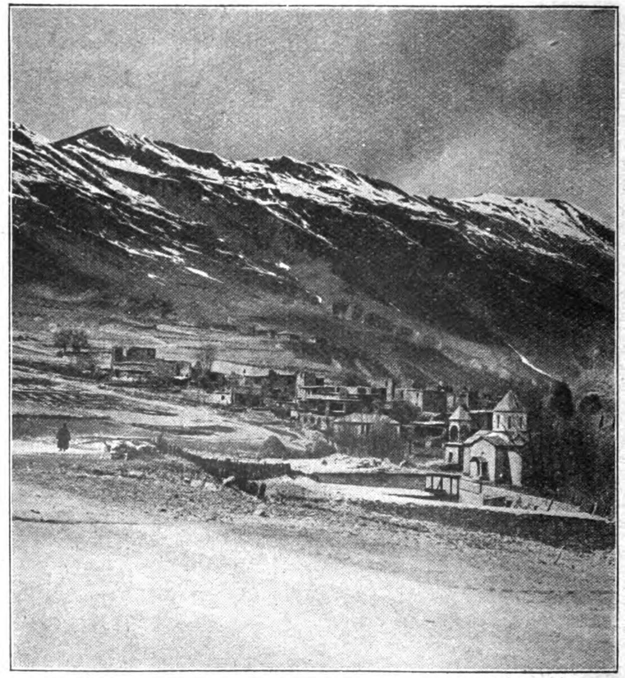
Die Türkei kann an ihren verschiedenen Fronten befriedigende Fortschritte verzeichnen. Die Höhen,



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Lager österreichisch-ungarischer Truppen in Serbien.

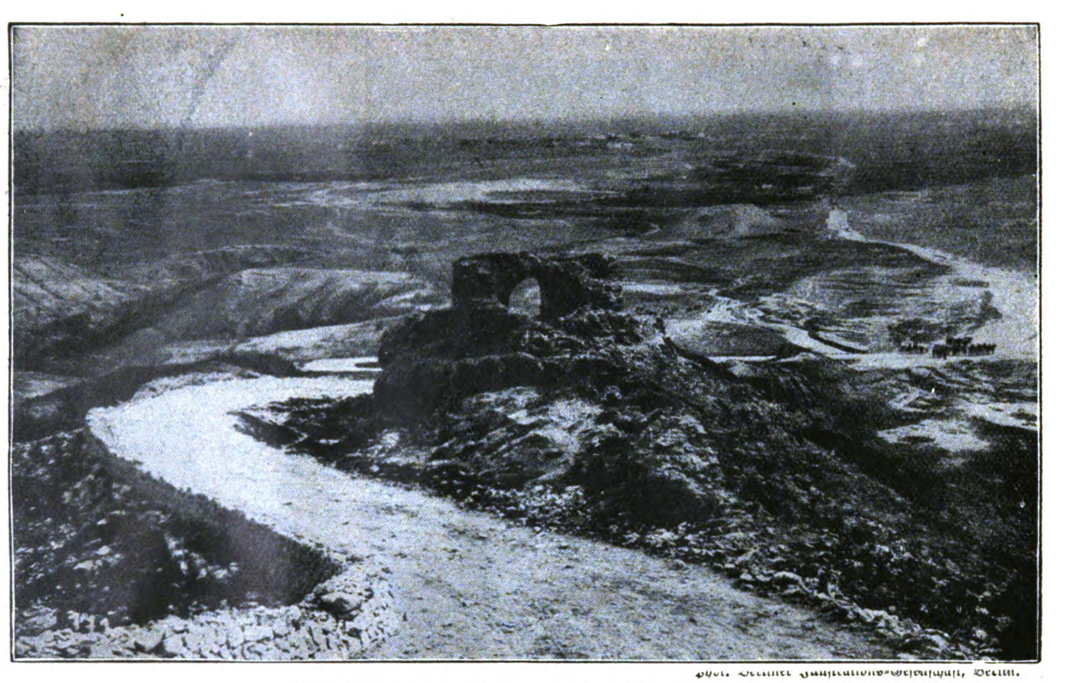
die Batum, den wichtigen Handelsplatz am Schwarzen Meer, beherrschen, gelangten in ihren unbestrittenen Besitz. Im Kaukasus begannen die türkischen Truppen an der Grenze des Wilajets Wan den Vormarsch und



Phot. O. Reetz, Lehe i. H.

Mlety im Kaukasus.

erstürmten russische Stützpunkte. Ebenso wurde der Angriff über Köpriköj vorgetragen. Am Südufer des Urmiasees in Persien schlug die türkische Kavallerie, die von persischen Stämmen unterstützt wurde, die Kosaken vollständig und verfolgte sie in der Richtung auf Urmia. Ferner rückten die Türken siegreich gegen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin.

Eine türkische Heerstraße auf der Sinaihalbinsel.

Kotur, die von den Russen besetzte persische Grenzfestung, vor und eroberten die die Stadt umschließenden Höhen. Der in der Umgebung Koturs seßhafte persische Stamm Hadschi Ilchani, der über 12 000 Krieger



Leipziger Presse-Büro.

Eingang zum Suezkanal bei Port Said.

verfügt, schloß sich den Türken an, obgleich ihn die Russen durch Bestechungen für sich zu gewinnen versucht hatten.

Auch sonst sind die mohammedanischen Stämme der Ausrufung des Heiligen Krieges gefolgt und haben sich auf die Seite der Türkei gestellt. Der Araberhäuptling Ibn Soud hat eine Streitmacht von 6000 Reitern ausgerüstet, die in Bassora zu dem türkischen Heer stieß. Er selbst will mit seiner Hauptmacht nach dem Yemen abrücken. Desgleichen hat

ein zweiter arabischer Häuptling, Nedschd Ibn Reschid, der Türkei seinen Stamm als Hilfstruppe ins Feld geführt.

Ein furchtbarer Schlag wird den Engländern versetzt werden, wenn es den Türken gelingt, sich Ägyptens zu bemächtigen und den Suezkanal für den Verkehr nach Indien zu unterbinden. Zwischen der asiatischen Türkei und dem Nilland erstreckt sich die Sinaihalbinsel und die Wüste et Tih, ein Gebiet, das die doppelte Größe wie Bayern besitzt, aber nur höchstens 20 000 Bewohner zählt. Die Schwierigkeit des türkischen Vordringens liegt in der Unwirtlichkeit des Geländes, die der Verpflegung der Truppen große Hindernisse bereitet. Die Entfernung des Suezkanals bis zur türkischen Grenze beträgt ungefähr 150 Kilometer, und von dort bis Jerusalem sind es nochmals 150 Kilometer. Allerdings nähert sich die Bahnlinie Damaskus—Mekka dem Suezkanal stellenweise bis auf etwa 200 Kilometer. Die türkische Hauptarmee ist unter dem Befehl von Dschemal Pascha bereits von Damaskus aufgebrochen. Da Dschemal Pascha von deutschen Offizieren beraten wird, ist zu hoffen, daß der Angriffsplan erfolgreich durchgeführt wird.

Die türkische Vorhut, die vornehmlich aus irregulärer Reiterei besteht, hat schon El Arisch, die an der Küste des Mittelmeeres gelegene Hauptstadt der die Sinaihalbinsel umfassenden ägyptischen Provinz, besetzt und außerdem den Engländern bei El Kantara am Suezkanal ein siegreiches Gefecht geliefert.

Aller Voraussicht nach wird sich der türkische Stoß zuerst auf Port Said, den Ausgangspunkt des Suezkanals am Mittelländischen Meer, richten. Der künstlich geschaffene Hafen Port Saids wird durch zwei riesige Wellenbrecher geschützt. Er besitzt eine Tiefe

von 8—10 Metern, kann aber nur durch beständige Baggerungen vor Versandung bewahrt werden. Das Stadtbild ist bei der völligen Baumlosigkeit und der Jugend des Ortes, der seine Entstehung und sein schnelles Wachstum allein der Bedeutung des Suezkanals verdankt, sehr reizlos.

Unter den Baulichkeiten fällt der sich im Norden am Kanal und Meergestade erhebende Leuchtturm besonders in die Augen, der bei einer Höhe von 53 Metern sein elektrisches Licht auf 37 Kilometer in der Runde aufleuchten läßt. Eine Eisenbahn verbindet Port Said über Ismailije mit Kairo, wo die Engländer ihre Truppen zusammengezogen haben.



Vor feindlichen Kreuzern

Eine Kriegsfahrt über den Atlantischen Ozean

Von A. Oskar Klaußmann

(Nachdruck verboten)

Wir waren an Bord des Hamburger Dampfers „Bahia“, Kapitän Mertens, eine sehr fidele Gesellschaft, als wir Ende Juli 1914 uns auf die Fahrt nach Buenos Aires machten. Das Schiff hatte sehr viele Passagiere an Bord, besonders die erste Kajüte war dicht besetzt mit Reisenden, die nach Madeira und den Azoren wollten. Auch nach Buenos Aires sowie anderen Häfen der südamerikanischen Ostseite waren viele Passagiere eingeschrieben; fast ausnahmslos Deutsche, einige Italiener, Holländer, Schweden. Unter den Deutschen befand sich ein Oberst, der in diplomatischer Mission von Berlin nach Buenos Aires ging. Das Wetter war herrlich, die See spiegelglatt, und nach den Angaben der Wetterwarte hatten wir auch für die nächsten Wochen gutes, beständiges Wetter zu erwarten.

Als wir von Hamburg abfuhren, sah es in der Politik etwas ungemütlich aus; aber daran war man in den letzten Jahren gewöhnt. Man befand sich ja eigentlich beständig in einer gewissen nervösen Aufregung wegen Ausbruchs eines europäischen Krieges. Österreich-Ungarn hatte an Serbien ein Ultimatum gestellt, und man erwartete allgemein, daß Serbien sich fügen würde; war doch das, was Österreich-Ungarn von ihm verlangte, durchaus nicht unbillig. Wir blieben noch zwei Tage mit Deutschland in Verbindung durch die drahtlose Telegraphie, erfuhren aber aus der Bordzeitung, die nach diesen drahtlosen Depeschen jeden Morgen gedruckt wurde, nichts Aufregendes.

Vor dem Hafen von Vigo wehte auf dem Wachtschiff die gelbe Flagge zum Zeichen, daß der Hafen verseucht sei. Wir durften nicht einlaufen und gingen

direkt hinunter nach Lissabon. Hier fanden wir die Stadt in großer Aufregung. Ununterbrochen wurden Extrablätter ausgerufen, aus denen hervorging, daß zwischen Rußland und Österreich-Ungarn sowie Deutschland der Krieg unmittelbar bevorstände; auch vom Eingreifen Frankreichs sprach man. Wir wandten uns an die deutsche Vertretung in Lissabon, um zu erfahren, was an den Gerüchten Wahres sei, und erhielten die Nachricht, amtlich sei durchaus nichts bekannt. Die Lissaboner Zeitungen machten viel in Sensation, sie waren fast ausnahmslos deutschfeindlich, und wenn sie eine Nachricht bringen konnten, die ungünstig für Deutschland war, fragten sie nicht erst lange, ob es sich um Wahrheit oder Dichtung handelte.

Wir setzten von Lissabon, wie üblich, unseren Kurs auf Madeira, wo die meisten Reisenden aussteigen wollten, auch diejenigen, die für die Azoren bestimmt waren, um von Funchal aus nach den Azoren überzusetzen. Natürlich drehten sich jetzt alle unsere Gespräche um den Krieg; aber wir hatten uns bald beruhigt.

In der zweiten Nacht, seit wir Lissabon verlassen hatten, saßen wir im Rauchzimmer der ersten Kajüte, als der Zweite Offizier ins Rauchzimmer trat und uns mit einer Entschuldigung erklärte, es müßten auf Befehl des Kapitäns sämtliche elektrischen Lichter verlöscht werden.

Wir waren sehr erstaunt über diese Mitteilung. Auf unsere stürmischen Fragen vermochte uns indes der Offizier keine Auskunft zu geben; er zuckte nur die Achseln und sagte, es sei Befehl des Kapitäns. Wir traten aus dem Rauchzimmer auf das oberste Deck, über dem sich auch die Kommandobrücke befindet, und sahen zu unserem Erstaunen, daß auch die Positions-

lichter gelöscht waren, die jeder Dampfer in Fahrt führen muß: rechts an Steuerbord das grüne, links an Backbord das rote Licht und vorn in halber Höhe des Mastes ein weißes.

Einer von uns, der mit dem Kapitän näher bekannt war, stieg auf die Brücke hinauf, wo der Kapitän selbst das Kommando übernommen hatte. Auch das war auffallend; denn nur bei sehr schwerem Wetter und bei gefährlichem Fahrwasser pflegt der Kapitän selbst das Kommando zu übernehmen.

Der Kapitän war sehr ernst. „Wir haben durch Zufall ein drahtloses Telegramm aufgefangen," sagte er, „das nicht für uns bestimmt war, sondern anscheinend an einen anderen deutschen Dampfer ging, und das ungefähr besagte: ‚Flüchte dich sofort in den nächsten neutralen Hafen. Auch England hat Deutschland den Krieg erklärt, englische Kreuzer sind in der Nähe.' Diese Warnung haben wir uns ebenfalls zunutze gemacht, und um einem englischen Kriegschiff nicht direkt in den Rachen zu laufen, habe ich die Lichter löschen lassen. Wir fahren weiter bis in die Nähe Madeiras, müssen aber dann den Morgen abwarten, weil das Fahrwasser zu unsicher wird. Wir haben jedoch zu gewärtigen, daß wir im Angesichte Funchals von einem englischen Kreuzer aufgebracht werden, wenn sich die Nachricht wirklich bestätigt, daß wir im Kriege mit England sind."

An Schlaf dachte natürlich niemand mehr.

Gegen Morgen stoppte der Dampfer und trieb mit ganz langsam arbeitender Maschine auf Funchal zu, wo wir gegen elf Uhr vormittags auch glücklich landeten. Das sonst so stille Funchal, der Ort der Ruhe und des Vergnügens, befand sich in ungeheurer Aufregung. Eine große Menge von Portugiesen zog, die Marseillaise

singend, durch die Straßen und bekundete ihre Freundschaft für Frankreich und England. Die Extrablätter der Zeitungen verkündeten, daß sämtliche europäischen Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hätten. Auch von einem Überfall der englischen Flotte auf Hamburg waren bereits Meldungen vorhanden.

Der größte Teil dieser Nachrichten erwies sich auf den ersten Blick als übertrieben oder frei erfunden. Aber auf dem deutschen Konsulat wurde uns doch mitgeteilt, daß in der Tat Frankreich, Rußland und England sich im Kriege gegen Deutschland und Österreich-Ungarn befänden.

Kapitän Mertens mußte sich entscheiden, was er zu tun beabsichtigte. Die Ladung des Schiffes hatte einen Wert von mehreren Millionen Mark. Er mußte außerdem die Verantwortung für Leben, Sicherheit und Privateigentum der Passagiere übernehmen, wenn er mit ihnen weiterfahren wollte. In solchen Augenblicken kommt ein Schiffskapitän in eine schwierige Lage, besonders wenn es gilt, sich rasch zu entscheiden. Blieb die „Bahia" in Funchal liegen, so war sie in Sicherheit, aber auch für die ganze Dauer des Krieges, die ja gar nicht abzusehen war, außer Tätigkeit gesetzt. Die Waren, die für Buenos Aires bestimmt waren, verdarben, das Passagiergeld mußte an die Fahrgäste zurückgezahlt werden, und die „Bahia" mußte abrüsten. Der Kapitän, die Offiziere und die Mannschaften blieben auf Madeira durch die Portugiesen festgehalten. Wagte aber Kapitän Mertens die Weiterfahrt, so bestand die Gefahr, daß er von einem englischen Kreuzer aufgebracht wurde, daß dieser das Schiff in Grund und Boden schoß und mit der wertvollen Ladung versenkte. Es war außerdem zu befürchten, daß beim Zusammenstoß

mit feindlichen Kriegschiffen die Fahrgäste, die Besatzung und die Offiziere an Leib und Leben Schaden litten, Offiziere und Mannschaften in Kriegsgefangenschaft gerieten und die Fahrgäste wahrscheinlich um den besten Teil ihres Privateigentums kamen, wenn sie Hals über Kopf das Schiff verlassen mußten.

Nun war Kapitän Mertens aber natürlich nicht der Mann der blassen Furcht. Gehörte er doch als Offizier der deutschen Marine der Seewehr an, und nach seinem Geschmack war es nicht, sich im Hafen von Funchal feige zu verkriechen.

Er hielt mit den männlichen Passagieren im Speisesaal der ersten Kajüte eine Beratung und erklärte: „Meine Herren, ich fahre weiter. Ich kenne den Atlantischen Ozean, besonders den Weg nach Südamerika, so genau wie meine Tasche. Wie Sie wissen, verfolgen alle Schiffe derselben Linie verabredetermaßen stets den gleichen Weg, schon um sich unterwegs zu helfen, wenn einem ein Unglück begegnen sollte. Sie sehen hier auf der Karte, die Schiffahrtstraße von Madeira nach Buenos Aires geht erst südöstlich, dann südlich und dann wieder südöstlich über die Häfen Bahia, Rio de Janeiro und Montevideo nach Buenos Aires. Diese Route werde ich nicht einhalten, denn wenn feindliche Kreuzer unterwegs sind, ist anzunehmen, daß sie gerade auf dieser Strecke auf der Lauer liegen, weil ihnen hier die meisten Schiffe in die Hände laufen müssen. Ich werde einen anderen Weg nehmen. Ich werde erst weiter nach Westen gehen und dann außerhalb der großen Verkehrsstraße den Weg nach Südosten suchen. Die Fahrt ist nicht ungefährlich. Ich kann keinen von den Passagieren zwingen, mitzukommen, will auch niemand zureden, und wer hier in Madeira bleiben will, kann sogar die Differenz des Passagegeldes, das bereits

für die südamerikanischen Häfen bezahlt ist, zurückerhalten. Ich mache indes darauf aufmerksam, daß besonders für die Deutschen von Madeira aus kein Fortkommen möglich sein wird. Wie mir unser Konsul mitteilte, geht allerdings morgen ein kleiner Dampfer mit sämtlichen deutschen Reservisten nach Lissabon. Ich vermute aber, die tapferen, begeisterten deutschen Reservisten werden nicht an Ort und Stelle kommen, sondern französischen oder englischen Kreuzern in die Hände fallen. Die Bevölkerung Madeiras ist nicht deutschfreundlich, sondern eher deutschfeindlich, und die Verhältnisse werden hier bei der weiteren Dauer des Krieges für die Deutschen recht ungemütlich werden. Wer also wagemutig genug ist, komme mit mir. Was in meinen Kräften steht, um Schiff, Ladung und Passagiere glücklich in einen südamerikanischen Hafen zu bringen, soll geschehen. Wenn wir bis Rio de Janeiro kommen, ist uns allen geholfen; dann können Passagiere und Güter mit der Eisenbahn weiterbefördert werden."

Die Entschlossenheit des alten, bewährten Kapitäns teilte sich den Passagieren mit, und sämtliche Insassen der ersten und zweiten Klasse, die nicht die Dienstpflicht ins Vaterland zurückrief, beschlossen, die Fahrt nach Buenos Aires fortzusetzen. Es gab doch einmal eine Abwechslung in dem Einerlei des Lebens und wahrscheinlich eine ganze Anzahl aufregender Stunden.

Es handelte sich nun darum, so rasch wie möglich die Fahrt anzutreten, ehe der Kaperdienst der englischen und französischen Kreuzer eingerichtet war. Wir nahmen Kohlen ein, so viel die Bunker fassen wollten, denn von dem Vorrat hing das Gelingen unserer Fahrt ab, und noch am Nachmittag gingen wir aus dem Hafen von Funchal heraus und fuhren mit voller Kraft davon.

Je rascher wir aus der sogenannten Schiffstraße herauskamen, desto besser waren die Aussichten auf das Gelingen unserer Fahrt.

Am Abend trafen wir einen deutschen Dampfer und signalisierten mit ihm. Wir teilten dem sehr überraschten Kapitän mit, es sei Krieg, wovon der Mann noch nichts wußte, und fragten, ob er englische oder französische Kreuzer gesehen habe. Der Dampfer kam von St. Thomas und hatte feindliche Schiffe nicht beobachtet. Wir rieten dem Schiffe dringend, kehrtzumachen oder Tenerife anzulaufen, da es sonst unfehlbar in die Hände des Feindes fallen würde. Von Eintritt der Dunkelheit an verlangsamte die „Bahia“ ihre Fahrt, denn wir fuhren ohne Lichter. Es war das durchaus notwendig, denn ein vollbeleuchteter großer Passagierdampfer ist auf sehr weite Entfernung bei Nacht zu sehen.

Am nächsten Morgen teilte uns der Kapitän bereits mit, daß wir aus der gewohnten Schiffstraße heraus seien, und das zeigte sich auch daran, daß wir gar keinen Schiffen mehr begegneten. Es war günstiges Wetter, es konnte mittags regelmäßig mit großer Sorgfalt das Besteck genommen, das heißt der Standort des Schiffes mit Hilfe der Sonnenbeobachtung festgestellt werden, und das war von Wichtigkeit, denn wir befanden uns in dem Gebiet des Atlantischen Ozeans, in dem verschiedene Strömungen einwirken, die die Schiffe oft weiter versetzen, als nach den sorgfältigsten Messungen glaublich erscheint.

Am sechsten Tage begegneten wir einem Dampfer, der, wie sich später herausstellte, von Martinique kam. Es war ein französisches Schiff, kleiner als unser Dampfer und unfehlbar ein Handelschiff, so daß wir auch unsere deutsche Flagge zeigten. Das Schiff hatte

keine funkentelegraphische Einrichtung, sondern verkehrte durch internationale Signale mit uns, und auf unsere Frage: „Was gibt es Neues?“ erhielten wir die unverschämte Antwort: „Die Russen und die Franzosen sind in Berlin. Der Kaiser von Deutschland ist als Gefangener auf dem Wege nach St. Helena*). Es ist Friede geschlossen, ihr braucht euch vor den Kreuzern nicht mehr zu fürchten.“

Kapitän Mertens war wütend über diese Nachricht. „Hätte ich eine Kanone an Bord,“ sagte er, „ich bohrte den frechen französischen Lümmel in den Grund. Ich hoffe nur, der Strolch begegnet nicht feindlichen Kreuzern, um sie auf uns aufmerksam zu machen. Ich werde der Sicherheit halber aber doch den Kurs ein wenig nach Westen setzen.“

Am zehnten Tage begegnete uns ein amerikanischer großer Dampfer, mit dem wir funkentelegraphisch in Verbindung traten, und den wir um Nachrichten baten. Der Amerikaner erwies sich als sehr liebenswürdig, denn er funkte zu uns herüber: „Wir können euch keine günstigen Nachrichten geben. In der Nordsee hat eine große Seeschlacht stattgefunden, in der die deutsche Flotte zum größten Teile vernichtet worden ist. Die englische Flotte bombardiert Hamburg. Die Russen und die Franzosen sind im Vormarsch auf Berlin. Dort herrscht Revolution und Hungersnot. Nehmt euern Kurs nicht auf die Bahamainseln; dort und bei den Antillen wimmelt es von französischen und englischen Kreuzern, die anscheinend vor allem auf Beute im Nordatlantischen Ozean rechnen. Wenn ihr nach Süden geht, könnt ihr ihnen eher entkommen.“

*) Wörtlich wahr. Diese Nachricht war in ganz Nord-, Mittel- und Südamerika um jene Zeit als durchaus sicher und feststehend verbreitet.

Die Nachricht, die wir von dem amerikanischen Dampfer erhielten, wurde von ihm wahrscheinlich auch für wahr gehalten, denn die Engländer hatten geflissentlich die ungünstigsten Nachrichten über den Stand des Krieges in ganz Nord-, Mittel- und Südamerika verbreitet.

Die Mitteilungen klangen ja recht ungünstig; aber wir sagten uns doch, daß sie höchstwahrscheinlich stark übertrieben seien. Daß die englische Flotte Hamburg bombardieren sollte, war geradezu ein Unsinn. Das Fahrwasser der Elbe ist nicht derartig, daß englische Kriegschiffe von See her bis in die Nähe von Hamburg gelangen konnten. Ganz ausgeschlossen war das, wenn die Seezeichen und die Fahrwassermarkierungen entfernt waren. Daß aber von Kuxhaven aus Hamburg, das so viele Meilen im Binnenlande liegt, von den Engländern nicht bombardiert werden konnte, war selbstverständlich. Wir sagten uns also, daß wohl auch die anderen Nachrichten übertrieben seien.

Der Rat des Nordamerikaners, nach Süden zu gehen, war aber jedenfalls sehr wertvoll. Es war das ja auch die Absicht unseres Kapitäns. Wir nahmen also Kurs auf die Nordküste von Südamerika, ungefähr in der Richtung auf den Hafen von Pará. Da wir uns aber dadurch wieder bedenklich Cayenne näherten, wo jedenfalls französische Kreuzer schon zur Deckung der dortigen Strafkolonie lagen, hielten wir in der nächsten Nacht mehr nach Südost.

Leider wurde gegen Morgen das Wetter sehr schlecht. Wir hatten einen Tornado, der von Land her kam, mit furchtbarem Gewitter und Regengüssen, und wurden sehr stark aus dem Kurse herausgetrieben. Am nächsten Tage war es nicht möglich, die Sonnenhöhe aufzunehmen, und wir wußten also nicht, wo wir uns

befanden. Das vermehrte die Gefahr, in der wir schwebten, denn wir konnten leicht an der brasilianischen Küste scheitern. Kapitän Mertens ging daher geradeaus nach Osten.

Der nächste Morgen brachte Nebel, dicken Nebel, in dem man kaum über die Hälfte der Schiffslänge hinwegsehen konnte. Dieser Nebel schützte uns zwar vor feindlichen Kreuzern, legte uns aber fest, denn wir konnten es nicht wagen, weiterzufahren, weil wir nicht wußten, wo wir uns befanden. Mit ganz langsam arbeitender Maschine trieben wir nach Süden und gaben keine Nebelsignale. Wir mußten uns, wenigstens nach unserer Ansicht, in einer Gegend befinden, wo es wenig Schiffsverkehr gab, und unsere Nebelsignale hätten höchstens feindliche Schiffe herbeilocken können.

Es ist merkwürdig, wie nebliges, unsichtiges Wetter auch die Stimmung beeinflußt. So katzenjämmerlich wie in den jetzt folgenden beiden Nebeltagen war uns noch nie zumut gewesen. Ein großer Teil von uns bedauerte es jetzt wahrscheinlich, nicht auf Madeira geblieben zu sein.

Endlich kam mit dem vollständigen Umschlag der Witterung auch der Umschlag der trüben Stimmung: der Nebel war verschwunden, es war klarstes Wetter, und der Ausguckposten hatte nachts im Süden ein Leuchtfeuer bemerkt. Das Mittagsbesteck ergab in der Tat, daß sich die Vermutungen des Kapitäns bestätigten: wir befanden uns in der Nähe von Pernambuco. Der volle Name dieses brasilianischen Hafens lautet: Recife de Pernambuco. Die Stadt liegt am östlichsten Punkt von Nordbrasilien. Die Ansteurung des Hafens ist sehr schwierig, da sich weite Korallenriffe vor dem Hafen erstrecken. Man kann, wenn man von Norden kommt, nur durch eine einzige Fahrrinne, und zwar nördlich

von dem brasilianischen Fort Picao, das Korallenrecife (Riff) passieren.

Die Nachrichten, die wir im Hafen empfingen, waren keineswegs günstig. Die englischen Lügen berichteten von dem vollkommenen Zusammenbruche des Deutschen Reiches und von glänzenden Siegen der Russen, Franzosen und Engländer.

Beim deutschen Konsul erfuhren wir auch nichts Gewisses, denn er war von allem Verkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten. Nur so viel konnte er uns mitteilen, daß die Nachricht, auch Schweden, Norwegen, Spanien, Griechenland, Rumänien und Portugal hätten den Krieg an Deutschland und Österreich-Ungarn erklärt, nicht wahr sei. Sehr merkwürdig war auch die Nachricht, die in den Zeitungen von Pernambuco zu lesen war, daß die Deutschen Brüssel eingenommen hätten. Wenn die Franzosen im Vormarsche auf Berlin waren, wie kamen dann die Deutschen nach Brüssel?

Es befanden sich aber auch, wie bereits erwähnt, mehrere Holländer an Bord der „Bahia". Diese wendeten sich an den holländischen Konsul, und der konnte ihnen mitteilen, daß er Nachrichten habe, nach denen es gar nicht so schlimm mit Deutschland stände. Im Gegenteil, Deutschland habe mit ein paar wuchtigen Schlägen die für uneinnehmbar geltenden Festungen Belgiens erobert, und die Deutschen seien im Vormarsch auf Paris. Die Russen ständen zwar in den östlichen deutschen Provinzen, würden aber dort aufgehalten. Irgend eine Seeschlacht zwischen England und Deutschland habe in der Nordsee noch nicht stattgefunden.

Das tröstete uns außerordentlich, und noch erfreulicher war die Nachricht, die der holländische Konsul seinen Landsleuten gab, daß sich augenblicklich keine feindlichen Kreuzer an der Nordküste Brasiliens be-

fanden. Die englischen und französischen Kreuzer jagten vor allem im Nordatlantischen Ozean, und von den Antillen her hatten sich die feindlichen Kaper in der Nähe der Bermudasinseln, die wir längst passiert hatten, auf die Lauer gelegt, um die nach Südamerika kommenden deutschen Schiffe abzufangen.

Ein Teil unserer Passagiere ging in Pernambuco an Land; sie hatten ja von hier aus Eisenbahnverbindung. Wir aber hatten zu Kapitän Mertens solches Vertrauen, daß wir beschlossen, an der Küste nach Süden und bis zu unserem Bestimmungsorte Buenos Aires zu gehen. Bekanntlich gilt das Fahrwasser in einer gewissen Entfernung von der Küste für neutral. Innerhalb dieses Fahrwassers konnte uns ein feindlicher Kreuzer nichts anhaben — das heißt, wenn er sich nach dem Völkerrecht richtete. Wir nahmen also unseren Weg nach Süden und kamen glücklich bis Montevideo, dem nördlich nahe von Buenos Aires gelegenen Hafen. Dort erfuhren wir, daß zwei französische Kreuzer in der Nähe seien, die vor Buenos Aires kreuzten, weil Argentinien sehr viel Schiffsverkehr mit Deutschland hatte.

Unser Vertrauen zu Kapitän Mertens war so fest, daß wir uns entschlossen, mit ihm nun auch noch bis Buenos Aires zu gehen. Wir ahnten nicht, daß der aufregendste Vorfall der ganzen Fahrt uns noch bevorstand. Wir hatten einen südamerikanischen Lotsen an Bord, der das Fahrwasser kannte, mußten aber trotzdem sehr langsam fahren, um nicht auf eine der dort sehr zahlreichen Klippen zu geraten.

Als der Morgen graute, waren wir in der Nähe des La Plata, an dessen Mündung Buenos Aires liegt. Der Ausguckposten aber meldete telephonisch von Süden her eine „Zementfabrik“.

Den ironischen Namen „Zementfabrik“ legte man

den französischen Kreuzern bei, weil diese so viele Schornsteine haben und man auch bei Zementfabriken sehr viele Schornsteine von den einzelnen Öfen sieht, in denen der Zement gebrannt wird.

Einer der Offiziere enterte bis zum obersten Ausguck hinauf und kam mit der Mitteilung herunter, es handle sich in der Tat um einen französischen Kreuzer. Er hatte deutlich gesehen, daß das Schiff „vorgeschuht“ war.

Die französische Marine hat nämlich in den letzten Jahren keine Fortschritte, sondern vielmehr Rückschritte gemacht, und zu den letzteren ist der Umbau vieler Kreuzer zu zählen, der so ungeschickt gemacht wurde, daß durch die vorgenommene Verlängerung die Geschwindigkeit der Schiffe stark vermindert wurde.

Auf diesen Umstand vertraute Kapitän Mertens, der jetzt den Kurs geradeaus auf Buenos Aires nahm und den ersten Ingenieur beauftragte, aus der Maschine herauszuholen, was er könne. Kohlen hatten wir noch genug; es war auch Öl an Bord, um schlimmstenfalls damit zu feuern und die Kessel zu höchster Leistungsfähigkeit anzutreiben. Die Gefahr, daß durch eine Kesselexplosion das Schiff in die Luft ging, mußte in den Kauf genommen werden.

Wir fuhren ohne Flagge, und unser Schiff war groß genug, um dem Ausguckposten auf dem französischen Kreuzer aufzufallen. Der Franzose nahm die Richtung auf uns, und zwar so, daß er uns die Einfahrt in den Hafen von Buenos Aires abschneiden konnte.

Das Kriegschiff war natürlich immer noch schneller als wir, und es handelte sich höchstens um eine halbe Stunde, die über das Schicksal unseres Schiffes entscheiden mußte.

Drüben auf dem französischen Kreuzer löste sich ein

Rauchwölkchen los, und bald darauf hörte man einen schwachen Knall. Der Kreuzer gab uns das Zeichen, die Flagge zu zeigen.

Das war der kritische Augenblick.

Jetzt hieß es aus unseren Kesseln herausholen, was irgend möglich war. Unser Dampfer keuchte förmlich vor Anstrengung — und wirklich, fast vor der Nase des Kreuzers gewannen wir das neutrale Fahrwasser und waren in Sicherheit.

Jetzt flog unsere deutsche Flagge in die Höhe, die von uns mit stürmischem Hurra begrüßt wurde.

Bald lagen wir wohlgeborgen im Hafen von Buenos Aires. Von dort aus gelang es den meisten von uns, die nach Europa zurück wollten, auf italienischen Dampfern und mit italienischen Pässen wieder nach Hause zurückzukehren.



Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Der Bohnenkuchen von St. Dizier. — Es besteht in manchen Gegenden der Brauch, am Dreikönigstage einen Bohnenkuchen zu backen, einen Kuchen, in dessen Teig eine Bohne eingeknetet wird. Nach dem Abendschmaus wird der Kuchen in so viele Teile zerlegt, als Gäste anwesend sind, und wer von diesen das Stück mit der Bohne erhält, wird zum „Bohnenkönig" ernannt. Alle übrigen bilden seinen Hofstaat. Beim Gesang lustiger Lieder und unter allerhand Späßen endet das Bohnenfest mitunter erst am frühen Morgen. Eine besondere Pflege hatte dieses Fest einst in Frankreich gefunden, woselbst vornehm und gering sich diesen Scherz machte. Sogar bei Hofe wurde es gefeiert, besonders glänzend unter dem Sonnenkönig. Von einem geschichtlichen Bohnenkuchen, der einst auch in Frankreich verspeist wurde, sollen diese Zeilen erzählen.

Der 22. August 1870 war für den Maire der Stadt St. Dizier ein heißer Tag. Die Preußen waren eingezogen und verlangten Quartier, was aber nicht ohne Schwierigkeiten verschiedener Art abging. Erst spät kam der Maire der Stadt zu sich selbst — aber nur auf ein halbes Stündchen, denn es klopft an die Tür seines Amtszimmers, und eine alte Dame mit silberglänzendem Haar tritt ein. Der Maire erkennt in dem späten Besuch Frau Varnier, die angesehenste und reichste Dame des Städtchens, und fragt nach ihrem Begehr.

Frau Varnier bat noch um einen Offizier zur Einquartierung, da sie statt der angesagten einundzwanzig nur zwanzig Offiziere bekommen habe. „Es liegt mir daran, die für mich bestimmte Zahl auch zu erhalten," bemerkte sie mit freundlichem Lächeln.

Der Maire versprach ihr einen Dragonerleutnant, der gegen sein schlechtes Quartier Beschwerde erhoben hatte.

Frau Varnier war eine hochbetagte Dame, eine Patrizierin der Stadt Dizier, eine Französin vom reinsten Wasser, aber — ihre angesagte Einquartierung wollte sie vollzählig haben, als die ersten Preußen einrückten.

Elf Zimmer konnte sie besetzen, zehn mit zwei Betten und eines mit einem Bett: machte einundzwanzig Mann, davon sollte und durfte ihr keiner fehlen. —

Am Abend hatten sich in dem großen Speisesaal des unteren Stockwerks ihres Palastes die zwanzig Offiziere eingefunden, um gemeinschaftlich das Mahl einzunehmen. Noch hatten die Herren nicht Platz genommen, als auch schon der Nachzügler eintrat und zu dem letzten Gedeck gewiesen wurde. Man setzte sich, Frau Varnier an die Spitze der Tafel, und das Essen war so gut, der Wein so vorzüglich, daß sich alle in Lobeserhebungen über die Aufnahme ergingen. Die Unterhaltung war keine kriegerisch gedrückte, sondern harmlos und heiter.

Schließlich bat die Hausherrin um eine teilweise Umquartierung, da sie nicht wisse, wer das Zimmer mit dem einen Bett in Beschlag genommen habe, was ihr nicht gleichgültig sei, da der Inhaber desselben sich einer seltenen Auszeichnung und Bevorzugung werde rühmen können und an sein Quartier in St. Dizier noch lange denken und mit Stolz davon erzählen werde. Da ein jeder gern gewußt hätte, worauf dies hinaus wollte, wurde die Neugier aufs höchste gespannt.

Frau Varnier reichte darauf einen großen Teller dar, auf dem ein Kuchen lag, und sagte: „Meine Herren, ich werde diesen Teller herumgehen lassen; auf ihm befinden sich genau einundzwanzig Kuchenstückchen. Eines derselben enthält eine Bohne; wer diese bekommt, wird Bohnenkönig und bezieht das bewußte Zimmer.“

Das Erstaunen der Offiziere steigerte sich von Minute zu Minute. Noch hatte der Teller seinen Rundgang nicht beendet, als Leutnant R., ein Reserveoffizier aus Pommern, frohlockend ausrief: „Die Bohne! Die Bohne!“ Man beglückwünschte ihn, man lachte, man scherzte über die nun zu erwartende Lösung des Geheimnisses.

Leutnant R. bezog also als Bohnenkönig sein Zimmer, wie auch die anderen Herren sich zurückzogen, um sich einmal gehörig auszuschlafen.

Am anderen Morgen wurde der Bohnenkönig natürlich von allen Seiten nach seinen Erlebnissen der Nacht befragt. Fast unwillig antwortete er, daß er in einer gewissen Erregung recht schlecht geschlafen, wüst geträumt, zuletzt noch seinen Revolver herausgesucht und vor das Bett gelegt habe.

Die nun um so gespannter erwartete Lösung kam beim Frühstück, wo die ganze Gesellschaft wieder um Frau Varnier versammelt war.

„Mein Herr," sagte sie heiter zum Leutnant R., „wie haben Sie denn diese Nacht in dem Zimmer verbracht, in dem vor siebenundfünfzig Jahren Ihr König Wilhelm als junger Prinz gewohnt hat? Im Jahre 1814 nämlich, als ich fünfzehn Jahre alt war, wurde König Friedrich Wilhelm III. mit vielen hohen Herren in diesem Hause einquartiert, und da kam eines Tages auch der junge Prinz Wilhelm mit noch einigen Offizieren und hat in dem bewußten Zimmer geschlafen. Er ist ein gar feiner, liebenswürdiger junger Herr gewesen, der durch sein einnehmendes Wesen einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat, und nicht für alle Schätze der Welt würde ich das Schriftstück herausgeben, das der so überaus freundliche Prinz mir zum Andenken hinterlassen hat. Der Prinz hatte St. Dizier schon verlassen, als meine Erzieherin plötzlich zu mir gestürzt kam und mir zurief, ich solle nur eilig ins Zimmer des Prinzen kommen und sehen, was der mir hinterlassen. — Kommen Sie, meine Herren, und sehen Sie sich das selbst an."

Die gesamte Einquartierung folgte in höchster Spannung der Hausherrin auf das Zimmer und wurde an ein Fenster geführt, dessen eine Scheibe deutlich die mit einem Diamant eingezeichneten Worte trug: „Je t'aime — Prince Guillaume." *)

Die Kunde von der Geschichte verbreitete sich mit Blitzesschnelle in St. Dizier bei den Offizieren, und alle kamen, um die Scheibe mit den Worten ihres Königs zu sehen. Bald rückten andere Truppen nach, die ebenfalls das Fenster sehen wollten.

Da wurde eines Tages auch das Große Hauptquartier angemeldet. Dem Wunsche der Frau Varnier, den König bei sich aufzunehmen, konnte zwar nicht entsprochen werden, jedoch war König Wilhelm erst wenige Stunden in St. Dizier, als er ohne jede Begleitung nach der Avenue de Nancy seine Schritte lenkte und bei Frau Varnier ohne förmliche Anmeldung ein-

*) „Ich liebe dich — Prinz Wilhelm."



trat und, von dieser sogleich erkannt, aufs ehrerbietigste empfangen wurde.

Der König erhob lächelnd den Finger und sagte: „Aber, Angélique, Sie haben ja geplaudert! Ich bin jetzt im Munde aller meiner Offiziere!“

„Verzeihen, Majestät!“ erwiderte die alte Dame, „mein Herz strömte in alter Erinnerung über, als die ersten Preußen hier einkehrten.“

„Nun,“ sagte der König gütig, „ich hoffe, meine Offiziere werden mir meine Knabenliebe nicht übel deuten, vergessen habe auch ich sie nicht!“ C. Sch.

Ein berühmtes Schlachtroß. — Der Herzog Karl Friedrich von Württemberg, der unter Prinz Eugen von Savoyen gegen die Türken kämpfte, nahm einst vor einer Schlacht die damals übliche Herausforderung zum Zweikampf mit einem türkischen Pascha an. Im Angesicht der beiden Heere entspann sich der Kampf, und beide Gegner fochten mit wahrer Todesverachtung. Beim dritten Gang entwaffnete der Herzog den Türken, aber da sich dieser tapfer geschlagen hatte, schenkte ihm der Herzog das Leben und nahm ihm nur seine Waffen und sein prächtiges Pferd ab.

Im deutschen Lager war man indes mit der Begnadigung des Türken nicht einverstanden, denn die Feinde gewährten damals keinem Gefangenen Schonung, und so geriet der Herzog mit dem Prinzen Eugen in Streit und verließ das Heer, um nach Württemberg zurückzukehren; der Türke und dessen Roß folgten ihm als Begleiter.

Als im Jahre 1692 der Krieg mit Frankreich ausbrach, zog der Herzog Karl Friedrich mit seinem Bruder Ludwig wieder ins Feld. Am 10. September kam es bei Maulbronn zur Schlacht, aber die Württemberger wurden geschlagen. Der Herzog hatte gerade den Türken mit Nachrichten an seinen Bruder abgeschickt, als er gefangen genommen wurde. Wie nun der Türke in das Quartier des Prinzen Ludwig kam, war auch dort die Sache der Württemberger verloren und der Prinz von den Feinden hart bedrängt. Tollkühn stürzte sich der Pascha in die Reihen der Franzosen und rettete den

Prinzen Ludwig aus der Gefangenschaft. Er selbst aber bezahlte seine Treue mit dem Leben.

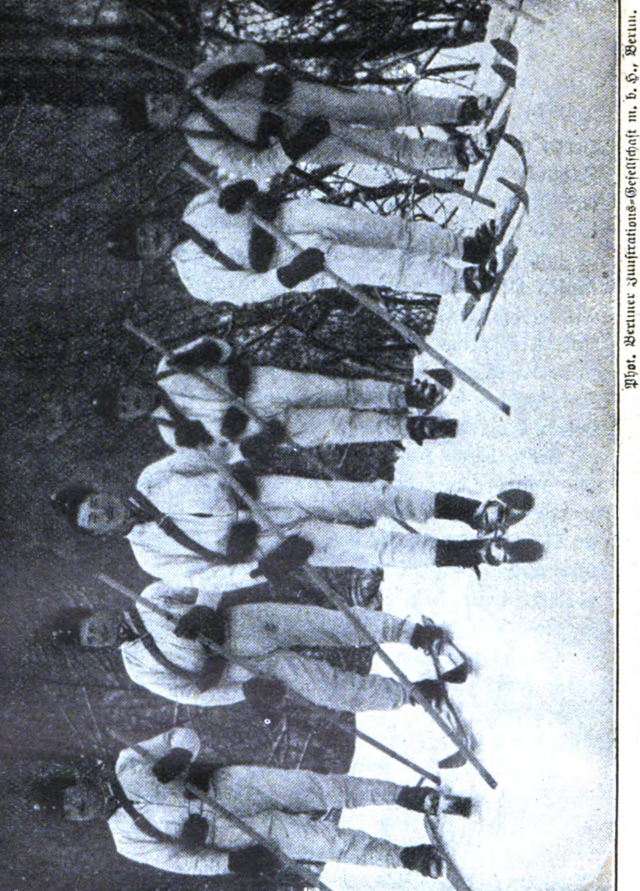
Das türkische Schlachtroß, das der Herzog geritten hatte, nahm ein französischer Offizier als Beute, doch kaum hatte er sich in den Sattel geschwungen, als das edle Tier, das seinen Herrn wohl kannte, den Reiter abwarf und samt Sattel und Zaum davongaloppierte. Sechs Tage nach der Schlacht erschien das Pferd vor dem Stadttor in Stuttgart. Der Turmwächter, der die Hufschläge gehört hatte, glaubte, ein Reiter begehre Einlaß, und fragte daher nach seinem Namen und seiner Herkunft. Als er aber nur ein gesatteltes Pferd ohne Reiter und Führer sah, trug er doch Bedenken, ihm so ohne weiteres das Tor zu öffnen. Er benachrichtigte den Stadthauptmann, der mit zwei Magistratsbeamten durch ein Seitenpförtchen hinaustrat, um das sonderbare Pferd zu betrachten und einzufangen. Allein beim Anblick der Herren sprengte es eilends davon.

Am anderen Tage fingen jedoch beherzte Männer das Pferd ein und brachten es dem jungen Herzog Eberhard Ludwig, der es später bei seiner Hochzeitsfeier ritt, und als es schließlich an Alterschwäche starb, ließ es der Herzog ausstopfen und im Neuen Bau aufstellen. Zwei Zähne, die es in der Schlacht verloren hatte, ließ er durch künstliche ersetzen und in diese den Tag der Rückkehr des treuen Tieres einschneiden.

Im Jahre 1757 wurde der Neue Bau ein Raub der Flammen, wobei auch die Überreste des türkischen Schlachtrosses verbrannten, dessen Treue noch lange in der Erinnerung des Volkes fortlebte. F. W.

Militärische Schiläufer. — Unter den Sondertruppen finden die Schneeschuhläufer namentlich auf dem östlichen Kriegschauplatz gegenwärtig eine treffliche Verwendung. Zuerst hat Norwegen, wo ja das Schilaufen seit alters geübt wird, militärische Schiläufer eingeführt. Ihm folgten, da die Erfahrungen gut ausfielen, andere Staaten, wie Schweden, die Schweiz, Deutschland und Österreich-Ungarn.

Die Schiläufer sind dazu bestimmt, wenn bei hohem Schnee die Fortbewegung von Mannschaften und Pferden behindert ist, die Aufklärung und den Meldedienst zu übernehmen, wozu



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Eine Schiläufertruppe der österreichisch-ungarischen Armee.

sie ihre Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit sehr geeignet macht. Außerdem liegt ihnen die rasche Besetzung und das Halten wichtiger Punkte bis zum Eintreffen von Verstärkungen ob,

und fernerhin werden sie zur Verfolgung des zurückweichenden Feindes vorgeschickt.

Regelmäßige Übungen in der Ebene und im Gebirge unter ausgewählten Offizieren und Unteroffizieren sorgen dafür, daß die Mannschaften Gewandtheit im Laufen und Fertigkeit in der Ausführung ihrer verschiedenen Aufgaben erhalten. Th. S.

Temperament und Gesundheit. — Gar oft hört man die durch die Erfahrungen im gegenwärtig tobenden Weltkriege auch bezüglich der Chirurgie durchaus gerechtfertigte Behauptung, daß diese so ungemein vorschreite, die innere Medizin hingegen nur recht langsame Fortschritte mache. Ein solches Urteil beweist einen Mangel an Kenntnis. Man muß ja zugeben, daß im Laufe der letzten zehn Jahre auf dem Gebiete der Chirurgie wunderbare Taten vollbracht worden sind, Schnittwunden am Herzen sind genäht worden, eine geplatzte Blase hat man geheilt, einen Teil des Gehirns hat man ausgeschnitten, den Magen entfernt, von Knochen erkrankte Stücke ausgesägt und dafür gesunde eingesetzt — und alle Kranken sind genesen. Aber auch die Ärzte, die sich mit innerer Medizin befassen, sind nicht müßig gewesen. Die Forschungen auf dem Gebiete der Embryologie, die Erkenntnis über den Ursprung der Gewebe und den allmählichen Aufbau der verwickelteren Organe haben ein scharfes Licht auf die wichtigsten Erscheinungen des Lebens geworfen, Forschungen über die molekularen Veränderungen der Nervenzellen, die Chemie des menschlichen Körpers, die Tätigkeit gewisser Bakterien, die innerlichen Ausscheidungen des Drüsensystems, um nur ein paar dieser Erscheinungen zu nennen, haben die Fähigkeit des Arztes, auch die inneren Krankheiten zu bekämpfen, in hohem Grade vermehrt.

Insbesondere sind wichtige Entdeckungen über einzelne Organe, deren Wirkungen wir bisher nur unvollkommen verstanden hatten, gemacht worden. So über die Schilddrüse, die vor der Luftröhre neben dem sogenannten Adamsapfel liegt; über den schleimigen Körper, der sich unten am Gehirn befindet, Hirnanhang genannt, dessen Verrichtungen noch vor einem Menschenalter den Ärzten ein siebenmal versiegeltes Buch waren; über die Milz, die links neben dem Magen ihren Platz hat; über die

Kapseln, die über den oberen Enden der Nieren liegen, Nebennieren genannt; über die Bauchspeicheldrüse und verschiedene andere Organe, die zu dem lymphatischen System gehören.

Jede Einwirkung auf die Verrichtungen dieser Körperteile wird von verhängnisvollen Folgen begleitet. Ganz besonders empfindlich sind sie aber gegen alle Arten von Erregung, wie Zorn, Eifersucht, Ärger und Angst, und der Mann und die Frau, die sich solchen Erregungen im Übermaß überlassen, laufen große Gefahr, sich ernstliche Schädigung ihrer Gesundheit zuzuziehen. Manchmal wird der eine Körperteil in Mitleidenschaft gezogen, manchmal der andere, je nach der Neigung des betreffenden Menschen. Sobald die Schilddrüsen die fortgesetzte Einwirkung von Nervenerregungen fühlen, so wird die Absonderung einer gewissen Ausscheidung, Thyreoidin genannt, eingestellt, und eine eigenartige Krankheit, Myxödem, bei der die Zellengewebe des Körpers schwammig werden und anschwellen, kann möglicherweise eintreten. Auch der Kropf ist eine häufige Erscheinung dieser Krankheit, mit der auch eine andauernde, sehr schlimme nervöse Störung, die manchmal zu Schwachsinn führt, verbunden sein kann.

Der Hirnanhang ist auf die Bildung der Knochen von Einfluß, und jede Störung seiner Tätigkeit kann zu Akromegalie führen, einer Krankheit, bei der die Knochen des Gesichts und der Hände eine unförmliche Gestalt annehmen. Auch ernstliche Nieren- und Unterleibsleiden sollen daraus entstehen.

Bekannt ist es ja, daß alle großen Gemütsbewegungen, wie Zorn oder Angst, eine übergroße Trockenheit der Zunge oder des Mundes dadurch hervorrufen, daß sie die Ausscheidung von Flüssigkeit aus den Speicheldrüsen verhindern, ferner weiß jeder, daß Ärger den Appetit vertreibt, weil er den Zufluß des Magensaftes hemmt. Ärger kann auch bedenklichen Blutandrang nach der Leber zur Folge haben. Selbst die Verrichtungen der Nieren werden durch außergewöhnliche Nervenerregungen stark beeinflußt. Ja, nicht eine Drüse des Körpers, kein einziges Organ gibt es, das durch Nervenerregungen nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen würde.

Um deutlicher die Wichtigkeit gewisser Drüsen, von denen

wir eben gesprochen haben, zu zeigen, mag hier eine neue Art der Behandlung die Organotheragie genannt wird, erwähnt sein. Man wendet dieses Wort auf gewisse Ausscheidungen an, die in den Zellen verschiedener Organe erfolgen und die durch das Blut nach anderen Körperteilen, die sie zur Tätigkeit anregen, gebracht werden. Über diese Behandlung schreibt ein bekannter Arzt: „Heute und auch morgen und übermorgen noch haben der Physiologe, der Arzt und der Therapeutiker das Wort. Dank der Wirkung der innerlichen Ausscheidungsdrüsen ist ihre Zeit gekommen, und vor dem erstaunten Blick des Sehenden liegt jetzt schon ein gelobtes Land, neben dem die weiten Gebiete, die uns Lister und Koch erobert haben, zu einer ehrenvollen Unbedeutendheit verblassen müssen. Thyreoid- und Adrenalextrakt werden schon seit einiger Zeit in der Medizin benützt. Kürzlich erst hat man den Extrakt aus dem Hirnanhang mit sichtlichem Erfolge bei Entbindungen angewandt, und das Pankreasgewebe bei Harnruhr ist von wahrhaft wunderbarem Erfolge. Andere ähnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen.“

Die große Lehre, die man daraus ziehen kann, ist die, daß wir unsere Gemütserregungen stets unter Aufsicht halten müssen. Der Mann, dessen Temperament immer gleichmäßig bleibt, lebt am längsten und hat auch von seinem Leben einen Genuß, während der Unbeständige einen vorzeitigen Tod findet oder durch seine Leiden viel Schmerzen erdulden muß, so daß ihm das Leben zur Qual wird. Übeles Temperament und Laune sind die größten Feinde eines natürlichen, gesunden Lebens. Sie beeinflussen die Ausscheidungsdrüsen, verwandeln gesunde Absonderungen in Gifte und offenbaren sich deutlich nicht nur in der geschwächten Lebenskraft, sondern auch auf dem Gesichte. Vergleichen wir einmal das Gesicht von zwei Frauen in den mittleren Jahren, von denen die eine ihre Gefühlserregungen in heftiger Weise zu äußern pflegt, während die andere von sanftem und nachgiebigem Charakter ist. Das Gesicht der ersteren wird herbe Züge zeigen, namentlich um den Mund und die Augen, auch wird ihre Haut eine ungesunde Farbe haben; das Gesicht der zweiten hingegen wird Sanftmut ausdrücken, ihre

Züge werden weich sein und ihre frühere Anmut noch deutlicher zum Ausdruck bringen, statt sie vergessen zu machen. Auch in der Stimme wird ein Unterschied wahrzunehmen sein, die der ersten wird rauh und unmusikalisch klingen, die der zweiten hingegen sanft und melodisch.

Zorn, mag man ihm nun in heftigen Worten Luft machen oder nicht, hat auch einen sehr schädlichen Einfluß auf das Herz. Durch das Nervensystem wirkt er auf die Muskeln dieses Organs nicht minder wie auf die Arterien und zieht sie zusammen. Das ist immer gefährlich, da die Blutzufuhr dadurch ernstlich behindert wird. Findet häufig eine solche Einwirkung auf das Herz statt, so treten als geringere Folgen schlechte Hautfarbe, blasse Lippen und ein Hinschwinden mancher Körperteile ein. Ernstlichere Folgen aber sind Krankheiten der Drüsen und anderer wichtiger Organe, manchmal aber auch setzt das Herz aus — und das bedeutet den Tod.

Wollen wir also unser gutes Aussehen behalten, ein häßliches Gesicht oder eine häßliche Form vermeiden, so müssen wir die Herrschaft über unsere Gefühlserregungen bewahren. Wir brauchen sie ja nicht zu unterdrücken. Es gibt Fälle, in denen man sich mit Recht seinem Zorn, seinem Ärger, seinem Temperament überlassen darf. Gäbe es nicht solche Fälle, so könnten wir unsere Stellungen in der Welt nicht behaupten. Solche Erregungen müssen aber stets unter der Herrschaft des Geistes bleiben, dann werden sie jenes Gefühl der Selbstachtung, nach dem jeder Mensch streben muß, vermehren, statt zu vermindern. Eifrig suche man seine Willenskraft zu erziehen, und je früher im Leben diese Bildung beginnt, desto besser ist es. Ein unlenksames oder unbeständiges Temperament ist hauptsächlich eine Sache der Erziehung, aber die Erziehung muß darin bestehen, daß sie die Geisteskraft erhöht.

Ebenso verhält es sich mit den anderen Gefühlserregungen, mit Ärger, Eifersucht und wie sie alle heißen mögen. Als das Ergebnis seiner vieljährigen Erfahrung hat ein großer Arzt es ausgesprochen, daß Ärger und Qualen viel mehr Menschen töten, als irgend eine uns bekannte Krankheit, und daß sie auch große Schuld an Schwächlichkeit und Entartung tragen. Sie altern

mehr als die schwerste Arbeit und überziehen das Gesicht mit einem Netzwerk von Furchen, die von Unrast Kenntnis geben. Überwunden aber werden sie durch Willenskraft, durch den festen Entschluß, beständig und energisch dagegen anzukämpfen. J. C.

Der Dyngus. — Eine recht eigentümliche Ostersitte ist noch in den Gegenden mit polnischer Bevölkerung, so auch in Teilen der preußischen Provinzen Posen und Westpreußen, üblich. Am Ostermontag kann es einem öfters auch in Städten begegnen, daß man von Kindern mit Wasser bespritzt wird, das diese in Fläschchen bei sich tragen. Der mit den Verhältnissen Unbekannte wird dies für eine Unart ansehen und sich darüber möglicherweise über Gebühr aufhalten. Zurückzuführen ist diese Sitte auf einen altpolnischen Ostergebrauch, der auf dem Lande noch allenthalben üblich ist und „Der Dyngus" heißt.

Am Osterſonntagabend versammeln sich die jungen Burschen um den Baum auf dem Dorfplatze, worauf einer von ihnen auf den Baum hinaufsteigt und von seinem luftigen Sitze in freier oder gebundener Rede eine Art humoristischen Haberfeldtreibens über die Mädchen des Dorfes abhält. Der einen wird zum Beispiel vorgehalten, daß sie die Klöße nicht richtig mache, der zweiten, daß sie die Erbsen nicht gut koche und so fort, bis alle Mädchen durchgehechelt sind. Zur Strafe für ihre Fehler ist der „Dyngus" da, der um zwölf Uhr nachts beginnt und im Begießen mit Wasser besteht. Die Mädchen werden nämlich aus den Häusern, nötigenfalls auch aus den Betten geholt, zum Dorfbrunnen geführt und dort ganz gründlich mit Wasser von oben bis unten begossen. Hin und wieder kommt es sogar vor, daß Mädchen bis an den Hals in das Wasser getaucht werden. Am Dienstag tritt dann die holde Weiblichkeit in ihr Recht, und die Mädchen begießen dann ihrerseits die Burschen mit Wasser.

Diese ziemlich rohe Ostersitte ist jedoch nur noch bei der derben Landbevölkerung üblich, während sonst nur das Bespritzen mit Wasser ausgeübt wird. In vornehmen Kreisen wird der Dyngus in der verfeinerten Art ausgeführt, daß die jungen Herren den Damen die Hände mit Kölnischem Wasser begießen. A. M.

Ein Seitenstück zum Orden des Eisernen Kreuzes bildete in den Jahren 1814 und 1815 der von dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen am 18. März 1814 gestiftete „Orden vom eisernen Helm“. Sein Zweck war nach der Stiftungsurkunde der, das Verdienst vor dem Feind besonders auszuzeichnen. Der Orden hatte zwei Klassen und ein Großkreuz und bestand für die beiden ersteren in einem in Silber gefaßten schwarzen Kreuz aus Gußeisen, das in der Mitte der Vorderseite einen offenen Helm trug, an dessen beiden Seiten den Namenszug W. K. und am unteren Ende des mittleren Balkens die Jahreszahl 1814. Dieses Kreuz wurde an einem roten Bande mit weißer Einfassung, den kurhessischen Landesfarben, im Knopfloch getragen, und die erste Klasse enthielt außerdem noch ein Kreuz mit silberweißer Einfassung auf der linken Brust. Das Großkreuz, von doppelter Größe, wie die beiden Klassen, sollte an einem roten Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen werden. Die erste Klasse des Ordens konnte nur jemandem verliehen werden, der die zweite Klasse schon erworben hatte, so daß auch solche Kriegsteilnehmer, die bereits andere Orden besaßen, für ihre Auszeichnung in dem neuen Kriege zunächst nur die zweite Klasse des eisernen Helms erhalten konnten.

Das Großkreuz konnte nur einem kurhessische Truppen befehligenden Offizier verliehen werden, der in einer Schlacht zum Siege entscheidend beigetragen oder selbst den Sieg erfochten oder eine feindliche Festung erobert oder eine deutsche Festung gegen den Feind erfolgreich verteidigt hatte. Obgleich der Orden nur für kurhessische Militärpersonen bestimmt war, sollte er jedoch auch Heeresangehörigen der verbündeten Mächte verliehen werden können, die im aktiven Dienste bei den kurhessischen Truppen sich durch Tapferkeit vor dem Feinde hervortaten.

Über die Erteilung des Ordens des eisernen Helms wurde eine Urkunde ausgefertigt, die der Familie des Ausgezeichneten als ein ewiges Andenken verbleiben sollte. Die Namen der Ausgezeichneten wurden in den öffentlichen Blättern bekanntgemacht, und jede Gemeinde verzeichnete die aus ihrer Mitte

hervorgegangenen Ritter des Ordens auf einer Tafel, die in der Kirche an einer in die Augen fallenden Stelle aufgehängt wurde.

Das Großkreuz und die erste Klasse dieses Ordens sind überhaupt niemals, die zweite Klasse desselben im ganzen an 146 Kriegsteilnehmer, an 94 Offiziere und 52 Mannschaften, verliehen worden, und das Ordenszeichen befindet sich nur noch im Besitze einiger althessischer Familien, im Hessischen Museum zu Kassel sowie in der im Zeughause zu Berlin aufbewahrten Sammlung aller Orden und Ehrenzeichen sämtlicher ehemaliger und gegenwärtiger deutscher Bundesstaaten. R. v. B.

In einem eroberten russischen Schützengraben vor Lodz. — Ein Leser schickt uns in einem Feldpostbrief die untenstehende



In einem eroberten russischen Schützengraben.

fesselnde Aufnahme und schreibt dazu folgendes: „Am frühen Morgen erhielt ich den Auftrag, mit meiner Kompanie ein Wäldchen von den Feinden zu säubern, die dort in großer Anzahl standen, Schützengräben aufgeworfen hatten und uns durch ihr Gewehrfeuer stark belästigten. Nach dem zweiten Angriff bereits gelang es uns, in das Wäldchen einzudringen, die Schützengräben zu besetzen und den Feind, eine Abteilung des sibirischen 19. Schützenregiments, zu vertreiben. Ihre Verwundeten nahmen sie mit, die Toten aber mußten sie zurücklassen — unter anderen einen Hauptmann, einen wahren Riesen von Gestalt, der quer vor dem ersten Schützengraben lag. Meine beigegebene Aufnahme gibt ein deutliches Bild des betreffenden Kampfabschnittes. Erst spät am Abend kamen wir außer Gefecht, das am nächsten Morgen sofort wieder aufgenommen wurde und heute, am 18. Dezember, noch andauert. Hoffentlich werden wir aber bald in Lodz einrücken können." E. F.

Eine gestörte Geistererscheinung. — In der Familie eines wohlhabenden Kasseler Bürgers hatte vor einer Reihe von Jahren der Spiritismus Anhänger gefunden, und besonders huldigte die anmutige Tochter des Hauses diesem Geisterspuk. Ein junger Geschäftsmann, der in der Familie viel verkehrte und der Tochter sehr zugetan war, galt als ein starkes Medium, und unter seiner Leitung fanden dort öfters spiritistische Sitzungen statt, bei denen es aber noch nicht gelingen wollte, einen Geist herbeizurufen. Da jedoch die junge Dame, die fest von dem Dasein der Geisterwelt überzeugt war, immer dringender den Wunsch äußerte, einmal einen Geist zu sehen, so versprach ihr das Medium, demnächst einen solchen erscheinen zu lassen; doch sei dies sehr schwierig und bedürfe besonderer Vorbereitungen, zu denen ihm dann auch eine entsprechende Frist bewilligt wurde.

An dem zur Ladung des Geistes bestimmten Abend saßen das Medium, die Familienmitglieder, unter ihnen auch die Tochter des Hauses, sowie einige andere überzeugte Anhänger der spiritistischen Lehren um den Tisch und bildeten, die Hände verbindend, die magische Kette. Auf die Frage „Bist du da?"

antwortete der Geist mit einem vernehmlichen Klopfen. Er war also wirklich da.

„Willst du uns sichtbar werden?“ fragte das Medium weiter, und alles lauschte gespannt auf die Antwort.

Endlich klopfte der Geist „Ja“.

Da man nun wußte, daß Geister nur bei besonderer Beleuchtung sichtbar werden, wurden alle Lampen ausgelöscht, und nur zwei kleine blecherne Becher, in denen mit etwas Kochsalz vermischter Spiritus brannte, verbreiteten in dem geräumigen Zimmer ein geisterhaftes Licht. Wieder bildeten die Anwesenden die magische Kette und harrten in tiefster Erregung der Ankunft des Geistes. Da öffnete sich leise der Vorhang des dunklen Nebenzimmers, und nun stand da in der düsteren Beleuchtung ein Geist, ein wirklicher Geist in langem weißem Gewand mit totenbleichem Gesicht, um das dunkles Haar in langen Strähnen herabhing. Alle Anwesenden überlief ein kalter Schauder, und sie wagten kaum zu atmen. Totenstille herrschte, und regungslos stand der Geist, die schneeweiße Rechte zum Himmel erhebend.

Plötzlich schrie er laut „Autsch!“ und ließ die erhobene Hand jäh herabsinken, zugleich einen vorwurfsvollen Blick zur Seite werfend. Den Anwesenden ward sonderbar zumute, und das Medium wurde sehr unruhig. Denn Geister pflegten solche Ausrufe in der Regel nicht auszustoßen. Aber schon wieder zuckte der Geist zusammen, hielt sich die rechte Wange zu und sprach sehr vernehmlich: „Laß deine dummen Späße!“ und — weg war er.

In widerstreitenden Empfindungen erhob man sich vom Tische, die Lampen wurden wieder angezündet, und — an der Stelle des Geistes stand der elfjährige Sohn des Hauses mit einem Blasrohr in der Hand und lachte laut auf.

„Wo ist der Geist?“ fragte streng das Medium.

„Der Hannes? Der ist fort! Ich habe ihm zwei Tonkugeln auf die Hand und ins Gesicht geschossen, weil ich sehen wollte, ob's einem Geist weh tut. Ich hatte ihn ja auch weiß anstreichen helfen.“

Vernichtet stand das Medium da, während einige der Anwesenden sich vor Lachen krümmten und die junge Dame sich

in heller Entrüstung an ihren Verehrer mit der Frage wandte: „Das war also Ihr Geist, Herr S.?!“

„Ich konnte wirklich keinen besseren bekommen, Fräulein Marie,“ stotterte dieser verzweifelt.

Der ganze Vorfall fand indessen einen befriedigenden Abschluß dadurch, daß Fräulein Marie, die fortan an keine Erscheinung aus dem Jenseits mehr glaubte, sich mit dem irdischen Medium verlobte, nachdem sie ihm den künstlich vorgeführten Geisterspuk verziehen hatte.

Der Hausknecht Hannes aber sagte zu dem glücklichen Bräutigam, als er ihm seinen Glückwunsch darbrachte: „Es wär' alles ganz gut gegangen, wenn mich der dumme Junge nicht mit seinen Tonkugeln weggejagt hätte.“ R. v. B.

Unbekannte Waffen. — Der Weltkrieg hat manche Überraschungen auf waffentechnischem Gebiete gebracht: die Kruppschen 42-Zentimeter-Mörser; die österreichischen Mörserbatterien mit 30,5 Zentimeter, die bei Namur, Gibet und Maubeuge die Feuerprobe bestanden; die Fliegerpfeile und den „Reißenden Wolf“, einen gegen Luftschiffe bestimmten Brandpfeil. Alle diese aufsehenerregenden Waffen, denen auch die Zeppelinbomben, die von furchtbarer Wirkung sind — sie reißen Löcher von 2 Meter Tiefe und schleudern ihre Sprengstücke 500 Meter weit —, zugezählt werden können, sind in Wort und Bild inzwischen bekannt geworden. Zu den bei uns in weiteren Kreisen noch unbekannten Waffen unseres Feldheeres zählen die sogenannten Behelfshandgranaten und die Brandröhren als völkerrechtlich zugelassene Kampfmittel.

Die Handgranaten oder Handbomben waren im Mittelalter allgemein gebräuchlich. In der Neuzeit wurden sie von den Japanern gegen die Russen mit Erfolg angewandt. Es waren einfache Sprengkörper, wie unsere Behelfshandgranaten es auch sind; sie werden auf ein, wie eine Maurerkelle aussehendes Brett befestigt, untereinander verbunden und mit einer Zündschnur versehen. Je nach der Länge der Schnur dauert die Zeit bis zum Platzen mehrere Minuten, so daß der die Handgranate in die Festungsgräben werfende Soldat sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen kann.

Unsere „Brandröhre“, die in Verbindung mit der Behelfshandgranate bei der Erstürmung des Verdunforts Camp des Romains eine große Rolle gespielt hat, wird mit einem Querholz an einer langen Stange befestigt und entwickelt furchtbare, betäubende Dämpfe. Der Träger der Brandröhre sucht sich an der Festungswand entlang den Luken zu nähern, aus denen heraus die feindlichen Geschütze ragen. Blitzschnell hält er die Brandröhre hinein, und die Feinde in den Laufgängen werden sofort betäubt. Natürlich setzen diese Waffen bereits den erbitterten Nahkampf voraus.

Der Umstand, daß die Petersburger Erklärung vom Jahre 1868 ausdrücklich die Anwendung von kleinen Sprenggeschossen verbietet, scheint der Behauptung zu widersprechen, als seien Handgranaten völkerrechtlich zulässig. Unsere Handgranaten zählen jedoch nicht zu den kleinen Sprenggeschossen, und die Dämpfe unserer Brandröhren betäuben, aber töten nicht.

Die Genfer Konvention, die Haager Abmachungen und alle früheren Vereinbarungen verbieten den Gebrauch von Kettenkugeln, die übrigens schon durch Kriegsrecht im Mittelalter abgeschafft und trotzdem von Cook und anderen Entdeckern gegen die Wilden gebraucht wurden. Die Drahtkugeln wurden schon in den Erbfolgekriegen nicht mehr verwendet. Der Gebrauch von Gift, vergifteten Pfeilen und Kugeln ist, weil nur bei wilden Völkern gebräuchlich, längst verboten.

Die Genfer Konvention verwirft auch die Anwendung von Waffen und Geschossen, die unnütze Qualen verursachen. Die japanischen Handgranaten konnten nicht verboten werden, dagegen mußten die russischen Pyroxithandgranaten für völkerrechtlich unzulässig erklärt werden, wie die barbarische Kriegslist der Russen, die Japaner in mit Kerosinöl getränkte Gräben zu locken und diese dann anzuzünden.

Die Japaner hatten ihre Haubitzengranaten mit Shimose, einem Sprengstoff, geladen: „Der schauerliche Inhalt derselben,“ heißt es in einem Schlachtenbericht von Mukden, „ergießt sich nach dem Platzen von oben wie ein Regen auf die Schützengräben der Russen. Dort wälzen sich auch bereits

viele in ihrem Blute, andere wieder liegen starr und steif, ohne daß sonderliche Verwundungen an ihnen wahrzunehmen sind: der Sprengstoff der feindlichen Geschosse hat sie erstickt. Dieser sonderbare Stoff, Shimose genannt, ist eine Erfindung und ein Geheimnis der Japaner. Nicht auf die Sprengwirkung der Granate kommt es also an, sondern darauf, daß der giftige, tödliche Shimosestoff durch das Geschoß der weittragenden Arisakakanonen an Ort und Stelle gebracht wird."

Unsere Heeresleitung hat aus den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges gewichtige Lehren gezogen. Den Lehren von Port Arthur verdanken wir unsere einzig dastehenden 42-Zentimeter-Mörser und denen von Mukden unsere Behelfshandgranaten und Brandröhren, die gegen die verstümmelnde Wirkung der verschiedenen Dumdumgeschosse unschuldig sind, soweit dieses Wort in einem Krieg, der seinem ganzen Wesen nach ein grausames Handwerk ist und bleibt, zulässig ist. „In so gefährlichen Dingen wie der Krieg," sagt Clausewitz, „sind die Irrtümer, welche aus der Gutmütigkeit entstehen, die schlimmsten." Die größte Menschenfreundlichkeit in der Kriegsführung besteht nach Moltke einzig und allein in der schnellen Beendigung des Krieges selbst. Alles andere ist eitel. W. F.

Der erste Milliardär. — Die erste Person, in deren Besitze sich eine Milliarde sicher nachweisen läßt, war der erste Napoleon als Kaiser der Franzosen, und zwar besaß er diese Riesensumme in barem Gelde.

Niemals hat Napoleon, der nach dem stärksten Absolutismus handelte, weder als General Bonaparte, als Konsul, noch als Kaiser dem Scheinparlament oder sonstwie Frankreich Rechenschaft abgelegt über die Verwendung der Staatsgelder. In Frankreich selbst kümmerte man sich allerdings auch nicht viel über das „Woher und Wohin" derselben.

Seit dem Feldzuge in Italien 1795 sammelte er durch Verkauf von Staatsgütern einen besonderen Schatz zu seiner eigenen freien Verfügung, der schließlich die ungeheuere, für seine Zeit geradezu fabelhafte Höhe von fast zwei Milliarden erreicht haben soll. Aus diesem Schatz bestritt er in erster Linie die Ehrengaben für seine Generale und sonstige unentbehrliche

Anhänger. Es handelte sich dabei um ganz bedeutende Summen, denn es erhielten beispielsweise der Generalstabschef Marschall Berthier jährlich 1 250 000 Franken, Davoust 910 848 Franken, Ney 729 973 Franken, Massena 683 375 Franken, Lannes 327 820 Franken, Soult 305 770 Franken und so fort.

Die Rüstungen zum Kriege mit Rußland, der Feldzug von 1812 mit seinen unermeßlichen Verlusten und der Krieg von 1813 ließen aber diesen Schatz ganz gewaltig zusammenschmelzen. Nach der Schlacht bei Leipzig gab Napoleon noch persönlich 60 Millionen Franken und dann später, im Frühjahr 1814, zu neuen Rüstungszwecken den noch vorhandenen Rest von 135 Millionen aus. Die Verbündeten standen in Frankreich, die unerschöpflich erschienene Kasse war leer, der Krieg zu Ende.

Bei seiner Rückkehr von Elba fand Napoleon nach der Flucht der Bourbonen wiederum 50 Millionen in der Staatskasse in bar vor; da diese Summe jedoch nicht für seine Rüstungen ausreichte, ließ er heimlich den Rentenbestand der staatlichen Amortisationskasse verkaufen, was ihm rund 26 Millionen einbrachte. Für die verkauften Rententitel ließ er einfach — gefälschte Duplikate in die Kasse legen. Er war ja bekanntlich nicht vom Gewissen bedrückt, wenn es sich darum handelte, Geld zu machen. Die seinerzeit von seinen Truppen besetzten unglücklichen Länder und Städte preßte er einfach gänzlich aus, wie er zum Beispiel aus Danzig allein über 100 Millionen herausholte. Aus Holland, Italien, Spanien, den Rheinbundstaaten, aus Westfalen und Österreich drückte er auf jede Weise Geld heraus, über das nur er allein verfügte, und im Notfalle veräußerte er auch französisches Staatseigentum. So hat er außer dem bereits angeführten noch im Jahre 1814 etwa 800 000 Hektar Staatsforsten eigenmächtig verkauft.

Als der Geldstrom aber aufhörte zu fließen, fiel auch der Kaiser der Franzosen. A. M.

Die Absetzung des Khedives. — In dem Ränkespiel, das England in dem von ihm angezettelten Weltkrieg gegen seine Gegner treibt, ist die Absetzung des Khedives Abbas II. Hilmi einer der klarsten Beweise skrupelloser Verschlagenheit. Vor-

dem vertrug sich der Khedive mit den Engländern ziemlich gut. Als er aber treu zur Türkei hielt und nicht von Konstantinopel, wohin er sich begeben hatte, nach Ägypten zurückkehren wollte, zögerten die englischen Regierungsmänner nicht, den Khedive zu entthronen und dafür seinen Onkel Hussein Kamel zum Sultan mit der Begründung zu ernennen, daß dadurch Ägypten selbständig gemacht werden solle.

Abbas II. Hilmi wurde am 14. Juli 1874 als ältester Sohn



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft, Berlin.

Abbas II. Hilmi, der abgesetzte Khedive von Ägypten.

des Khedives Mehemed Tewfik und der Prinzessin Emineh Hanem geboren. Er genoß auf dem Theresianum in Wien europäische Erziehung und spricht daher Deutsch mit Wiener Färbung. Am 8. Januar 1892 folgte er seinem Vater auf dem Throne nach.

Unstreitig hat sich Abbas II. Hilmi um die Hebung Ägyptens Verdienste erworben. Er schuf und verwaltete Mustergüter, suchte den landwirtschaftlichen Betrieb der Fellachen zeitgemäßer zu gestalten, führte in Kairo große Bauten aus und

legte zur Erschließung und Kultivierung der Mariutwüste auf eigene Kosten eine Bahn an.

Die Bemühungen Englands, ihm den Thron zu rauben, werden voraussichtlich fruchtlos bleiben. Zwar steht der neuernannte Sultan Hussein Kamel wegen seiner tiefen Verschuldung völlig unter dem englischen Joch, aber die englische Unterstützung wird ihn kaum halten können, da durch einen Fetwa des Scheich-ül-Islam seine Ausstoßung aus dem Mohammedanismus und seine Ächtung ausgesprochen worden ist. Wird diese Tatsache erst in der ägyptischen Bevölkerung bekannt, dann ist er ein verlorener Mann.

So ist denn auch schon Mohammed Farid Bei, der Führer der ägyptischen Nationalpartei, der früher mit Abbas II. Hilmi verfeindet war, jetzt zu diesem übergetreten und hat erklärt, Hussein Kamel und die Engländer mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen. Th. S.

Die Abnahme unserer Sinnesorgane. — Der Forschungsreisende Macpherson, der jahrelang unter den Eingeborenen der verschiedensten Stämme in den Steppen und Urwäldern Südamerikas gelebt und die Ergebnisse seiner Forschungen über Land und Leute in einem umfangreichen Werke niedergelegt hat, erörtert in einem besonderen Abschnitt dieses seines Buches die Frage, in welcher Beziehung die Wilden den Angehörigen alter Kulturvölker überlegen sind, und welche Einbußen die Sinnesorgane des auf der Höhe der Zivilisation stehenden Menschen gerade infolge dieser hochentwickelten Kultur erlitten haben. „Wir Europäer, die wir so stolz auf die Fortschritte auf allen Gebieten sind, übersehen eines ganz und gar: daß wir diese Errungenschaften mit einer nicht mehr gutzumachenden Schwächung unserer wertvollsten Sinne bezahlt haben. Unser Auge, unser Ohr und unsere Nase sind im Vergleich zu denen der wilden Naturkinder eigentlich nichts anderes mehr als halb gelähmte Organe. Nie ist mir auch nur ein einziger Eingeborener begegnet, der an Kurzsichtigkeit gelitten hätte. Ich habe Greise angetroffen, die sich mühsam an einem Stock fortbewegten, und die doch den Adler im Äther früher mit bloßem Auge entdeckten als ich mit meinem Fernglase.

Nicht anders steht es mit dem Gehör. Bei den Loa-Indianern im nördlichen Argentinien erlebte ich es verschiedentlich, daß die Leute lediglich aus dem Dröhnen des Bodens ziemlich genau die Zahl eines herangaloppierenden noch weit entfernten Reitertrupps feststellten, wo ich auch noch nicht einmal trotz des fest auf die Erde gedrückten Ohres ein Geräusch vernahm. Ähnliche Beispiele könnte ich in Menge anführen.

Am auffälligsten aber macht sich der Unterschied in der Schärfe der Sinnesorgane von Natur- und Kulturmensch bei der Nase bemerkbar. Der moderne, zivilisierte Mensch braucht nur noch das Gehör und das Gesicht. Der Geruchsinn gilt ihm nichts, da dessen Verlust keine erheblichen Beeinträchtigungen zur Folge hat. Wie anders der Wilde! Alexander v. Humboldt berichtet bereits, daß die peruanischen Indianer eine Fährte lediglich mit der Nase ebensogut wie Spürhunde verfolgen können. Der große deutsche Forscher hat nicht übertrieben, wovon ich mich häufiger überzeugen konnte.

Einmal gedachte ich an der Südgrenze von Venezuela eine Felshöhle zu erforschen, die sich anscheinend tief in das Innere eines Berges hineinzog. Meine beiden Begleiter, zwei Indianer, die notdürftig das Spanische radebrechten, hielten mich jedoch zurück. Nach langem Hin- und Herreden begriff ich endlich, was sie vor einem Betreten der Höhle warnte. Diese sollte, wie sie am Geruch, der dem Eingang entströmte, zu bemerken vorgaben, einem Puma als Zufluchtsstätte dienen. Um der Sache auf den Grund zu gehen, fertigten wir aus harzigen Rindenstücken eine Anzahl von einfachen Fackeln an und drangen dann bei ihrem Scheine in die Felsöffnung ein. Ich war fest überzeugt, daß meine Führer sich hinsichtlich des Pumas geirrt haben müßten, denn vor der Höhle hatte ich auch nicht die kleinste Spur einer Raubtierfährte entdeckt.

Und doch behielten die Indianer recht. Nachdem wir etwa dreihundert Schritte gegangen waren, teilte sich der ziemlich unbequeme Felsgang. Ein schmälerer Seitenast führte in spitzem Winkel ziemlich steil nach unten. Kaum waren wir in diesem neuen Gange etwa hundertundfünfzig Schritte vorgedrungen, als meine Begleiter ängstlich stehen blieben und mich

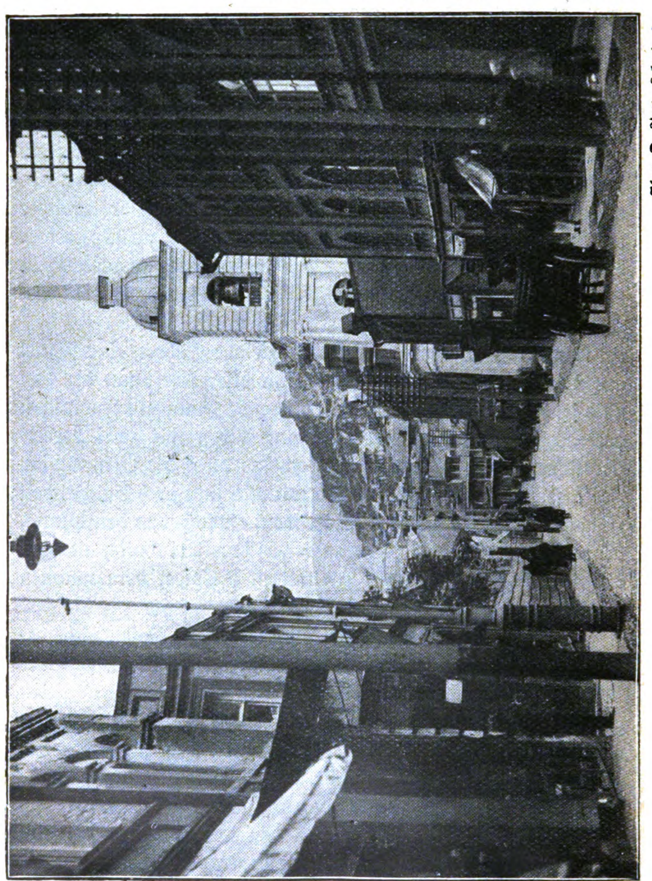
verständigten, daß sich ziemlich dicht vor uns die Lagerstätte einer Pumafamilie befinden müsse. Vorsichtig, die Büchse schußbereit im Arm, schritt ich weiter, während die beiden Rothäute, die die Fackeln trugen, ängstlich hinter mir Deckung suchten. Zwanzig Schritte weiter wurde der Gang plötzlich zu einer geräumigen Höhle, und gleichzeitig sah ich auch durch eine Öffnung mir gerade gegenüber Tageslicht in den Raum hineinfallen. Halb geblendet suchte ich das in der Höhle herrschende Zwielicht mit den Augen zu durchdringen, als auch schon ein warnendes Fauchen von der linken Seite mein Ohr erreichte und mich veranlaßte, schleunigst in den Felsgang zurückzutreten. Denn meine Büchse hätte ich in dem Halbdunkel kaum gebrauchen können, und einem Puma mit dem Jagdmesser gegenüberzutreten, dazu war ich doch zu vorsichtig.

Kurz entschlossen riß ich einem meiner Führer eine Fackel aus der Hand und schleuderte sie mit aller Kraft um die Ecke nach jener Stelle hin, wo ich das drohende Fauchen vernommen hatte. Die List half. Ein Pumaweibchen mit zwei bereits ziemlich entwickelten Jungen verschwand durch die Öffnung ins Freie, freilich nicht schnell genug, um mir nicht noch Gelegenheit zu geben, ihr eine Kugel nachzusenden. Wir haben den Puma, dem ich die rechte Hinterpranke zerschmettert hatte, nachher erlegt und die Jungen lebend mit nach Coira, dem nächsten Städtchen, gebracht.

Die beiden Indianer waren also von ihren Nasen nicht betrogen worden. Sie hatten die Raubtierausdünstungen der Pumafamilie auf eine Entfernung von fünfhundert Schritten gewittert, obwohl die Höhle, deren Ausgang in eine Schlucht mündete, durch die reichlich mannshohe Öffnung recht gut gelüftet wurde und die Zugluft, wie ich feststellte, sich nicht so in den Felsgängen bewegte, daß die Gerüche der Stelle zugetragen wurden, wo wir in den Berg eingedrungen waren. Jede andere Europäernase hätte hier fraglos ebenso versagt wie die meinige.“ W. K.

Die Königin Kaukasiens. — Zum ersten Male während seiner Regierungszeit hat der Zar Nikolaus II. Tiflis, die Hauptstadt des Generalgouvernements Kaukasien, besucht, und eine

lange Zeit ist verstrichen, seitdem überhaupt einer seiner Vorgänger den Boden der früheren Reichshauptstadt Georgiens



Straße im russischen Stadtteil von Tiflis.

Phot. O. Reetz, Lehe i. H.

betreten hat. Ohne Zweifel sollte in Anbetracht der Bedrohung des kaukasischen Grenzgebietes durch die vordringenden Truppen der Türkei das Erscheinen des Zaren die Anhänglichkeit der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung an Rußland stärken.

Tiflis, das gegen zweihunderttausend Einwohner zählt und seit 1801 russisch ist, liegt in einem breiten Talkessel, der von der Kura in einem tiefen Bett durchströmt wird. Als Kreuzungspunkt der Verkehrswege vom Kaspischen Meer zum Schwarzen Meer und vom armenischen Hochland zum Kaukasus hat es in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung erfahren.

Die Bevölkerung spiegelt die Lage der Stadt auf der Grenze zwischen Asien und Europa wider. Daher fesselt auch besonders das Straßenleben in den Vierteln, die die unteren Volksklassen bewohnen. Treppenartig steigen hier die engen Gassen, deren Häuser Balkone tragen, die steile Berghalde hinauf. In ihnen bewegen sich durch das Gedränge von Pferden mit Wasserschläuchen, schwerbeladenen kleinen Eseln und knarrenden Lastwagen Grusinier, die ihre Gemüse, Früchte und Fische in flachen, auf dem Kopf ruhenden Holzschüsseln feilbieten, Perser mit rotgefärbtem Haar und hohen schwarzen Fellmützen, Tataren mit grünem oder weißem Turban, kaukasische Bergbewohner mit zottigen Fellmützen und mit der schmucken Tscherkeßka bekleidet sowie mohammedanische dichtverschleierte Frauen.

Im Norden erstreckt sich auf dem rechten Ufer der Kura der neuzeitliche russische Stadtteil mit geraden Straßen und weiten Plätzen. Er ist der Sitz der Behörden und der Sammelpunkt der größeren Geschäfte. An der Hauptstraße, dem Golowinskij-Prospekt, liegen das Knabengymnasium, die wuchtige Garnisonkirche, der Palast des Generalgouverneurs, die Kommandantur, die Bibliothek und das Kaukasische Museum. Die Mitte dieses Stadtteils nimmt der Alexandergarten ein, an den die Ruhmeshalle stößt. Sie ist reich mit Siegeszeichen, die den kaukasischen Bergvölkern abgenommen wurden, und mit Gemälden ausgestattet, die Ereignisse aus der Eroberung des Kaukasus darstellen.

Auf dem linken Ufer der Kura zieht sich der sogenannte deutsche Stadtteil hin, der sich durch seine Sauberkeit auszeichnet. Er wurde von deutschen Kolonisten gegründet, die 1818 aus Württemberg einwanderten. Th. S.

Aus den Kindheitstagen des Torpedobootes. — Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges (1861—65) stand das Torpedo-

boot noch im Anfang seiner Entwicklung und hatte sich noch in keinem Kriege bewähren können. Man verstand es bereits, das Boot unter Wasser verschwinden zu lassen, es dort zu bewegen und von ihm aus die Sprenggeschosse zu werfen; nur die Kunst war noch nicht erfunden, es nach Wunsch und Bedarf wieder aus den Fluten aufsteigen zu lassen. Auch entwickelte es oftmals die gefährliche Neigung, sich mit der Spitze in den Sand einzubohren, so daß man durch äußere Gewalt dem vorbeugen mußte, wenn man das Boot ins Wasser versenken wollte. Zu Kriegszwecken war es deshalb noch nicht zu verwenden oder wenigstens nur in dem Fall, daß sich eine Besatzung dafür fand, die ihr Leben zu opfern bereit war.

Nun, solche Männer fanden sich auch in jenen Kindheitstagen des Torpedobootes. Im April 1862 hatte sich die Flotte der Südstaaten um Neuorleans am linken Mississippiufer festgesetzt. Für die Nordstaaten, die mit ihren Truppen die Stadt und die Mündung des Flusses besetzten, hing viel davon ab, daß das Admiralschiff der Sezessionistenflotte zerstört wurde. Das Boot, das den verderbenbringenden Torpedowurf vornehmen sollte, befand sich im Hafen; aber die Männer, die dazu nötig waren, wußten, daß es für sie hieß zugrunde gehen. Trotzdem stellten sich Todesmutige zur Verfügung, trafen ruhig ihre Vorbereitungen und dampften dann hinaus in den sicheren Tod.

Sie kamen nicht zurück, aber auch das sezessionistische Flaggschiff nicht. Beide sanken zusammen.

Als nach Beendigung des Krieges Taucher an der Unglücksstelle den Fluß untersuchten, um festzustellen, ob ein Heben des Admiralschiffes durchführbar sei, da ergab sich, daß dem Riesenschiffe die Hälfte des Bodens weggesprengt war, neben ihm aber friedfertig und unversehrt das winzige Unterseeboot mit seiner todesmutigen Bemannung lag.

Die erfolgreiche Todesfahrt des kleinen Bootes hatte ungeheueren Eindruck gemacht, nicht nur auf das Nordheer, dem es mit seiner Selbstaufopferung einen wesentlichen Dienst erzeigt hatte, sondern auch auf das feindliche Südheer, das es so schwer geschädigt. Die Lorbeeren der tapferen Leute

ließen einen jungen Leutnant der sezessionistischen Flotte nicht mehr ruhig schlafen. Er brannte vor Verlangen, den nördlichen Bundestruppen ihren Streich zu vergelten, auch wenn es ihm ebenso ans Leben ginge. Nun besaß leider seine Partei keines von den neuen Booten, die sich eben noch nicht eingebürgert hatten. Aber er ersann in seiner großen Unternehmungslust einen anderen Weg zur Ausführung der gleichen Heldentat. In einem gewöhnlichen kleinen Flußdampfer fuhr er mit mehreren gleichgestimmten Kameraden den Mississippi hinauf bis an die Verbreiterung des Flusses, wo die Feinde ihre Flotte verankert hatten. An der Spitze des Vorderteils seines Dampfers hatte er einen Stangentorpedo mit Perkussionszündung befestigt, die nur durch heftiges Anrennen in Wirksamkeit trat. Wo sich das Dampferchen zeigte, da verriet diese Tod und Verderben bergende Waffe am Vorderteil, was es im Schilde führte, und die natürliche Folge war, daß es vom Nordheere, an dem sie vorüberfuhren, mit einem Hagel von Geschossen begrüßt wurde. Es war als ein Wunder zu bezeichnen, daß es diesem Ansturm unverletzt entkam.

Das Gerücht von dem mörderischen Torpedo, der ihm zugedacht war, hatte nun aber das Admiralschiff der Bundestruppen sehr viel eher erreicht als der Dampfer selbst. Als er endlich eintraf, fand er das Flaggschiff zu seinem Empfange bereit — es hatte sich ringsherum mit vorgestreckten Balken gespickt, die den tatendurstigen Leutnant daran hinderten, die Perkussionszündung seines Torpedos mit voller Wucht an dem Schiffsrumpf zu zersprengen, weil er ihn nicht anlaufen konnte. Er wendete sein Fahrzeug, aber nur scheinbar, denn plötzlich machte er eine abermalige Wendung und fuhr mit Volldampf so scharf gegen das feindliche Schiff, daß einer der Balken einfach zersplittert wurde und der Torpedo in die Eingeweide des Feindes hineinfuhr. Im selben Augenblick aber wurde auch das Dampfboot durch einen schweren Schuß aus feindlichem Mörser zertrümmert und sank zugleich mit dem explodierenden Flaggschiff in die Fluten.

Merkwürdigerweise kam der tatendurstige Führer des Torpedodampfers, der junge Leutnant, heil und munter davon.

Er schwamm den Fluß hinab zu seinem Südheer, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. C. D.

Ein Opferfest im Altaigebirge. — Vom zentralasiatischen Altaigebirge gehört der nördliche Teil, der sich zwischen dem Irtisch und dem Telezkersee erstreckt, der Kolywansche Altai, zu Rußland. Der hier gelegene Kolywan-Woskresensker Hüttenbezirk, der jährlich gegen 10 000 Kilogramm Silber und gegen 9000 Kilogramm Gold liefert, ist Eigentum des russischen Kaiserhauses. Die Bevölkerung besteht aus Bergkalmücken, Teleuten, Schoren und zu Sibiriaken gewordenen eingewanderten Russen.

Zum Teil ist die eingeborene Bevölkerung zum russisch-orthodoxen Glauben bekehrt worden. Gleichwohl feiert sie ebenso wie die noch heidnischen Stämme das „Khamlania" genannte Opferfest. Es wird auf einem Berg unweit von Bjelucha abgehalten. Aus einer Entfernung von vielen hundert Kilometern strömen die Bewohner zusammen, und gerade die Bekenner des russisch-orthodoxen Glaubens betrachten es als eine Ehre, an dem Fest teilzunehmen.

Der Leiter der Feier ist ein Priester, der Kham genannt wird. Bevorzugt wird als Kham ein jüngerer Mann, da dieser die anstrengenden Zeremonien besser ausführen kann. Angetrunken, völlig unbekleidet und mit verbundenen Augen tritt der Kham in die Mitte der Versammlung. Als Opfer ist ein weißes Pferd bestimmt, das an einem Pfahl festgebunden wird. Man richtet seinen Kopf nach oben, legt ihm Stricke um das Maul und verstopft ihm die Ohren mit Moos. Darauf ergreifen alle Festteilnehmer Messer.

Jetzt löst der Kham die Binde von seinen Augen, murmelt Beschwörungsformeln gegen die schwarzen Geister, die die Versammlung wiederholt, heult in langgezogenen Tönen, rollt die Augen, tanzt im Kreise herum und schlägt dabei beständig eine Trommel. Bald ist sein Mund mit Schaum bedeckt, und seine Augen sind blutunterlaufen.

Nun wird das Opfer vollzogen. Auf einen Wink des Khams stürzen sich alle auf das weiße Pferd, das unter den zahllosen Messerstichen zusammenbricht und verblutet. Man zieht ihm sogleich das Fell ab, zerschneidet das Fleisch und wirft die Stücke

in den Opferkessel, der „Khasan" genannt wird. Während das Fleisch gekocht wird, hockt die Versammlung um den Khasan herum. Ist das Fleisch gar, so verschlingt man es ohne Salz und Brot. Das Mahl dauert bis zum Abend.

Das Fell des Opferpferdes wird an einer Stange befestigt, die an eine Fichte gebunden wird. Hier bleibt es hängen, bis es verwittert und zerfällt. Jeder Vorüberziehende blickt es starr an, da es Schutz vor den schwarzen Geistern gewährt und den Jägern Glück bringt. Nach dem Tode des Khams wird auch dessen Trommel an dieselbe Fichte gehängt. Th. S.

Der praktische Sinn der Amerikaner hat sich schon recht früh offenbart, wie aus einem Gesetzesvorschlag hervorgeht, der 1788 vom nordamerikanischen Kongreß mit aller Ernsthaftigkeit beraten, schließlich jedoch mit wenigen Stimmen Majorität abgelehnt wurde. Die Hauptbestimmungen dieses von dem Arzte Archibald Murphi eingebrachten Gesetzentwurfes lauteten nach dem „New Yorker Friedens- und Kriegskurier" vom 19. Januar 1788 folgendermaßen:

„Zur Heranbildung eines für die Ehe geeigneten, in jeder Hinsicht tüchtigen Frauennachwuchses soll bestimmt werden:

1. daß kein Mädchen nach Vollendung des 12. Lebensjahres Leinenwäsche tragen dürfe, die es nicht selbst gewebt habe;

2. daß jedes Mädchen, welches das 10. Lebensjahr vollendet habe, eine öffentlich einzurichtende Kochschule besuchen und nach drei Jahren eine Prüfung ablegen müsse;

3. daß das Tanzen erst vom 18. Lebensjahre gestattet sei;

4. daß Mädchen nie Karten spielen oder Tabak rauchen dürfen;

5. daß aus den Mädchen über 18 Jahren überall Schützenkompanien zu bilden seien, in denen sowohl der Gebrauch von Schußwaffen als auch das Verbinden von Wunden gelehrt werden solle;

6. daß jedes Mädchen erst nach vollendetem 19. Lebensjahre heiraten dürfe, und zwar nach Ablegung einer Hausfrauenprüfung."

Die Zeitung, die unlängst diesen Gesetzentwurf nebst den ebenso eigenartigen Strafandrohungen für Übertretung der

sechs Bestimmungen als eine Erinnerung aus „der guten alten Zeit“ veröffentlichte, bemerkt dazu bissig: „Schade, daß das Gesetz damals nicht die nötige Unterstützung im amerikanischen Kongresse fand. Vielleicht hätten dann auch andere Staaten ähnliche Bestimmungen eingeführt, die fraglos recht geeignet gewesen wären, das heranwachsende Mädchen zu dem zu erziehen, was seine Hauptaufgabe ist: einmal eine gute Hausfrau und Mutter zu werden!“ W. K.

Englischer Söldnerhumor. — Der Marschall Moritz von Sachsen hatte einst in den Niederlanden vierundzwanzig Gefangene gemacht, von denen acht gehängt werden sollten, weil der Feind ebensoviel gefangene Franzosen hingerichtet hatte. Das Los sollte entscheiden, und wer einen weißen Zettel zog, war frei. Ein Engländer namens Haslewood hatte als erster dieses Glück, doch als er abtreten wollte, sah er, wie gerade einer seiner Kameraden, ein Spanier, mit wahrer Todesangst die Hand ausstreckte, um das verhängnisvolle Los zu ziehen. Kaltblütig ging da der Engländer auf ihn zu und bot ihm seinen weißen Zettel für zwei Dukaten an. Jubelnd fiel ihm der Spanier um den Hals und zahlte die beiden Goldstücke.

Es wurde weiter gelost, und als die Reihe an den Engländer kam, zog dieser abermals einen weißen Zettel. Der Marschall, der diesem Vorgang mit Spannung gefolgt war, fragte ihn nun, warum er so leichtsinnig sein Leben aufs Spiel gesetzt habe.

„Ich wage ja mein Leben tagtäglich für einen Sold von zwei Groschen, warum sollte ich es da nicht einmal auch für zwei Dukaten einsetzen?“ erwiderte der Engländer. F. W.

Die zwei Berliner Volksschulen. — Im Jahre 1510 gab es in Berlin nur zwei Schulen. Die eine befand sich in der Nähe der Nikolai- und die andere in der Nähe der Marienkirche. Die Aufgabe dieser Schulen lief darauf hinaus, die Schüler zum Absingen geistlicher Lieder bei Leichenbegängnissen, Prozessionen usw. anzulernen. Bei dieser Gelegenheit mußten sie gleichzeitig für die Lehrer betteln. Der Lehrplan und die Gesamtmasse der Lehrgegenstände waren: die zehn Gebote, das Vaterunser, der Glaube, das Einmaleins und einige grammatische Sätze.

Ein treffendes Bild des Schul- und Kulturzustandes der

damaligen Zeit gibt uns der Kommissionsbericht einer Schulvisitation aus jenem Jahre. Zu den Mitgliedern dieser Kommission gehörte auch ein Magister Funk, von dem eine Chronik in plattdeutscher Mundart vorhanden ist. In derselben berichtet er folgendes: Die Kommission sendete ein Mitglied in die Schulen, um die Lehrer zu examinieren. Ein solcher wurde gefragt, was er seine Kinder bisher gelehrt habe. Die Antwort lautete: „Den Glauben.“ Er gab auch noch den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses von sich, aber damit war es auch zu Ende. Den zweiten wußte er nicht. Auf die Frage: „Von wem ist Christus, Gottes Sohn, geboren?“ gab er die unglaubliche Antwort: „Von Pontius Pilatus.“ A. Sch.

Die gefährlichen Blondinen. — Wer hat Schuld an den 110 000 Ehescheidungen, die im letzten Jahre in den Vereinigten Staaten stattfanden?

Die Blondinen und nur die Blondinen, behauptet das „American Magazine“. Und es beweist diese schwere Anschuldigung, indem es Gutachten einiger bedeutender amerikanischer Juristen, die „Spezialisten in Ehescheidungssachen sind“, wiedergibt. Danach entfallen neun Zehntel aller Ehescheidungen auf Blondinen. Der Richter Gingerich vom New Yorker Gerichtshofe hat in der letzten Zeit 220 Ehescheidungsprozesse entschieden, und in 210 waren Blondinen die Schuldigen. „Ich weiß nicht, woher es kommt,“ meint der genannte Richter, „daß die Blondinen so gefährlich sind, aber es ist nun einmal so.“

Ebenso ungünstig lautet die Auskunft des New Yorker Rechtsanwalts Hermann L. Roth, der die Scheidungsprozesse verschiedener Persönlichkeiten von hoher gesellschaftlicher Stellung geführt hat. Auch er kommt auf Grund seiner Erfahrungen zu dem Ergebnis, daß in 90 Prozent der Fälle Blondinen die Schuldigen sind. Überhaupt fällt er ein sehr ungünstiges Urteil über den Charakter blonder Frauen, denen er nachsagt, daß sie eitel und wankelmütig seien, den Flirt und die Gefallsucht lieben.

Ein bekannter Theateragent will die Erfahrung gemacht haben, daß gewöhnlich blonde Schauspielerinnen in Familiendramen die Intrigantinnen spielen, also die Rollen der Frauen,

die mit rücksichtsloser Energie die anderen niedertreten, während die Rollen der bedauernswerten Wesen, die durch ihr gutes Herz unterliegen, gewöhnlich von Brünetten gespielt werden.

Ein ebenso hartes Urteil fällt ein anderer in Ehesachen viel aufgesuchter Jurist, George Robinson. Er hat die Erfahrung gemacht, daß in vielen Fällen, wo die Brünette der schuldige Teil ist, sie durch ihre Herzensgüte ihren Mann wiederzugewinnen weiß.

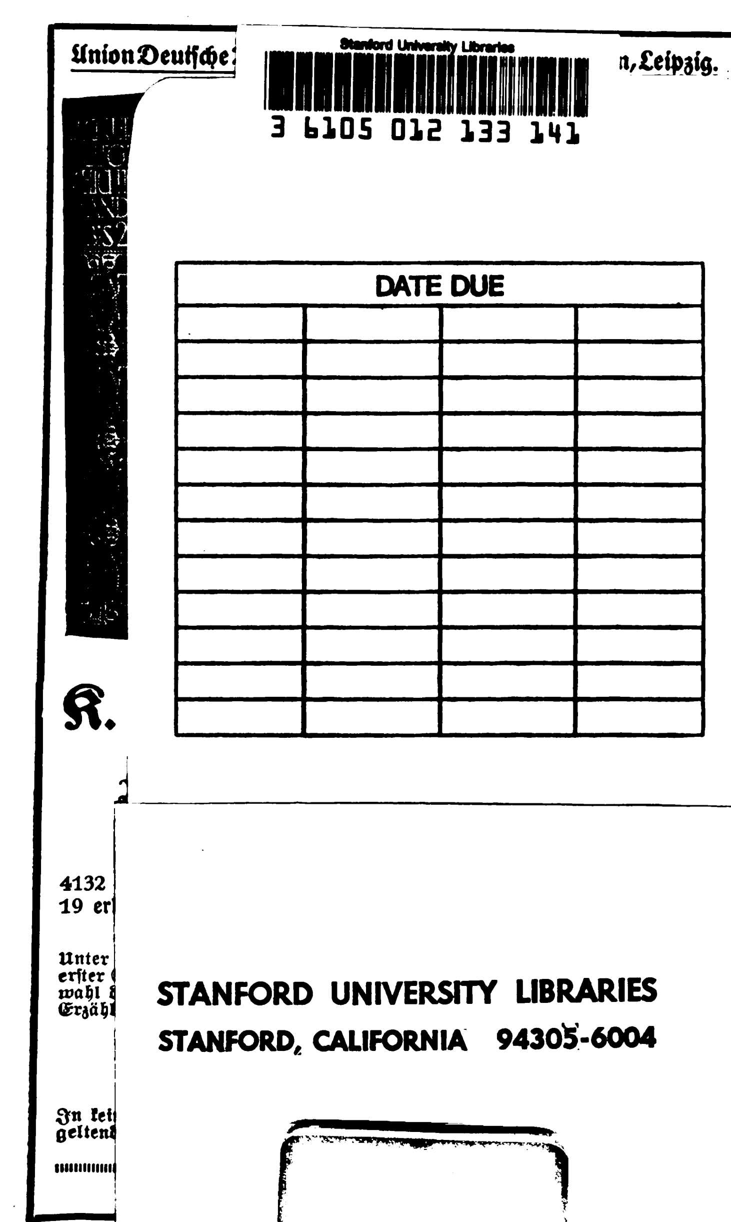
Im übrigen sind die Brünetten mit dem Heiraten schlechter daran, da erfahrungsgemäß ein viel höherer Prozentsatz Brünetter unverheiratet bleibt. Es scheint also, daß diese teuflischen, entzückenden blonden Frauen auf die Männer einen weit unwiderstehlicheren Reiz ausüben als die braven Brünetten, und damit mögen sie sich über die unhöflichen amerikanischen Juristen trösten. O. v. B.

Russische Sauberkeit. — Im Jahre 1889 hielt sich der russische Kreuzer „Wladimir Monomach" auf der Heimreise von Wladiwostok nach Petersburg mehrere Tage im Kriegshafen zu Kiel auf. Das Schiff führte noch volle Takelage und war schon zur damaligen Zeit veraltet.

Den deutschen Marineoffizieren fiel das schmucke Aussehen des russischen Kreuzers auf, um so mehr, als er eine so lange Seefahrt hinter sich hatte. Insbesondere erregte das tadellose Weiß der Hängemattsäcke der Mannschaft die Bewunderung unserer Offiziere, wobei erwähnt sei, daß die zusammengebundenen Hängematten bei allen alten Kriegschiffen in einem Behältnis über die ganze Linie der Reling untergebracht waren, so daß die weißleinenen Beutel, nebeneinanderliegend, einen wirkungsvollen Abschluß der Umrisse des Schiffsrumpfes bildeten und von der Ferne wie eine weiße Perlenkette aussahen.

Der erste Offizier des „Wladimir Monomach" erklärte die Ursache der großen Reinheit der Hängematten seinen deutschen Kameraden damit, daß er lachend rief: „Hab' ich die Schweine natürlich niemals drin schlafen lassen." M.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


Union Deutsche
n, Leipzig.
Stanford University Libraries
3 6105 012 133 141
DATE DUE
K.
4132
19 er
Unter
erster
wahl
Erzähl
In kei
geltend
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
Digitized by Google

